T. Lobsang Rampa

Die dreizehnte Kerze

Widmung

Miss Betty Jessee
Eine Freundin

T. Lobsang Rampa

Die dreizehnte Kerze

Englische Ausgabe unter dem Titel:
«THE THIRTEENTH CANDLE» by T. Lobsang Rampa · Corgi Books · Great Britain
Corgi Books are published by Transworld Publishers, Ltd. · Great Britain
© 1972 T. Lobsang Rampa

Autor: Tuesday Lobsang Rampa
Titel: Die dreizehnte Kerze
Titelbild: Alle Rechte vorbehalten
Überarbeitete Ausgabe: Mai 2026
Übersetzung: Irene Jacob
Die deutsche Übersetzung ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung · Nicht kommerziell · Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. CC BY-NC-ND 4.0 DEED | Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, besuchen Sie: http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de
Schriftliche Anfragen an: Creative Commons, PO Box 1866, Mountain View, CA 94042, USA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2025 T. Lobsang Rampa
Verlag: BookRix GmbH & Co. KG · München
ISBN: 978-3-9550-0950-2

Inhaltsverzeichnis

Thematisches Inhaltsverzeichnis 6

Zum Buchtitel 8

Kapitel 1 9

Kapitel 2 27

Kapitel 3 47

Kapitel 4 65

Kapitel 5 85

Kapitel 6 105

Kapitel 7 123

Kapitel 8 141

Kapitel 9 159

Kapitel 10 175

Kapitel 11 195

Kapitel 12 207

Thematisches Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1
Nahtoderfahrung | Außerkörperliche Erfahrung | Astralreisen | Leben nach dem Tod | Kontakt mit Verstorbenen | Telefon auf die Andere Seite **9**

Kapitel 2
Sterben und Sterbebegleitung in Tibet | Totenritual | Übergang | Rezitationen | Anweisungen an den Sterbenden | Zwischenzustand | Ätherkörper | Seelenkörper **27**

Kapitel 3
Homosexualität | Reaktion und Stellungnahme eines Lesers | Veröffentlichung eines ausführlichen Erfahrungsberichts eines Lesers **47**

Kapitel 4
Leserbriefe | Antworten des Autors auf Leserbriefe | Die Geschichte einer jungen homosexuellen Frau..... **65**

Kapitel 5
Ein erfahrener Lama und ein junger Akoluth in den Bergen Tibets | Körperhaltung | Körperübungen | ‹Holzhacker-Übung› | Atem | Atemmethoden..... **85**

Kapitel 6
Der erfahrene Lama und der junge Akoluth auf dem Weg in ein abgelegenes Lamakloster | Die Radiofabrik auf der anderen Seite der Welt | Kommentar eines Lesers in der Radiozeitschrift ‹Wireless World› | Auszug aus dem Artikel ‹Elektronische Kommunikation mit den Toten?› | Radiostimmenforschung | Forschungsergebnisse des Autors Dr. Raudive | Anweisungen von Atemübungen **105**

Kapitel 7
Leserbriefe | Stellungnahme des Autors bezüglich geschäftlicher Tätigkeit | Was ist das Überselbst? | Schutzengel, geistige Führer, usw. | Schmerz, Leid und Karma | Spiritistische Sitzungen | Geisterscheinungen und Manifestationen | In der Astralwelt umhertreibende Gestalten, Wesen und Gedankenformen | ‹Botschaften› aus dem Jenseits | Gruppen, Zirkel und Sekten **123**

Kapitel 8
Einschränkungen im Leben des Autors | Telepathische Kommunikation mit Tieren | Leserbriefe | Lotossitz | Wie sehe ich auf der Anderen Seite aus? | Fegefeuer – was ist das? | Zeitalter des Kali | Die Aufgabe des Autors | Akasha-Chronik | Unterschied Ost und West – Denken in Konzepten statt in konkreten Begriffen | Buddhaschaft **141**

Kapitel 9
Die alte Frau aus dem Teeland | Familientragödie | Trauer und Verzweiflung | Gedanken an Selbstmord | Die Bühne namens Erde | Lebensaufgabe **159**

Kapitel 10
Antworten auf Leserfragen | Welche Belohnung erhalte ich für die Mühen des Lebens | Das Überselbst und seine Erweiterungen | Inkarnation als Mann oder Frau | Weihrauch | Pressefreiheit mit Beigeschmack | Euthanasie, Sterbehilfe | Schwangerschaftsabbruch | Aura | Akasha-Chronik | Gesundbeten | Geistheilung **175**

Kapitel 11
Fragen von Lesern | Das Mysterium Shakespeare | Anleitung zum Astralreisen | Angst | Entwicklungsstand des Bewusstseins | Dimensionen und Universen **195**

Kapitel 12
Der fehlende Index in den Büchern von Lobsang Rampa | Die wertvolle Arbeit von Mrs. Maria Pien | Worte der Weisheit **207**

Zum Buchtitel

«Die dreizehnte Kerze»? Nun ja, an sich sollte es ein logischer Titel sein, der sich aus dem ableitet, was ich zu tun gedenke. Ich versuche, «eine Kerze anzuzünden», was weitaus besser ist, als «die Dunkelheit zu verfluchen». Dies ist mein dreizehntes Buch, und ich hoffe, dass es meine dreizehnte Kerze sein wird.

Sie nehmen vielleicht an, dass es eine sehr kleine Kerze ist, vielleicht eine dieser Geburtstagskerzen. Aber ich hatte noch nie einen Kuchen mit Kerzen darauf – nicht einmal einen Geburtstagskuchen! Und jetzt, mit meiner strengen zuckerfreien und kalorienarmen Diät von nicht mehr als tausend Kalorien am Tag, ist es ohnehin zu spät, um mich um Gebäck zu kümmern.

Also seien Sie etwas nachsichtig mit mir und tun wir so, als wäre dies «die dreizehnte Kerze», auch wenn sie nur so klein ist wie die Kerze auf einem Puppengeburtstagskuchen.

Kapitel 1

Mrs. Martha MacGoohoogly schritt zielstrebig auf ihre Küchentür zu und hielt ein zerfleddertes Stück Zeitung in ihrer fülligen Hand. Draußen, auf dem ausgetrockneten und von Unkraut überwucherten Grundstück, das ihr hinter dem Haus als «Garten» diente, blieb sie stehen. Sie blickte sich um wie ein Kampfstier in der Brunftzeit, der auf die Ankunft von Rivalen wartete. Zufrieden – oder enttäuscht, dass sich keine Rivalen zeigten, eilte sie zu dem kaputten Zaun, der die Grenze des Gartens markierte.

Dankbar stützte sie ihren üppigen Busen auf einen wurmzerfressenen Gartenpfosten ab, schloss die Augen und öffnete ihren Mund.

«Hey, Maud!», schrie sie laut über die angrenzenden Gärten hinweg, und ihre Stimme hallte mehrmals von der nahegelegenen Fabrikwand wider. «Hey, Maud, wo steckst'te?» Sie schloss den Mund, öffnete die Augen wieder, blieb regungslos stehen und wartete das Ergebnis ab.

Aus der Richtung des übernächsten Hauses drang das Klirren eines fallengelassenen und zerborstenen Tellers herüber. Kurz darauf flog die Küchentür auf, und eine kleine, schmächtige Frau stürzte heraus und wischte sich aufgeregt die Hände an ihrer abgetragenen Schürze ab.

«Nu' denn», knurrte sie ärgerlich herüber, «was willst'te?»

«Hey, Maud, hast'te das schon gelesen?», rief Martha zurück und schwenkte die zerfledderte Zeitungsseite über ihrem Kopf hin und her.

«Wie soll ich denn wissen, ob ich es schon gelesen habe, wenn ich es nicht zuerst sehe?», schnaubte Maud. «Könnte sein – oder auch nicht. Worum geht's denn? Um einen weiteren Sexskandal?»

Mrs. Martha MacGoohoogly kramte in ihrer Schürzentasche herum und holte eine große Hornbrille heraus, die mit kleinen Steinchen überreichlich verziert war. Sorgfältig putzte sie die Gläser an ihrem Schürzenzipfel ab, bevor sie sie aufsetzte und ihre Haare über ihren Ohren wieder in Ordnung brachte. Dann putzte sie geräuschvoll die Nase an ihrem Ärmelrücken ab

und schrie hinüber: «Es ist aus dem Dominion – mein Neffe hat es mir geschickt.»

«Dominion? Was für ein Geschäft ist denn das? Haben die gerade ein Sonderangebot?», rief Maud mit einem Anflug von Interesse hinüber.

Martha schnaubte verächtlich. «Nee!», rief sie genervt. «Weißt du denn gar nichts? Dominion – du weißt doch, Kanada – Dominion of Canada. Mein Neffe hat mir den Bericht geschickt. Warte kurz, ich bin gleich bei dir.» Sie hievte ihren Busen vom Zaun, steckte ihre Brille in die Schürzentasche und eilte durch den verwilderten Garten zur kleinen Seitenstraße am Ende des Grundstücks. Maud seufzte resigniert und ging ihr langsam entgegen.

«Schau dir das mal an!», rief Martha, als sie sich auf der kleinen Seitenstraße am Gartentor des freien Grundstücks zwischen ihren zwei Häusern trafen. «Schau dir doch nur einmal diesen Unsinn an, den sie jetzt wieder schreiben. Seele? So etwas gibt es doch gar nicht! Wenn man tot ist, ist man tot, einfach so – puff!» Ihr Gesicht lief rot an, und während sie das Zeitungsstück unter Mauds langer, dünner Nase hin- und herschwenkte, sagte sie ärgerlich: «Ich verstehe einfach nicht, wie sie damit durchkommen. Wenn man stirbt, ist es doch, wie wenn man eine Kerze ausbläst und danach gibt es nichts mehr. Mein armer Mann, Gott hab ihn selig, meinte zwar immer vor seinem Tod, es sei eine große Erleichterung zu wissen, dass er seine ehemaligen Arbeitskollegen nie mehr wiedersehen müsse.» Sie schniefte beim bloßen Gedanken an ihn hörbar auf.

Maud O'Haggis ließ den Blick an den Seiten ihrer Nase hinabgleiten und wartete geduldig, bis ihre Freundin ausgeredet hatte. Schließlich packte sie die Gelegenheit beim Schopfe und fragte: «Aber worum geht es eigentlich in diesem Bericht, der dich so aus der Fassung bringt?»

Wortlos überreichte Martha MacGoohoogly ihr das zerfledderte Zeitungsstück, das die ganze Aufregung verursacht hatte.

«Nein, meine Liebe», sagte sie plötzlich, nachdem sie ihre Stimme wiedergefunden hatte. «Du liest die falsche Seite.»

Maud drehte die Zeitungsseite um und begann erneut zu lesen, während ihre Lippen dabei stumm die gelesenen Worte formten.

«Hm!», rief sie schließlich aus. «Nein, so was!»

Martha lächelte hochzufrieden. «Und?», sagte sie. «Schon seltsam, dass so etwas überhaupt gedruckt wird. Was hältst du davon?»

Maud drehte die Seite ein paar Mal um und begann erneut auf der falschen Seite zu lesen. Dann sagte sie auf einmal: «Oh, ich weiß, was wir tun könnten. Wir fragen Helen Hensbaum. Sie kann uns das sicher erklären. Sie weiß alles über solche Dinge. Sie liest Bücher.»

«Oh, ich kann diese Frau nicht ausstehen», erwiderte Martha. «Weißt du, was sie neulich zu mir gesagt hat? Sie sagte: ‹Mögen Rüben in Ihrem Bauch wachsen – Gott bewahre, Mrs. MacGoohoogly.› Das hat sie tatsächlich zu mir gesagt, kannst du dir das vorstellen? Diese Frechheit. Pfui!»

«Aber trotzdem, sie versteht etwas von diesen Dingen und kennt sich damit aus. Und wenn wir dem auf den Grund gehen wollen», und dabei schwenkte sie heftig die unselige Zeitungsseite hin und her, «dann müssen wir ihr Spiel mitspielen und ihr ein wenig schmeicheln. Komm, lass uns zu ihr gehen.»

Martha zeigte mit dem Finger die kleine Seitenstraße hinunter. «Dort ist sie», sagte sie, «und hängt gerade ihre Unterwäsche auf – ein recht fesches Frauenzimmer, muss ich schon sagen. Dem Stapel neuer Strumpfhosen nach, müssen sie irgendwo im Angebot gewesen sein. Ich für meinen Teil bleibe bei meinen guten alten Unterhosen, die reichen mir völlig.» Sie hob ihren Rock, um sie zu zeigen. «Hält einen wärmer, wenn man keinen Mann mehr hat!» Sie lachte etwas befangen, und die beiden Frauen schlenderten die kleine Straße hinunter in Richtung Helen Hensbaum und ihrer Wäsche.

Gerade als sie dabei waren, in den Garten von Helen Hensbaum einzubiegen, hielt sie das Geräusch einer zuschlagenden Tür am Weitergehen auf. Vom angrenzenden Garten erschien ein Paar der heißesten Hotpants. Fasziniert blickten die beiden Frauen hinüber. Langsam wanderten ihre Blicke nach oben, über die durchsichtige Bluse bis zum fahl geschminkten Gesicht

des Mädchens. «Nicht zu fassen!», flüsterte Maud O'Haggis. «Es gibt noch Leben in unserer alten Stadt!» Schweigend standen sie da und glotzten, als die junge Frau in ihren Hotpants und auf hohen Absätzen, die so hoch waren wie ihre Moral tief, an ihnen vorbeischritt.

«Da fühlt man sich gleich alt, nicht wahr?», meinte Martha MacGoohoogly. Ohne ein weiteres Wort bogen sie auf das Grundstück der Hensbaums ein und trafen dort auf Mrs. Hensbaum, die der jungen Frau nachsah, wie sie auf die Pirsch ging.

«Einen schönen guten Morgen, Mrs. Hensbaum», rief Martha. «Wie ich sehe, haben Sie eine tolle Aussicht an ihrem Ende der Straße?», und dabei kicherte sie kehlig.

Helen Hensbaum verzog das Gesicht noch finsterer, während sie der jungen Frau nachsah, die die schmale Straße hinunterging. «Ach die!», rief sie verächtlich. «Die hätte schon im Mutterleib tot sein sollen!» Sie seufzte, streckte sich zur hohen Wäscheleine hinauf und zeigte dabei demonstrativ, dass sie tatsächlich Strumpfhosen trug.

«Mrs. Hensbaum», begann Maud, «wir wissen, dass Sie sehr belesen sind und sich mit solchen Dingen auskennen. Deshalb sind wir gekommen, um Sie um Rat zu fragen.»

Sie hielt inne, und Helen Hensbaum lächelte und sagte: «Nun gut, meine Damen, dann kommen Sie doch herein. Ich werde Wasser für eine Tasse Tee aufsetzen. An so einem kalten Morgen wird uns das guttun, und wir können uns eine Weile ausruhen.» Sie wandte sich um und ging voraus in ihr gepflegtes Haus, das im Ort als «Kleindeutschland» bekannt war, weil es so ordentlich und sauber war.

Das Wasser im Teekessel kochte. Der Tee dampfte und Mrs. Hensbaum reichte runde süße Kekse herum, und dann fragte sie: «Also dann, was kann ich für euch tun?»

Maud wies auf Martha und sagte: «Sie hat so eine merkwürdige Geschichte aus Kanada oder von irgend so einem ausländischen Ort gehört.

Ich weiß selbst nicht, was ich davon halten soll. Aber sie kann es Ihnen erzählen.»

Martha setzte sich etwas aufrechter hin und begann: «Hier – schauen Sie sich das an. Das hat mir mein Neffe geschickt. Er ist in Schwierigkeiten geraten wegen einer verheirateten Frau und ist daraufhin nach Montreal abgehauen, irgendwo im Dominion. Manchmal schreibt er mir, und diesmal hat er mir das hier mitgeschickt. Aber an so etwas glaube ich nicht.» Sie reichte ihr die Zeitungsseite, die durch die unsanfte Behandlung inzwischen noch mitgenommener aussah.

Mrs. Helen Hensbaum nahm vorsichtig das Relikt entgegen und legte es auf ein sauberes Blatt Papier. «Ach, so!», rief sie aufgeregt in ihrer Muttersprache und vergaß dabei ganz ihr sonst makelloses Englisch. «Na, so was, das ist gut!»

«Würden Sie es uns vorlesen und uns klar sagen, was Sie davon halten?», fragte Maud.

Mrs. Hensbaum räusperte sich, trank einen Schluck Tee und begann: «Aus dem ‹Montreal Star›, sehe ich. Montag, den 3. Mai 1971. Hmmm. Interessant. Ja, in dieser Stadt war ich auch schon.»

Nach einer kurzen Unterbrechung las sie folgendes aus dem Zeitungsbericht vor:

Er sah sich selbst seinen Körper verlassen – Herzinfarktopfer beschreibt Sterbegefühl. Canadian Press – Toronto: Ein Mann aus Toronto, der letztes Jahr einen Herzinfarkt erlitten hat, berichtete, er habe sich selbst gesehen, wie er seinen Körper verlassen hat, und er hätte ein seltsames Gefühl von Ruhe empfunden während der kritischen Phase, als sein Herz aussetzte.

B. Leslie Sharpe, 68, sagte, dass er, während der Phase, in der sein Herz stillstand, in der Lage war, sich selbst von ‹Angesicht zu Angesicht› zu sehen. Mr. Sharpe beschreibt seine Erfahrung in der neuesten Ausgabe des ‹Canadian Medical Association Journal› in einem Teil eines Berichts von Dr. R. L. MacMillan und Dr. K. W. G. Brown, Vizedirektor der Herzabteilung des Allgemeinen Krankenhauses in Toronto.

In dem Bericht hob der Arzt hervor: ‹Dies könnte das Konzept der Seele sein, die den Körper verlässt.›

Mr. Sharpe wurde ins Krankenhaus eingeliefert, nachdem sein Hausarzt die Schmerzen in seinem linken Arm als Herzinfarkt diagnostiziert hatte.

Am nächsten Morgen schilderte Mr. Sharpe, dass er sich erinnere, auf die Uhr geschaut zu haben, während er im Bett lag und an die Drähte eines Kardiographen und an den intravenösen Schläuchen angeschlossen war.

«Gerade in diesem Augenblick stieß ich einen sehr tiefen Seufzer aus, und mein Kopf kippte auf die rechte Seite. Ich dachte noch: Wieso ist denn jetzt mein Kopf zur Seite gefallen? Ich habe ihn doch gar nicht bewegt. Ich muss wohl eingeschlafen sein. Dann blickte ich auf meinen eigenen Körper, von den Hüften an aufwärts, Angesicht zu Angesicht, wie in einem Spiegel, in dem ich mich in der unteren linken Ecke zu befinden schien. Beinahe unmittelbar danach sah ich mich, wie ich meinen Körper verließ und durch meinen Kopf und meine Schultern herauskam. Meine unteren Gliedmaßen habe ich nicht gesehen. Der Körper, der mich verließ, war nicht gänzlich in Dunstform, dennoch schien er sich ganz leicht auszudehnen, als er aus mir herauskam», sagte Mr. Sharpe.

«Plötzlich saß ich auf einem sehr kleinen Objekt, das sich mit großer Geschwindigkeit bewegte und in einem 45-Grad-Winkel in den trüben, blaugrauen Himmel aufstieg. Unter mir, zu meiner Linken, sah ich eine schneeweiße, wolkenähnliche Substanz, die ebenfalls aufstieg, in eine Richtung, die meinen Kurs kreuzte. Sie hatte eine vollkommen rechteckige Form und war voller Löcher, wie ein Schwamm. Meine nächste Empfindung war, dass ich in einem hellen, schwachgelben Licht schwebte – es war ein überaus herrliches Gefühl. Ich schwebte weiter, und in mir breitete sich ein tiefer innerer Frieden aus. Dann vernahm ich Holzhammerschläge auf der linken Seite. Sie lösten keine eigentlichen Schmerzen aus, doch sie irritierten mich so sehr, dass ich Schwierigkeiten hatte, die Balance zu halten. Ich begann, sie zu zählen, und als ich bei sechs angelangt war, sagte ich laut: ‹Was zum … macht ihr mit mir?› und öffnete meine Augen.»

Er berichtete weiter, dass er alle Ärzte und Schwestern erkannt habe, die um sein Bett versammelt waren. Diese erklärten ihm später, er habe einen Herz-Kreislauf-Stillstand erlitten und man habe ihn mit dem Defibrillator reanimieren müssen – durch elektrische Stromstöße, um sein Herz wieder in den normalen Rhythmus zu bringen.

Die Ärzte erklärten, es sei sehr ungewöhnlich, dass sich ein Herzinfarktpatient an die Ereignisse rund um seinen Infarkt erinnere. In der Regel trete sowohl davor als auch danach eine mehrstündige Amnesie auf.

«Hm!», meinte Helen Hensbaum, als sie den Bericht zu Ende gelesen und sich zurückgesetzt hatte, um die beiden Frauen wieder anzuschauen. «Wie überaus interessant!», wiederholte sie.

Martha MacGoohoogly grinste vor Freude und Selbstzufriedenheit, dass sie «der ausländischen Frau» etwas zeigen konnte, das sie vorher noch nicht gewusst hatte.

«Nicht schlecht, wie?», meinte sie schmunzelnd. «Der reinste, aus der Luft gegriffene Quatsch, nicht wahr?»

Helen Hensbaum lächelte etwas eigenartig, als sie meinte: «So, so, Sie finden das also seltsam? Sie denken – wie haben Sie es genannt? – dass das alles nur Quatsch ist? Nein, meine Damen, das ist etwas ganz Normales. Hier, schauen Sie, ich zeige es Ihnen!»

Sie sprang auf und führte die beiden in ein weiteres Zimmer. Dort stand ein wunderschöner Bücherschrank, randvoll mit Büchern. Mehr Bücher, als Martha jemals in einem Haus gesehen hatte. Helen Hensbaum ging darauf zu und suchte einige bestimmte Bücher heraus.

«Schaut», rief sie und blätterte durch die Seiten, als wären sie alte, geschätzte Freunde. «Schaut – hier steht all das und noch viel mehr. Die Wahrheit. Die Wahrheit, die uns von einem Mann gebracht wurde, der dafür bestraft und verfolgt wurde, nur weil er sie ausgesprochen hat. Und jetzt, bloß weil ein dahergelaufener Journalist einen Bericht darüber schreibt, sind die Leute plötzlich bereit, es für wahr zu halten.»

Mrs. Martha MacGoohoogly warf einen neugierigen Blick auf die Buchtitel: *Das dritte Auge, Ein Arzt aus Lhasa.*

«Wo liegt das denn?», murmelte sie, bevor sie die anderen Titel überflog. Dann wirbelte sie herum und rief empört: «Sie wollen mir aber nicht etwa

sagen, dass Sie dieses ganze Zeug glauben? Verflixt und zugenäht, Herzchen, das ist doch alles Fiktion!»

Helen Hensbaum lachte laut auf: «Fiktion?», stieß sie schließlich hervor. «Fiktion? Ich habe diese Bücher studiert und ich weiß, dass sie wahr sind. Seit ich «Für immer – Du» gelesen habe, kann auch ich Astralreisen.»

Martha schaute sie mit leerem Blick an. «Armes Mädchen, jetzt verwechselt sie noch Deutsch mit Englisch», dachte sie. «Astralreisen? Was ist das denn? Eine neue Fluggesellschaft oder so etwas?» Maud stand mit offenem Mund da, denn all das ging weit über ihr Verständnis hinaus. Alles, was sie lesen wollte, war die «Sonntagsbeilage» mit all den neuesten Berichten über Sexverbrechen.

«Dieses Ustral- oder Astrilreisen oder, was immer das auch ist – was ist das eigentlich?», fragte Martha. «Ist da wirklich etwas dran? Könnte also mein alter Herr, der tot und gegangen ist, Gott hab ihn selig, zu mir kommen und mir verraten, wo er sein Geld versteckt hat, bevor er das Zeitliche gesegnet hat?»

«Ja, ich werde es Ihnen erklären. Ja, das wäre möglich, wenn es dafür einen sehr triftigen Grund gibt und es für das Gute von anderen wäre – ja.»

«Das ist doch alles Quatsch mit Soße», stieß Martha verunsichert hervor. «Jetzt habe ich Angst, heute Nacht schlafen zu gehen, falls mein Alter zurückkommt und mich heimsucht – und wieder seine alten Eskapaden abzieht.» Sie schüttelte traurig ihren Kopf, während sie murmelte: «Im Schlafzimmer war er immer der Größte!»

Helen Hensbaum goss noch mehr Tee nach. Martha MacGoohoogly blätterte durch die Bücher. «Sagen Sie, Mrs. Hensbaum, würden Sie mir eines von diesen ausleihen?», fragte sie.

Mrs. Hensbaum lächelte. «Nein», erwiderte sie. «Ich leihe nie meine Bücher aus, da ein Autor auch leben muss, und das erst noch von einer lächerlichen Summe, die ‹Tantiemen› genannt werden. Sieben Prozent, glaube ich, sind es. Wenn ich also Bücher ausleihe, dann beraube ich einem Autor seinen Lebensunterhalt.» Sie schwieg einen Augenblick, dachte nach und dann

sagte sie: «Ich sage Ihnen was», eröffnete sie, «ich werde Ihnen eine Auswahl seiner Bücher als Geschenk kaufen, dann können Sie die Wahrheit selbst lesen. Was halten Sie davon?»

Martha schüttelte zweifelnd den Kopf. «Nun ja, ich weiß nicht so recht», sagte sie. «Ich weiß es schlicht nicht. Mir gefällt der Gedanke einfach nicht, dass ein Leichnam, den wir ordentlich in eine Kiste gepackt, vernagelt und unter die Erde geschaufelt haben, plötzlich spukhaft zurückkehren und uns zu Tode erschrecken kann.»

Maud fühlte sich etwas ausgeschlossen und fand, dass es an der Zeit sei, auch noch ihren «Beitrag» zu leisten.

«Ja», sagte sie zögernd. «Wenn wir jemanden in einer dicken Rauchwolke durch den Kamin des Krematoriums hinaufschicken – nun ja, dann dachte ich, dass das eigentlich das Ende der ganzen Geschichte sein sollte!»

«Aber schauen Sie», unterbrach Martha und warf Maud einen vorwurfsvollen Blick zu, «wenn es, so wie Sie sagen, ein Leben nach dem Tode gibt, warum gibt es dann keinen Beweis dafür? Sie sind gegangen, und das ist dann das Letzte, was wir von ihnen gehört haben. Gegangen – und wenn sie wirklich weiterleben würden, dann würden sie sich doch, Gott bewahre, mit uns in Verbindung setzen!»

Mrs. Hensbaum saß einen Augenblick schweigend da, dann erhob sie sich und ging zu einem kleinen Schreibtisch hinüber. «Schaut», sagte sie, als sie mit einem Foto in der Hand zurückkehrte. «Schaut es euch an. Das ist ein Foto von meinem Zwillingsbruder. Er befindet sich in russischer Gefangenschaft in Sibirien. Wir wissen, dass er noch am Leben ist, da uns das Schweizerische Rote Kreuz entsprechend informiert hat. Allerdings können wir keine Nachricht von ihm erhalten. Ich bin seine Zwillingsschwester und ich weiß, dass er noch lebt.»

Martha saß da und starrte auf das Foto und drehte das eingerahmte Bild immer wieder um.

«Meine Mutter lebt in Deutschland, in Ostdeutschland. Sie lebt auch noch, aber wir können nicht miteinander kommunizieren. Beide sind also

immer noch auf dieser Erde, das heißt, auch wenn wir keinen Kontakt miteinander haben, sind sie dennoch unter uns! Stellen Sie sich nun vor, Sie hätten einen guten Freund in Australien, den Sie anrufen möchten. Selbst wenn Sie seine Telefonnummer hätten, müssten Sie den Zeitunterschied beachten und eine technische Verbindung über ein Telefon herstellen. Doch selbst dann wäre nicht garantiert, dass Sie ihn erreichen könnten. Vielleicht ist er bei der Arbeit oder im Kino. Und das ist nur Australien – gerade mal auf der anderen Seite der Welt. Und jetzt denken Sie nur einmal an die Schwierigkeiten, mit jemandem zu telefonieren, der bereits die Schwelle des Erdenlebens überschritten hat.»

Martha begann zu lachen. «Oh du lieber Himmel, Mrs. Hensbaum! Sie sind mir aber eine Nummer!», kicherte sie. «Telefonieren, sagten Sie, mit der anderen Seite des Lebens.»

«Oh, Moment mal!», rief Maud plötzlich aufgeregt dazwischen. «Ja, natürlich, das ist gar nicht so abwegig! Mein Sohn arbeitet in der Elektronikindustrie bei der BBC, und er erzählte uns – ihr wisst ja, wie Jugendliche manchmal so daherreden – von einem alten Kauz, der so ein Telefon erfunden hat. Und es hat funktioniert! Es lief mit Mikrofrequenzen oder so etwas, aber dann wurde alles vertuscht. Ich nehme an, die Kirche hat interveniert.»

Mrs. Hensbaum lächelte Maud anerkennend an und fügte hinzu: «Ja, das ist absolut wahr. Dieser Autor, von dem ich euch erzählt habe, versteht einiges auf diesem Gebiet. Die Entwicklung dieses Apparates wurde aus Geldmangel eingestellt, glaube ich. Doch trotzdem kommen immer wieder Mitteilungen durch. Es gibt keinen Tod.»

«Ja dann beweisen Sie das mal!», rief Martha ungehalten aus.

«Ich kann Ihnen das nicht einfach so beweisen», erwiderte Mrs. Hensbaum milde, «aber betrachten Sie es auf diese Weise: Nehmen Sie einen Eisblock, der den Körper repräsentiert. Das Eis schmilzt, so wie sich der Körper nach dem Tod zersetzt. Übrig bleibt Wasser – das die Seele darstellt – die sich davonmacht.»

«Unsinn!», rief Martha aus. «Wir können das Wasser sehen, aber zeigen Sie mir mal die Seele!»

«Sie haben mich unterbrochen, Mrs. MacGoohoogly», erwiderte Mrs. Hensbaum. «Das Wasser verdunstet und es entsteht ein unsichtbarer Dampf, und der repräsentiert die Stufe des Lebens nach dem Tod.»

Maud war verärgert, weil sie bei diesem Gespräch auf der Strecke geblieben ist. Nach längerem Zögern sagte sie: «Ich nehme an, Mrs. Hensbaum, dass wir, wenn wir mit unseren lieben Dahingeschiedenen in Kontakt treten wollen, eine spiritistische Sitzung aufsuchen müssen, die uns dann mit dem Geistigen in Kontakt bringt?»

«Oh nein, meine Liebe!», lachte Martha, die eifersüchtig ihre Position verteidigte. «Wenn man ‹Geistiges› möchte, dann geht man in ein Pub und trinkt einen Scotch. Die alte Mrs. Knickerwhacker soll angeblich ein gutes Medium sein, aber sie liebt die andere Sorte Geistiges ebenfalls. Haben Sie schon einmal an einer spiritistischen Sitzung teilgenommen, Mrs. Hensbaum?»

Helen Hensbaum schüttelte betrübt den Kopf. «Nein, meine Damen», erwiderte sie. «Ich gehe zu keinen spiritistischen Sitzungen. Ich habe kein Vertrauen in sie. Viele, die sich dorthin begeben, glauben aufrichtig daran, doch – oh! – sie werden dort gewaltig in die Irre geführt.» Sie schaute auf die Uhr und sprang erschrocken auf. «Mein lieber Gott!», rief sie auf Deutsch. «Das Mittagessen meines Mannes, ich sollte es vorbereiten.» Als sie sich wieder etwas gefasst hatte, fuhr sie ruhiger fort: «Wenn Sie Interesse daran haben, kommen Sie doch heute Nachmittag um drei Uhr nochmals hierher und wir setzen unser Gespräch fort. Doch jetzt muss ich mich um meine Haushaltspflichten kümmern.»

Martha und Maud erhoben sich und gingen zur Tür. «Ja», sagte Martha, die, ungefragt, für beide sprach, «wir werden also um drei Uhr, so wie Sie es uns vorgeschlagen haben, wiederkommen.»

Gemeinsam gingen sie durch den hinteren Garten und auf die kleine Seitenstraße. Nur einmal noch sagte Martha etwas, als sie auseinandergingen.

«Na ja, ich weiß nicht recht», bemerkte sie, «ich weiß nicht recht. Also dann treffen wir uns hier um zehn vor Drei. Bis bald», und sie bog ab zu ihrer Tür, während Maud noch ein Stück weiterging bis zu ihrem Haus, wo sie wohnte.

In Hensbaum's Haus fegte Mrs. Hensbaum ungestüm und mit kontrollierter deutscher Gründlichkeit herum und murmelte sonderbare Worte vor sich hin. Teller und Essbesteck flogen ihr von der Hand, um auf dem Tisch ihren unfehlbaren Platz zu finden, so als wäre sie eine hochbezahlte Jongleurin in einem Berliner Varieté. Und als die Vorderpforte klickte und die bedächtigen Schritte ihres Mannes die Türe erreichte, war alles bereit – und das Mittagessen wurde serviert.

Die Sonne hatte ihren Höchststand bereits überschritten und sank langsam gen Westen, als Maud aus ihrer Tür trat und zügig auf das Haus ihrer Freundin zusteuerte. In ihrem blumenbedruckten Kleid, das unverkennbar nach einem Kaufhaus in der Nähe von Wapping Steps aussah, war sie eine bemerkenswerte Erscheinung.

«Yoo hoo, Martha!», rief sie, als sie das Gartentor erreichte.

Martha öffnete die Türe und blinzelte Maud überrascht an. «Donnerwetter!», stieß sie mit beeindruckter Stimme hervor. «Rührei und Sonnenuntergang, was?»

Maud runzelte die Stirn. «Dein Rock ist viel zu eng, Martha», konterte sie. «Man sieht ja die ganzen Konturen deines Hüfthalters und deines Schlüpfers. Wer bist du überhaupt, dass du so etwas sagst?»

Und wahrhaftig, Martha sah wirklich etwas fragwürdig aus! Ihr zweiteiliges Kleid, bestehend aus einem perlgrauen Juppe und einem passenden Jackett, war derart eng, dass es fast schon unverschämt wirkte. Ein Anatomiestudent hätte keinerlei Mühe gehabt, sämtliche «Orientierungspunkte» ihres Körpers zu lokalisieren – inklusive der linea alba. Ihre Absätze waren so hoch, dass sie gezwungen war zu stolzieren, und die unnatürliche Höhe sorgte für ein ausgeprägtes Hüfteschwingen und ein gewisses Hinternwackeln. Und mit ihrer ansehnlichen Ausstattung in der «Milchbar-Abteilung»

musste sie eine bemerkenswerte Haltung einnehmen – wie ein amerikanischer Soldat auf einer Parade.

Zusammen marschierten sie die kleine Seitenstraße hinauf und betraten Hensbaums Garten hinter dem Haus. Mrs. Hensbaum öffnete beim ersten Klopfen die Türe und bat sie hereinzukommen.

«Oh, Mrs. Hensbaum!», bemerkte Maud in einigem Erstaunen, als sie die gute Stube betraten. «Sind Sie in den Bücherhandel eingestiegen?»

«Oh, nein, Mrs. O'Haggis», erwiderte die deutsche Frau mit einem Lächeln. «Da Sie ein so großes Interesse an Geisteswissenschaften zeigten, hielt ich es für eine gute Idee, Ihnen beiden eine Auswahl dieser Rampa-Bücher als Geschenk zu besorgen.»

«Donnerwetter!», murmelte Martha und drehte eines der Bücher in den Händen um. «Ein seltsam aussehender alter Typ, nicht wahr? Hat er wirklich eine Katze, die wie hier auf diesem Bild aus seinem Kopf wächst.»

Mrs. Hensbaum lachte schallend und dabei überzog eine leichte Röte ihr Gesicht. «Ach nein!», rief sie aus. «Die Verleger nehmen sich bei den Bucheinbänden immer sehr große Freiheiten heraus. Der Autor hat kein Mitspracherecht in dieser Angelegenheit. Wartet – ich zeige ihn euch», und sie eilte weg die Treppe hinauf, um kurz darauf etwas atemlos und mit einem kleinen Foto in der Hand zurückzukehren. «So sieht der Autor aus. Ich habe ihm geschrieben, und er hat mir geantwortet und mir dieses Foto geschickt, das ich in Ehren halte.»

«Aber, Mrs. Hensbaum», sagte Martha etwas aufgeregt, als sie dasaßen und über diese Dinge diskutierten. «Mrs. Hensbaum, Sie haben doch für all das gar keine Beweise. Das ist doch alles nur Fiktion.»

«Mrs. MacGoohoogly», erwiderte Mrs. Hensbaum, «da liegen Sie ziemlich falsch. Es gibt Beweise – aber Beweise, die erfahren und erlebt werden müssen. Mein Bruder befindet sich in den Händen der Russen. Ich erzählte einer Freundin von mir, Miss Rhoda Carr, dass er mich in der Astralwelt besucht und mir gesagt habe, er befinde sich in einem Gefängnis namens Dnepropetrowsk. Er sagte, es sei eine sehr große Gefängnisanlage in

Sibirien. Ich hatte davon noch nie etwas gehört. Miss Rhoda Carr sagte zunächst nichts, aber einige Wochen später schrieb sie mir und bestätigte es. Sie steht mit einer Organisation in Kontakt, und es war ihr möglich, mittels verdeckter Freunde in Russland Nachforschungen anzustellen. Noch interessanter war, dass viele Menschen ähnliche Erlebnisse über ihre in Russland inhaftierten Verwandten berichteten – und das alles, so erklärte sie, mithilfe okkulter Methoden.»

Maud saß mit offenem Mund da, dann setzte sie sich aufrecht hin und sagte: «Meine Mutter hat mir einmal erzählt, dass sie zu einer spiritistischen Sitzung gegangen sei, und ihr seien dort einige wahre Dinge gesagt worden. Alles, was ihr gesagt wurde, sei wahr geworden. Aber warum sagten Sie, dass Sie nichts von diesen spiritistischen Sitzungen halten, Mrs. Hensbaum?»

«Nein, ich habe nicht gesagt, dass ich nichts von ihnen halte. Ich sagte, dass ich ihnen nicht vertraue. Auf der anderen Seite des Todes gibt es schelmische Geistwesen, die die Gedanken der Anwesenden lesen und mit ihnen Spielchen treiben können. Sie lesen deren Gedanken und geben dann Botschaften weiter, wobei sie so tun, als kämen sie von einem bedeutenden indischen spirituellen Führer oder von einem lieben, verstorbenen Angehörigen. Die meisten dieser Botschaften sind jedoch unsinnig und bedeutungslos, doch durch Zufall kann es manchmal vorkommen, dass etwas auch ziemlich zutreffend ist.»

Martha kicherte. «Die würden wahrscheinlich ein wenig erröten, wenn sie meine Gedanken lesen könnten. Ich war noch nie ein braves Sonntagsschulkind.»

Mrs. Hensbaum lächelte und fuhr fort: «Die Menschen täuschen sich sehr in Bezug auf diejenigen, die ins Jenseits hinübergegangen sind. Auf der Anderen Seite haben sie Aufgaben zu erledigen. Sie hängen nicht einfach herum und warten lechzend darauf, dumme Fragen zu beantworten. Sie haben ihre eigene Arbeit, der sie nachgehen müssen. Sagen Sie, Mrs. O'Haggis, wären Sie erfreut, einen lästigen Telefonanruf zu erhalten, wenn Sie gerade in Eile wären und dringend etwas erledigen müssten? Oder Sie, Mrs.

MacGoohoogly, würden Sie freundlich jemandem die Tür öffnen, wenn Sie bereits zu spät zu Ihrem Bingo-Spiel wären?»

«Oh, sie hat recht, weißt du», bemerkte Martha. «Aber Sie sprachen von bedeutenden indischen spirituellen Führern. Ich habe davon gehört. Warum müssen es überhaupt Inder sein?»

«Mrs. MacGoohoogly, schenken Sie solchen Geschichten keine Beachtung», antwortete Mrs. Hensbaum. «Die Menschen erdenken sich manchmal einfach indische spirituelle Führer, tibetische Meister oder was auch immer. Bedenken Sie doch nur einmal: Hier, in diesem Leben, betrachtet man Inder, Tibeter oder Chinesen oft als arme, unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen, die keinen weiteren Gedanken wert sind. Wie kann es dann sein, dass wir sie plötzlich als geistige Genies ansehen, sobald sie die Andere Seite erreicht haben? Nein, viele, meist unwissende Menschen, ‹wählen› einen bedeutenden spirituellen, indischen Führer aus, weil es mysteriöser klingt. In Wirklichkeit gibt es nur einen wahren Führer, den wir haben – unser eigenes Überselbst.»

«Oh, das, was Sie zuletzt gesagt haben, geht uns viel zu weit, Mrs. Hensbaum! Sie haben uns da mitten im Satz abgehängt.»

Mrs. Hensbaum lachte und erwiderte: «Tatsächlich, Sie sollten vielleicht zuerst die Bücher lesen. Beginnen Sie doch mit dem ‹Das dritte Auge›.»

«Wenn ich so direkt sein darf», Mrs. Hensbaum, «dürften wir vielleicht wieder einmal vorbeikommen und uns mit Ihnen unterhalten?», fragte Maud O'Haggis.

«Ja natürlich dürft ihr das, es wird mir eine Freude sein», erwiderte Mrs. Hensbaum gastfreundlich. «Wir könnten doch gleich vereinbaren, uns hier in einer Woche, um dieselbe Zeit wiederzutreffen?»

Ein paar Minuten später schlenderten die beiden Damen erneut die kleine Seitenstraße entlang, beide mit einem Stapel Bücher unter dem Arm, die ihnen von Mrs. Helen Hensbaum geschenkt worden waren.

«Ich wünschte, sie hätte uns noch etwas mehr darüber gesagt, was geschieht, wenn wir sterben», sagte Maud versonnen.

«Ach, du wirst es bald wissen, so wie du aussiehst», antwortete Martha.

In den Häusern von MacGoohoogly und O'Haggis brannten die Lichter noch lange. Bis tief in die Nacht hinein schimmerte Licht durch die roten Rollläden von Marthas Schlafzimmer. Und hin und wieder ließ ein Windstoß die schweren grünen Gardinen in Mauds Wohnzimmer zur Seite wehen, sodass der Blick auf sie frei wurde, zurückgelehnt in einem hohen Sessel, ein Buch fest in den Händen haltend.

Ein Nachtbus rollte vorbei und brachte die Reinigungskräfte der Büros von der Spätschicht nach Hause. In der Ferne ratterte ein schwer beladener Güterzug über die Geleise des Rangierbahnhofs, wobei seine Wagen über die Schienen schaukelten und rumpelten. Ein Sirenengeheul drang herüber – die Polizei oder die Ambulanz, doch weder das eine noch das andere war für Maud von Belang. Sie war ganz in ihr Buch vertieft. Von der Rathausuhr ertönte ein Läuten, dann schlug die Stunde und verkündete den nahen Morgen. Schließlich erlosch das Licht in Marthas Schlafzimmer. Kurz darauf wurde auch in Mauds Wohnzimmer die Lampe gelöscht, und wenig später erschien für einen Moment ein heller Schein in ihrem Schlafzimmer.

Das Klappern des Milchmanns durchbrach die friedvolle Stille der frühen Morgenstunden. Kurz darauf rückten die Straßenreiniger mit ihren rollenden, metallisch klirrenden Handwagen an. Busse schwenkten in die Straßen ein, um die Frühschichtarbeiter aufzunehmen, die gähnend ihren Arbeitsweg antraten. Rauch stieg aus unzähligen Kaminen auf. Türen öffneten sich hastig und fielen eilig ins Schloss, während die Hausbewohner im täglichen Wettlauf mit der Zeit hinausstürmten, um den Zug nicht zu verpassen.

Schließlich schoss der rote Rollladen von Marthas Schlafzimmer mit solcher Wucht nach oben, dass das Zugband ins Tanzen geriet. Aufgeschreckt und schlaftrunken blickte Martha mit ausdruckslosem Gesicht auf eine unbekümmerte Welt. Ihre in Lockenwickler gedrehten Haare, verliehen ihr ein wildes, ungepflegtes Äußeres, während das weite Flanellnachthemd ihre füllige Gestalt und ihre mehr als üppige Oberweite zusätzlich betonte.

Etwas später öffnete sich die Haustür von O'Haggis Haus langsam. Ein Arm streckte sich heraus und griff nach der Milchflasche, die auf der Treppe stand. Nach einer langen Pause schwang die Tür erneut auf, und Maud trat heraus, gehüllt in einen gestreiften Morgenrock. Müde schüttelte sie zwei Teppiche aus, gähnte ausgiebig und verschwand dann wieder in die Zurückgezogenheit ihres Hauses.

Aus einem dunklen Winkel tauchte eine einzelne Katze auf, schaute sich vorsichtig um und wagte sich dann gemächlich auf die Straße. Dort blieb sie mitten auf der Straße stehen, setzte sich hin und begann ihre morgendliche Fellpflege – erst das Gesicht, dann die Ohren, die Pfoten und schließlich den Schwanz. Zufrieden erhob sie sich und schlenderte in eine andere dunkle Ecke davon, auf der Suche nach ihrem Frühstück.

Kapitel 2

«Timon! Timon!» Die Stimme klang schrill und angsterfüllt und hatte einen durchdringenden Ton, der einen aufschreckte und an den Nerven zerrte. «Timon, wach auf, dein Vater liegt im Sterben!»

Langsam kehrte der Junge aus den Tiefen der völligen Unbewusstheit zurück. Mühsam kämpfte er sich durch den Nebel des Schlafes und versuchte, seine schweren Augenlider zu öffnen.

«Timon, du musst aufwachen, dein Vater liegt im Sterben!»

Eine Hand fasste nach seinen Haaren und schüttelte ihn heftig. Timon öffnete die Augen. Umgehend vernahm er ein seltsames, kratzendes Geräusch. «Wie ein stranguliertes Yak», dachte er. Fragend setzte er sich auf, drehte den Kopf und bemühte sich, in der Dunkelheit des kleinen Raumes etwas zu erkennen.

Auf einem schmalen Sims stand eine steinerne Schale, in der ein Stück Butter in ihrem eigenen dickflüssigen, geschmolzenen Fett schwamm. Ein robuster Stoffstreifen, grob in die ungeschmolzene Butter gesteckt, diente als Docht. Nun spritzte es, die Flamme flammte auf, wurde wieder schwächer und warf flackernde Schatten an die Wand dahinter. Ein umherziehender Luftzug ließ den Docht kurzzeitig eintauchen, wieder spritzte und spuckte es, und die schwache Flamme wurde noch schwächer. Dann, gesättigt durch das teilweise Eintauchen, flammte sie erneut auf und sandte rußige Rauchschwaden quer durch den Raum.

«Timon! Dein Vater liegt im Sterben! Du musst dich beeilen und den Lama holen!», rief seine Mutter verzweifelt.

Langsam und immer noch schlaftrunken erhob sich Timon widerstrebend und hüllte sein einziges Gewand um sich. Das krächzende Geräusch wurde schneller, verlangsamte sich und nahm den monotonen, schauerlichen Rhythmus wieder auf. Timon ging auf das zusammengekrümmt daliegende Bündel zu, an dessen Seite seine Mutter kauerte. Er blickte mit

angstvollen Augen nach unten und erstarrte vor Schreck beim Anblick des Gesichts seines Vaters, das im flackernden Licht der Butterlampe noch unheimlicher wirkte. Blau war er, blau und schaute mit einem harten, kalten Blick ins Leere. Blau aufgrund eines beginnenden Herzversagens. Steif mit den ersten Vorzeichen der Totenstarre, selbst während er noch lebte.

«Timon!», sagte seine Mutter, «du musst jetzt gehen und den Lama holen oder dein Vater wird sterben, ohne dass ihm jemand den Weg weisen wird. Beeil dich, beeil dich!»

Timon wirbelte herum und eilte zur Tür. Draußen leuchteten die Sterne hart und kalt in der Dunkelheit vor der Morgendämmerung – in jenen Stunden, in denen der Mensch besonders anfällig ist, zu scheitern und zu versagen. Der bitterkalte Wind, der sich an den nebelverhangenen Bergkanten abgekühlt hatte, wirbelte herum und brachte kleine Steine ins Rollen und peitschte feine Staubwolken auf.

Der Junge, kaum zehn Jahre alt, stand zitternd da und versuchte angestrengt, durch die Dunkelheit zu spähen. Eine Dunkelheit, die nur schwach vom fahlen Sternenlicht erhellt wurde. Der Himmel war mondlos; es war die falsche Zeit des Monats. Die Berge standen hart und schwarz da, und nur das schwächste eines schwachen Dunkelvioletts zeigte, wo sie endeten und wo der Himmel begann. Dort, wo eine undeutliche, purpurfarbene Verwischung sich zum schwach schimmernden Fluss hinunterzog, flackerte ein winziger gelber Lichtfleck – ein einsamer Schimmer, der in der alles durchdringenden Dunkelheit umso heller wirkte. Schnell setzte sich der Junge in Bewegung. Er rannte, hetzte und sprang über herabgestürzte Felsbrocken, getrieben von seiner überwältigenden Angst, dem rettenden Licht entgegen.

Spitze Kieselsteine schrammten unter seinen unbeschuhten Füßen und stachen mit jedem Schritt in seine Fußsohlen. Kleine, runde Kieselsteine, vielleicht Überreste eines alten Meeresbodens, rollten tückisch unter seinem Laufschritt. Felsbrocken ragten bedrohlich aus der Dunkelheit der vormorgendlichen Dämmerung auf und scheuerten seine Haut auf, als er in seiner angstgetriebenen Eile an ihnen vorbeistreifte.

Das schwache Licht in der Ferne zog ihn an. Hinter ihm lag sein sterbender Vater, ohne einen Lama, der die unsicheren Schritte seiner Seele begleitete. Er rannte weiter, bis er in der dünnen Bergluft nach Atem rang. Bald überfiel ihn ein heftiges Seitenstechen, das all jene überkommt, die sich beim Laufen zu sehr anstrengen. Der Schmerz wurde allmählich zu einem brennenden Begleiter, während er keuchte, schluchzte und gleichzeitig versuchte, mehr Luft zu bekommen. Schließlich musste er sein Tempo erst auf ein schnelles Gehen und dann, nach ein paar Schritten, auf einen hinkenden Gang verlangsamen.

Das Licht schien ihn herbeizuwinken – ein Funken Hoffnung inmitten eines Meeres aus Hoffnungslosigkeit. Was würde nun aus ihnen werden, fragte er sich. Wovon sollten sie jetzt nur leben? Wie würden sie sich ernähren? Wer würde für sie sorgen und sie beschützen? Sein Herz pochte heftig, als könnte es jeden Moment aus seiner bebenden Brust springen. Schweiß rann an ihm herunter und kühlte in der frostigen Luft schnell wieder ab. Sein einziges Gewand war abgetragen und dünn und bot nur spärlichen Schutz gegen die Elemente. Sie waren arm, bitterarm, und ohne den Vater, ihren Ernährer, würde ihre Armut wahrscheinlich nur noch größer werden.

Das Licht lockte ihn weiter herbei, ein Zufluchtsort inmitten eines Meeres aus Angst. Es lockte weiter, flackerte, brannte schwach und flammte erneut auf, als wolle es dem einsamen Jungen zeigen, dass auch das Leben seines Vaters nur noch schwach flackerte, doch jenseits dieser harten Welt wieder hell erstrahlen würde. Er verfiel wieder in einen rasenden Eilschritt, presste die Ellenbogen in seine Seiten, rannte mit weit geöffnetem Mund und strengte jeden Muskel an, um wertvolle Sekunden zu gewinnen.

Das Licht wuchs und schien wie ein ferner Stern, der ihn willkommen hieß. Neben ihm floss der Fluss des Glücks, murmelnd und spielerisch, während er kleine Steine mit sich trug, herabgespült von den fernen Gipfeln der Berge. Der Fluss glänzte mattsilbrig im schwachen Sternenlicht. Vor ihm erkannte der Junge nun, wenn auch nur schemenhaft, die noch schwärzeren

Umrisse eines kleinen Lamaklosters, das zwischen dem Fluss und dem Berghang lag.

Sein Blick war auf das Licht und den Fluss gerichtet, seine Aufmerksamkeit abgelenkt, als er unverhofft mit dem Fuß einknickte, wobei es ihn heftig zu Boden warf und er Hände, Knie und das Gesicht aufschürfte. Schluchzend vor Schmerzen und Frustration rappelte er sich mühsam wieder auf und hinkte weiter.

Plötzlich tauchte direkt vor ihm eine Gestalt auf.

«Wer treibt sich da draußen vor unseren Mauern herum?», fragte eine tiefe, alte Stimme. «Oh, und was verschlägt dich zu so früher Stunde an unsere Tür?», fuhr sie fort.

Timon spähte durch die vor Tränen geschwollenen Augen und sah einen gekrümmten alten Mann vor sich.

«Oh, du bist ja verletzt! Komm herein, ich werde mir das mal ansehen», sagte die Stimme besorgt. Timon folgte ihm und stand plötzlich blinzelnd im Schein mehrerer kleiner Butterlampen – deren Licht, nach der tiefen Dunkelheit draußen, geradezu strahlend wirkte.

Die Luft war dicht vom schweren Duft des Weihrauchs erfüllt. Timon stand einen Moment wie erstarrt da, dann übermittelte er hektisch seine Botschaft: «Mein Vater, er liegt im Sterben! Meine Mutter hat mich losgeschickt, um schnell Hilfe zu holen, damit er sicher auf seine Reise geleitet werden kann. Er liegt im Sterben!»

Der arme Junge sank zu Boden und bedeckte seine tränenüberströmten Augen mit den Händen. Der alte Mann schlurfte hinaus, und bald war eine geflüsterte Unterhaltung aus einem anderen Raum zu hören. Timon setzte sich auf den Boden und weinte hemmungslos vor Selbstmitleid und Angst. Bald wurde er von einer neuen Stimme aufgeschreckt, die sagte: «Mein Sohn! Mein Sohn! Oh, das ist ja der junge Timon. Ja, ich kenne dich, mein Junge.»

Timon verbeugte sich respektvoll, erhob sich langsam und wischte sich mit dem Zipfel seines Gewandes seine Augen ab. Dabei verschmierte er den feuchten Staub der Wegstrecke auf seinem tränenüberströmten Gesicht.

«Erzähle es mir, mein Junge», sagte der Lama, denn als solchen erkannte Timon ihn.

Einmal mehr erzählte Timon seine Geschichte, und als er geendet hatte, sagte der Lama: «Komm, dann wollen wir zusammen gehen – du kannst eines unserer Ponys nehmen. Doch zuerst trink etwas Tee und iss etwas Tsampa, denn du wirst hungrig sein, und es liegt ein langer, anstrengender Tag vor dir.»

Der alte Mönch kam wieder und brachte etwas zu Essen mit, und Timon setzte sich auf den Boden und aß es, während der Lama wegging und seine Vorbereitungen traf. Ein Pferdegetrappel war zu vernehmen, und der Lama betrat wieder den Raum.

«Ah, du hast fertiggegessen. Gut, dann lass uns gehen», darauf drehte er sich um und Timon folgte ihm.

Inzwischen tauchten über den weit entfernten Berggipfeln, die die Lhasaebene umgaben, die ersten schwachen goldenen Lichtstrahlen auf, die die Geburt eines neuen Tages verkündeten. Plötzlich schoss ein Lichtstrahl durch einen hohen Bergpass und berührte für einen Augenblick das weitentfernte Haus von Timons Eltern.

«Selbst der Tag stirbt, mein Junge», sagte der Lama, «doch in ein paar Stunden wird er wiedergeboren werden als ein neuer Tag. So ist es mit allem, was lebt.»

Drei Ponys standen unruhig vor der Tür in der nicht sehr sicheren Obhut eines Akoluthen, der nicht viel älter als Timon war.

«Wir müssen auf diesen Dingern reiten», flüsterte der junge Akoluth Timon zu. «Halte ihm einfach die Hände über die Augen, wenn es nicht stehen bleiben will. Und», fügte er verdrießlich hinzu, «wenn das nicht hilft, dann spring einfach ab.»

Schnell stieg der Lama auf. Der junge Akoluth half Timon beim Aufsteigen, dann sprang auch er mit einem verzweifelten Satz auf sein eigenes Pferd und ritt den beiden hinterher, die bereits in der Dunkelheit verschwunden waren, die das Land noch immer einhüllte.

Goldene Lichtstrahlen breiteten sich über den Berggipfeln aus, als sich die Sonne am obersten Rand über den östlichen Gipfeln zeigte. Die gefrorene Feuchtigkeit in der eisigen Luft spiegelte sich in den Prismen des Eises und brach das Licht in unzählige Farben und Schattierungen. Riesige Schatten jagten über das Land, während die Dunkelheit der Nacht unerbittlich vom herannahenden Tag verdrängt wurde. Die drei einsamen Reisenden, die in der unermesslichen Weite des kargen Landes nur kleine Schmutzpünktchen waren, ritten weiter durch die von Felsbrocken übersäte Landschaft, wobei sie den Steinschlägen und den Erdlöchern müheloser auswichen, je heller es wurde.

Bald konnten sie eine einzelne Gestalt sehen, die neben einem sehr ärmlichen und abgelegenen Haus stand – eine Frau, die mit der Hand die Augen abschirmte und ängstlich den Weg hinunterspähte. Die auf Hilfe hoffte, die so lange auf sich warten ließ. Die drei Reisenden setzten ihren Ritt fort, bedacht darauf, zwischen den Felstrümmern den sichersten Weg zu wählen.

«Junge, ich weiß nicht, wie du das geschafft hast», sagte der Lama zu Timon. «Das muss ein wahrhaft furchterregender Marsch gewesen sein.»

Aber der arme Timon war zu verängstigt und zu müde, um zu antworten. Selbst jetzt schwankte er und döste auf dem Rücken des Ponys ein. Die drei ritten schweigend weiter.

An der Türe stand händeringend die Frau und senkte ihren Kopf mit einer leicht verlegenen Geste des Respekts. Der Lama stieg von seinem Pferd und ging zu der trauernden Frau hinüber. Der junge Akoluth rutschte von seinem Pony und eilte Timon zu Hilfe – doch es war schon zu spät. Der junge Mann war einfach heruntergefallen, sowie das Pony stehenblieb.

«Heiliger Lama», stammelte die Frau, «mein Mann ist schon fast gegangen. Ich habe ihn bei Bewusstsein gehalten, aber ich fürchtete schon, Sie würden zu spät kommen. Oh, was sollen wir nur tun?»

«Kommen Sie, zeigen Sie mir den Weg», bat der Lama und folgte der Frau, als sie sich umwandte und ins Haus ging. Im Haus war es dunkel. Die Fensteröffnungen in den Wänden waren mit ölgetränktem Stoff bespannt,

denn Glas gab es hier nicht. Stattdessen wurde dieser Stoff aus dem fernen Indien verwendet. Er ließ ein eigenartiges, gedämpftes Licht herein und verbreitete einen unverwechselbaren Geruch – eine Mischung aus eingetrocknetem Öl und dem Ruß der ständig brennenden Butterlampen.

Der Boden bestand aus fest gestampfter Erde, und die Wände aus schweren Steinen, deren Lücken mit Yakdung abgedichtet waren. In der Mitte des Raumes brannte ein kleines Feuer, ebenfalls mit Yakdung als Brennmaterial. Der Rauch stieg nach oben, und ein Teil davon entwich schließlich durch ein eigens dafür vorgesehenes Loch im Dach.

An der hinteren Wand, gegenüber dem Eingang, lag ein Bündel, das man auf den ersten Blick für einen Haufen weggeworfener Lumpen hätte halten können. Doch diese Illusion zerbrach, als schwache Laute daraus drangen. Die krächzenden und röchelnden Geräusche eines Mannes waren zu vernehmen, der sich abmühte, den Atem in seinem Körper aufrechtzuerhalten. Die Geräusche eines Mannes in den letzten Zügen. Der Lama ging auf ihn zu und spähte durch die durchdringende Dunkelheit auf denjenigen, der am Boden lag – ein älterer, ausgemergelter Mann, gezeichnet von der Härte des Lebens. Ein Mann, der stets nach den Grundsätzen seiner Vorfahren gelebt hatte, ohne je an sich selbst zu denken.

Jetzt lag er da, rang nach Atem, und sein Gesicht war aufgrund des Sauerstoffmangels bereits bläulich verfärbt. Er hauchte sein Leben aus, bemüht, sein schwächer werdendes Bewusstsein noch eine Weile zu bewahren. Denn sein eigener Glaube wie auch die Tradition gebot es, dass seine Reise in die andere Welt leichter verlaufen würde, wenn ihn ein erfahrener Lama auf diesem letzten Weg begleitete.

Er schaute auf und ein Anflug – ein flüchtiger Ausdruck – von Freude huschte über seine totenbleichen Gesichtszüge, als er realisierte, dass der Lama nun hier war.

Der Lama kniete sich neben den sterbenden Mann, legte die Hände an dessen Schläfen und sprach beruhigend auf ihn ein. Hinter ihm stellte der junge Akoluth eilig die Räuchergefäße auf und holte das Räucherwerk aus

einem Päckchen. Dann griff er in seinen Beutel, nahm etwas Zunder, einen Zündstein und ein Eisen hervor und schlug Funken. Als der Zunder zu glimmen begann, blies er vorsichtig darauf, bis eine kleine Flamme aufflackerte – bereit, das Räucherwerk zu entzünden, sobald es nötig war.

Unter keinen Umständen wollte er den einfacheren, aber respektlosen Weg wählen und das Räucherwerk an der flackernden Butterlampe entzünden. Das hätte nicht nur mangelnde Wertschätzung gegenüber dem Räucherwerk gezeigt, sondern auch eine Respektlosigkeit gegenüber dem Ritual. Stattdessen wollte er das Räucherwerk auf die traditionelle Weise anzünden – denn er, dieser eifrige junge Mann, hatte große Pläne: Eines Tages wollte er selbst ein Lama werden.

Der Lama setzte sich in die Lotoshaltung neben den zum Tode geweihten Mann am Boden. Er nickte dem Akoluth zu, der darauf das erste Weihrauchstäbchen entfachte. Er entfachte es so, dass die Flamme nur gerade die Spitze des ersten Stäbchens berührte und dann, als es rot glühte, blies er die Flamme aus und ließ das Stäbchen glimmen. Der Lama legte seine Hände auf eine andere Stelle auf dem Kopf des Mannes und sprach:

«Oh Seele, die du im Begriff bist, diese Körperhülle zu verlassen. Wir entfachen das erste Weihrauchstäbchen, auf dass es deine Aufmerksamkeit erwecke und du geführt werdest. Mögest du sicher durch die Gefahren schreiten, die deine ungezügelte Vorstellungskraft dir in den Weg stellen wird.»

Auf dem Gesicht des sterbenden Mannes breitete sich ein seltsamer Frieden aus. Es war nun schweißbedeckt, eine feine Schicht kalter Feuchtigkeit – das letzte Schwitzen vor dem Tod. Der Lama fasste seinen Kopf etwas fester und nickte dem Akoluth leicht zu. Der junge Mann beugte sich erneut vor, entfachte das zweite Weihrauchstäbchen, blies die Flamme aus und ließ es glimmen.

«Oh Seele, die du im Begriff bist, in die Grössere Wirklichkeit, in das wahre Leben jenseits dieses Erdenlebens einzugehen, deine Zeit der Erlösung ist gekommen. Sei vorbereitet und halte dein Bewusstsein fest auf mich

gerichtet, selbst dann, wenn du diesen, deinen gegenwärtigen Körper verlässt, denn ich habe dir viel zu sagen. Gebe acht.»

Der Lama beugte sich erneut vor und legte seine ineinander verschränkten Finger auf die Mitte des Kopfes des Mannes. Der röchelnde Atem des Sterbenden rasselte rau. Seine Brust hob und senkte sich. Plötzlich stieß er einen kurzen, heftigen Atemzug aus, fast wie ein Husten, und sein Körper bog sich ruckartig nach oben, bis er nur noch von seinem Hinterkopf und seinen Fersen getragen wurde. Eine nicht enden wollende Zeit verharrte er in dieser gespannten Haltung – ein starrer Bogen aus Fleisch und Knochen. Dann, ganz plötzlich, zuckte sein Körper heftig zusammen, bog sich noch weiter nach oben, sodass er sich vielleicht noch einmal etwa drei, vier Zentimeter mehr vom Boden abhob. Im nächsten Augenblick brach er zusammen, fiel kraftlos zu Boden, wie ein halbleerer, achtlos zur Seite geworfener Getreidesack. Ein letztes verzweifeltes Keuchen entwich seinen Lungen. Der Körper zuckte und lag still. Einzig aus seinem Inneren vernahm man noch das Gurgeln der Flüssigkeiten, das Rumpeln der Organe und das träge Zurechtrücken der Gelenke.

Der Lama nickte dem wartenden Akoluth erneut zu, woraufhin dieser unverzüglich das dritte Weihrauchstäbchen mit erloschener Flamme in den dritten Platz des Räucherhalters setzte, wo es weiter schwelen konnte.

«Seele, nun vom leidenden Körper erlöst, gebe acht, bevor du deine Reise antrittst. Gebe acht, denn durch dein falsches Wissen und deine falschen Vorstellungen, hast du dir Fallen gestellt, die den unbeschwerten Verlauf dieser, deiner Reise, erschweren können. Gebe acht, denn ich werde dir genau die Schritte nennen, die du gehen musst, und den Weg, dem du folgen sollst. Gebe acht.»

Außerhalb des kleinen Raumes zog der Morgenwind auf, während die dürftig wärmenden Sonnenstrahlen über den Gebirgsrand kippten. Ihr schwaches Licht begann langsam die Kälte der langen Nacht zu vertreiben, und mit den ersten Strahlen dieser kaum spürbaren Wärme stiegen Luftströme vom kalten Boden auf, wirbelten Staub auf und trieben ihn gegen die

mit ölgetränktem Stoff bespannten Fensteröffnungen des Raumes. Es klang für die verängstigte Frau, die am Türeingang stand und zusah, fast so, als würden die Teufel daran rütteln und versuchen, zu ihrem Mann vorzudringen, der nun tot vor ihr lag.

Sie dachte an die Folgen des Ganzen. Eben noch war sie mit einem lebenden Mann verheiratet gewesen – einem Mann, der sie jahrelang versorgt und ihr die größtmögliche Sicherheit geboten hatte. Doch im nächsten Moment war er tot. Tot. Lag einfach leblos vor ihr auf dem gestampften Erdboden in ihrem Haus. Sie fragte sich, was nun aus ihr werden würde. Alles, was ihr jetzt noch blieb, war ihr Sohn, der zu jung zum Arbeiten war, zu jung, um etwas zu verdienen. Und sie selbst litt an einem Gebrechen, mit dem Frauen manchmal zu kämpfen haben, wenn sie bei der Entbindung ganz auf sich allein gestellt sind und niemand ihnen dabei hilft. Seit der Geburt ihres Sohnes musste sie sich damit herumschleppen.

Der Lama, der neben dem toten Körper auf dem Boden kniete, schloss dem Leichnam die Augen und legte kleine Steine auf die geschlossenen Lider, damit sie nicht wieder aufgingen. Dann befestigte er unter dem Kinn ein Band und zog es am Hinterkopf fest, um den Mund geschlossen zu halten und zu verhindern, dass der Kiefer herabsank. Auf sein Zeichen hin wurde das vierte Weihrauchstäbchen entzündet und sorgfältig in den Räucherhalter gesteckt. Nun brannten vier Weihrauchstäbchen, und ihre Rauchsäulen stiegen in dem windstillen Raum schnurgerade nach oben – so ruhig und gleichmäßig, als wären sie mit graublauer Kreide in die Luft gezeichnet worden.

Der Lama sprach wieder:

«Oh scheidende Seele, die du den Körper vor uns verlassen hast. Das vierte Weihrauchstäbchen wurde entfacht, um deine Aufmerksamkeit zu wecken und dich hier zu halten, während ich zu dir spreche und dir erkläre, was dich erwartet. Oh Seele, die du im Begriff bist, deine Reise anzutreten, achte auf meine Worte, auf dass dein Weg geführt werden möge.»

Der Lama blickte traurig auf den Leichnam und dachte an seine Ausbildung, die er einst erhalten hatte. Er war telepathisch und hellhörig, und er konnte die Aura des menschlichen Körpers sehen – dieses sonderbar farbige, mehrfarbige Leuchten, das einen lebenden Körper umgab und in ständiger Bewegung war. Jetzt, während er den toten Körper betrachtete, sah er, dass dieses Leuchten fast völlig erloschen war. Wo zuvor Regenbogenfarben und zahllose Nuancen spielten, blieb nur noch ein wirbelndes Graublau, das allmählich dunkler wurde. Doch das aus dem Körper strömende Graublau stieg etwa einen halben Meter in die Höhe. Und dort, dort war Bewegung, eine lebhafte Aktivität. Es sah aus, als würden unzählige Glühwürmchen umherflitzen – wie perfekt trainierte Soldaten, die eifrig ihre vorgesehenen Positionen einnahmen. Die winzigen Lichtpartikel schwirrten und wirbelten durcheinander, verschmolzen ineinander, bis sich vor den Augen des Lamas, vor seinem dritten Auge, allmählich ein Abbild des Leichnams formte, aber als ein lebender Mann, als ein junger Mann. Die durchscheinende Gestalt schwebte nackt etwa einen halben Meter über dem toten Körper. Sie bewegte sich leicht auf und ab, sank ein paar Zentimeter, stieg wieder empor und sank wieder leicht ab, und mit jedem Mal wurden die Details deutlicher. Der transparente Körper gewann an Substanz, wurde allmählich stofflicher.

Der Lama saß da und wartete, bis das graublaue Licht des toten Körpers schwächer und das mehrfarbige Licht, das den Körper darüber bildete, stärker, stofflicher und zunehmend leuchtender wurde. Letztendlich folgte ein plötzliches Anschwellen und ein Ruck – und der «Seelenkörper» richtete sich auf, mit dem Kopf nach oben und den Füßen nach unten. Die letzte schwache Verbindung zwischen dem toten Körper und dem lebendigen Seelenkörper löste sich auf. Nun war er vollständig – frei und unabhängig von seinem einstigen Träger. Alsbald breitete sich in dem kleinen Raum der Geruch des Todes aus. Dieser eigenartige, scharfe Geruch eines Leichnams, der zu verwesen begann. Ein unangenehmer Geruch, der so intensiv war, dass er hoch oben zwischen den Augen in die Nase stach.

Der junge Akoluth, der hinter den glimmenden Weihrauchstäbchen saß, erhob sich vorsichtig und trat zur offenen Tür. Mit einer zeremoniellen Verbeugung vor der frisch verwitweten Frau und ihrem Sohn Timon führte er sie behutsam aus dem Raum und schloss hinter ihnen die Tür. Einen Moment lang lehnte er mit dem Rücken dagegen, hielt einen Augenblick inne und sagte leise zu sich selbst: «Pfui! Was für ein Mief!»

Leise begab er sich zum Fenster mit dem ölgetränkten Stoff und löste eine Ecke davon, um etwas frische Luft hereinzulassen. Eine ganze Flut von windgetragenem Sand blies herein, der ihn augenblicklich spucken und husten ließ.

«Schließ das Fenster!», sagte der Lama in einem zurückhaltenden, aber dennoch strengen Ton. Der Akoluth spähte durch fast geschlossene Augen und fummelte blindlings an dem nun flatternden Stoff herum und schaffte es, den Stoff wieder über den Rahmen zu spannen.

«Ja, dann habe ich wenigstens etwas frische Luft bekommen, besser als dieser Gestank!», dachte er bei sich, bevor er an seinen Platz zurückkehrte und sich wieder hinter die vier rauchenden Weihrauchstäbchen setzte.

Der Körper lag reglos am Boden. Doch aus seinem Inneren drang noch das letzte Gurgeln der Flüssigkeiten, die ihren Fluss einstellten und ihren endgültigen Pegel fanden. Auch das dumpfe Grummeln und Ächzen der Organe war noch zu hören, die ihr Leben aufgaben, denn ein Körper stirbt nicht sofort, sondern in Etappen, Organ für Organ. Zuerst tritt der Tod in den höheren Zentren des Gehirns ein und dann, in geordneter Reihenfolge, die anderen Organe, die letztlich der Führung des Gehirns beraubt, zu funktionieren aufhören. Sie hören auf, Sekrete zu produzieren, hören auf, lebenswichtige Stoffe weiterzuleiten – all das, was diesen komplexen Mechanismus, den man Körper nennt, am Leben gehalten hatte.

Wenn die Lebenskraft sich zurückzieht, verlässt sie die Begrenzungen des Körpers und sammelt sich außerhalb von ihm. Direkt über dem leblosen Körper verdichtet sie sich zu einer immateriellen Masse. Dort schwebt sie, gehalten von einer unsichtbaren magnetischen Anziehung, solange noch ein

Rest Leben vorhanden ist, solange noch ein feiner Strom von Lebenspartikeln den einstigen Träger verlässt. Und mit der Zeit, während immer mehr Organe ihre Lebenskraft aufgeben, nimmt die durchscheinende Gestalt, die über dem physischen Körper schwebt, dessen Form immer deutlicher an. Schließlich, wenn die Ähnlichkeit vollendet ist, erlischt die Anziehungskraft – und der Seelenkörper löst sich, schwebt davon und begibt sich auf seine nächste Reise.

Nun war der Seelenkörper vollständig und nur noch durch ein paar hauchdünne Fäden mit dem toten Körper verbunden. Er schwebte, verwirrt und verängstigt, unsicher darüber, was nun geschehen würde. Auf der Erde geboren zu werden, war bereits eine traumatische Erfahrung – denn es bedeutete das Sterben in einer anderen Existenzform. Und das Sterben auf der Erde hieß, dass der Seelenkörper wieder in eine andere Welt geboren wurde – in die Seelenwelt, die Geistwelt oder eine von ihnen. Jetzt schwebte die Gestalt, stieg ein wenig höher, sank wieder herab – wartend auf die Instruktionen des telepathischen Lamas, eines Mannes, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, jenen zu helfen, die diese Welt verließen.

Der Lama beobachtete den Vorgang aufmerksam. Er benutzte sowohl seine telepathischen Sinne, um die Aufnahmefähigkeit der nun befreiten Seele einzuschätzen, als auch sein drittes Auge, um sich deren Ausformung anzusehen. Schließlich durchbrach er das Schweigen und setzte seine telepathischen Instruktionen fort:

«Oh befreite Seele», begann der Lama, «achte auf meine Gedanken, damit dein Weg dadurch leichter werde. Befolge die Anweisungen, die ich dir geben werde, damit dein Weg geebnet sei – denn Millionen sind ihn bereits vor dir gegangen, und Millionen werden ihm noch folgen.»

Das schwebende Wesen, das noch vor Kurzem ein lebendiger Mann auf der Erde gewesen war, bewegte sich leicht. Ein schwacher grünlicher Schimmer umgab seine Gestalt. Ein feines Zittern lief durch seinen gesamten Körper, dann verfiel er wieder in Regungslosigkeit. Doch es war ein Gewahrsein vorhanden, allerdings ein unklares, doch es zeigte, dass dieses Wesen kurz

davorstand, aus dem Koma des Übergangs zu erwachen – dem Schwebezustand zwischen dem Tod auf der Erde und der Geburt in der Seelenwelt.

Der Lama beobachtete, prüfte, beurteilte und schätzte ab. Schließlich sprach er wieder und sagte telepathisch:

«Oh Seele, die nun die Fesseln des physischen Körpers hinter sich gelassen hat, höre mir zu. Ein fünftes Weihrauchstäbchen wird entfacht, um deine Aufmerksamkeit zu lenken, auf dass du geführt werden mögest.»

Der junge Akoluth brütete über die Frage, wie er sich nach draußen mogeln könnte, um zu spielen. Das Wetter war perfekt zum Drachensteigen. Die anderen waren ja auch draußen – warum nicht er? Warum musste er … Doch plötzlich sprang er auf, aufmerksam geworden, und zündete hastig das fünfte Weihrauchstäbchen an. Anschließend blies er die Flamme mit so viel Energie aus, dass das rotglühende Stäbchen umgehend wieder aufflammte.

Der Rauch stieg auf und legte sich wie ein feiner Dunstschleier über die sanft wiegende Seelengestalt, die über dem toten Körper schwebte. Währenddessen kreisten die Gedanken des jungen Akoluthen noch immer um das Drachensteigen: «Würde man die Schnur etwas weiter hinten anbringen, würde sich der Angriffswinkel des Drachens in der Luft verändern. Das gäbe ihm mehr Auftrieb, und er könnte schneller aufsteigen. Aber wenn er das tat, dann …» Seine Überlegungen wurden jedoch jäh unterbrochen, als der Lama erneut das Wort ergriff:

«Oh befreite Seele», stimmte der Lama an, «deine Seele muss wachsam werden. Zu lange schon hast du unter dem Aberglauben der Unwissenden dahingelebt. Ich bringe dir Erkenntnis. Das sechste Weihrauchstäbchen wird entfacht, um dir Wissen zu vermitteln, denn du musst dich selbst erkennen, bevor du deine Reise antrittst.»

Der Akoluth suchte verzweifelt nach dem Weihrauchstäbchen, das ihm auf den dunklen Boden gefallen war. Dabei murmelte er einen Ausruf, der mit Sicherheit nicht in einem Lamakloster gelehrt wurde. Seine Finger stießen erst auf den schwelenden Zunder, dann, direkt dahinter, auf das noch

nicht entzündete Stäbchen. Hastig zündete er es an und steckte es in den Räucherhalter.

Der Lama warf ihm einen missbilligenden Blick zu, bevor er sich wieder der scheidenden Seele zuwandte und seine Anweisungen fortsetzte:

«Dein Leben war von der Wiege bis zum Grab von Aberglauben und Ängsten geprägt, die keinen Bestand haben. Wisse, dass viele deiner Anschauungen ohne Grundlage sind. Wisse, dass viele der Teufel, die du aus Furcht vor Heimsuchung fürchtest, deine eigenen Erschaffungen sind. Das siebte Weihrauchstäbchen wird entfacht, um dich hier zu halten, auf dass du die notwendigen Unterweisungen erhältst und auf deine weitere Reise vorbereitet wirst.»

Der Akoluth war bereit. Das Weihrauchstäbchen war angezündet und dem Glimmen überlassen, und der Lama setzte mit seinen Unterweisungen an die scheidende Seele fort:

«Wir sind nichts weiter als die Marionetten des Einen, der über uns steht und uns auf die Erde gesandt hat, damit er irdische Erfahrungen sammeln kann. Wir können nur vage unser unsterbliches Geburtsrecht und unsere ewige Verbindung erahnen. Und weil wir es nicht klar erkennen können, bilden wir uns etwas ein, fürchten das Unbekannte und klammern uns an rationale Erklärungen.»

Schweigend ließ er seine Worte verklingen und richtete seinen Blick auf die lautlose, wolkenähnliche Gestalt vor ihm. Er beobachtete sie, und sah das allmähliche Erwachen, das beschleunigte Bewusstwerden. Er nahm die Panik und Unsicherheit wahr. Er spürte die tiefe Erschütterung eines Menschen, der aus seiner vertrauten Umgebung und seinem gewohnten Leben gerissen wurde. Er fühlte es, und er verstand es.

Die Seelengestalt kippte und schaukelte. Der Lama sprach mit ihr:

«Spreche in Gedanken mit mir. Ich werde diese Gedanken empfangen, sobald du aus deiner Starre herausgekommen bist. Stelle dir vor, dass du in der Lage bist, mit mir zu sprechen.»

Die Seelengestalt bebte und schwankte. Ein Zittern durchfuhr sie der ganzen Länge nach. Dann, wie der erste schwache Laut eines frisch geschlüpften Vogels, war das Wimmern der sich fürchtenden Seele zu vernehmen.

«Ich bin verloren im Nirgendwo», flüsterte sie verzweifelt. «Ich fürchte mich vor all den Teufeln, die mich bedrängen. Ich fürchte diejenigen, die danach trachten, mich in die niederen Reiche zu zerren – in ewiges Feuer oder eisige Starre.»

Der Lama lächelte milde und voller Mitgefühl, bevor er sagte: «Seele, deine Angst ist unbegründet. Höre mir zu. Lege deine unnötige Angst beiseite und höre mir zu. Schenke mir Beachtung, auf dass ich dich führen und dir Trost bringen möge.»

«Ich höre Sie, Heiliger Lama», erwiderte die Seelengestalt, «und ich werde auf Ihre Worte achten.»

Der Lama nickte dem jungen Akoluth zu, der darauf erneut ein Weihrauchstäbchen nahm.

«Oh verängstigte Seele», sprach der Lama, «das achte Weihrauchstäbchen wird entfacht, auf dass du geführt werden mögest.»

Der Akoluth hielt zügig den glimmenden Zunder an das Weihrauchstäbchen, und als er mit dem Resultat zufrieden war, steckte er das Stäbchen in den Räucherhalter, in dem nun noch ein letzter Platz frei blieb.

«Der Mensch auf der Erde», sagte der Lama, «ist eine irrationale Erscheinung, der eher bereit ist, an das zu glauben, was nicht ist, als an das, was ist. Der Mensch verfällt leicht dem Aberglauben und den falschen Überzeugungen. Du, Seele, fürchtest dich vor den Teufeln, die dich umgeben. Doch wisse, dass es keine Teufel gibt außer denen, die deine eigenen Gedanken erschaffen haben. Sie sind nichts als Rauch in einem heftigen Wind – sie werden vergehen, sobald du die Wahrheit erkennst. Um dich herum befinden sich Elementale – verstandlose Wesen, die nichts anderes tun, als deine eigenen Schreckensgedanken zu spiegeln, so wie ein ruhiger Teich dein Gesicht widerspiegelt, wenn du dich über ihn beugst. Diese Elementale sind

verstandlos, sie sind lediglich Kreaturen des Augenblicks, wie die Gedanken eines Betrunkenen. Hab also keine Angst. Es gibt nichts, was dir schaden kann.»

Die Seelengestalt wimmerte vor panischer Angst und sagte telepathisch: «Aber ich sehe Teufel. Ich sehe quasselnde Monster, die ihre Klauenhände nach mir ausstrecken. Sie werden mich verschlingen. Ich sehe die Gesichter derjenigen, denen ich im Leben Unrecht getan habe, und nun daherkommen, um Vergeltung an mir zu üben.»

Doch der Lama hob seine Hand zur Segnung und sagte:

«Seele, schenke mir Beachtung. Blicke fest auf den Schlimmsten deiner eingebildeten Peiniger. Schaue ihn streng an und fordere ihn mit starken Gedanken auf, zu verschwinden. Stelle ihn dir vor, wie er sich in eine Rauchwolke auflöst, und dementsprechend wird er verschwinden, denn er existiert nur in deiner erregten Fantasie. Denke dies jetzt. Ich befehle es dir!»

Die Seelengestalt richtete sich auf und zitterte. Ihre Farben durchliefen die gesamte Bandbreite des Spektrums, und daraufhin war der triumphierende telepathische Ausruf zu vernehmen: «Er ist weg – sie sind gegangen!» Die Seelengestalt rang nach Atem, dehnte sich aus und zog sich wieder zusammen, dehnte sich erneut aus und zog sich wieder zusammen, genauso, wie wenn man auf der Erde nach einer großen Anstrengung schwer Atmen würde.

«Es gibt nichts zu fürchten, außer der Angst», sagte der Lama, «denn wenn du keine Angst hast, kann dir nichts geschehen. Ich werde dir nun sagen, was als nächstes kommen wird, und dann musst du die weiterführenden Stufen auf deiner Reise dem Licht entgegen weitergehen.»

Die Seelengestalt erstrahlte nun in neuen Farben. Nun zeigte sie Zuversicht und die Angst löste sich auf. Jetzt wartete sie darauf, zu erfahren, was noch vor ihr lag.

«Nun wird es Zeit für dich», sagte der Lama, «deine Reise fortzusetzen. Wenn ich dich freigebe, wirst du einen starken Drang zum Schweben verspüren. Leiste keinen Widerstand dagegen. Der Lebensstrom wird dich

durch wirbelnde Nebelwolken tragen. Schreckliche Gesichter werden dich aus der Finsternis anstarren, doch du brauchst dich nicht zu fürchten – sie werden auf dein Geheiß hin verschwinden. Halte deine Gedanken rein und deinen Ausdruck ruhig. Bald wirst du eine wunderschöne grüne Wiese erreichen, auf der du die Lebensfreude spüren wirst. Freundliche Helfer werden zu dir kommen und dich willkommen heißen. Fürchte dich nicht. Öffne dich ihnen, denn dort kannst du niemandem begegnen, der dir Böses will.»

Die Seelengestalt wiegte sich sanft hin und her, während sie über all diese Bemerkungen nachdachte. Der Lama fuhr fort:

«Bald werden sie dich als Freund zur Halle der Erinnerung begleiten – jenem Ort, an dem sämtliches Wissen bewahrt wird, wo jede Tat, ob gut oder schlecht, die jemals von einem Menschen begangen wurde, aufgezeichnet ist. Wenn ihr die Halle der Erinnerung erreicht, wirst du sie betreten. Und dort wirst du allein dein Leben sehen – so, wie es war, und so, wie es hätte sein sollen. Nur du allein wirst über deinen Erfolg oder deine verfehlten Bemühungen urteilen. Es gibt kein anderes Gericht, keine Hölle außer der, die dein eigenes Gewissen dir auferlegt. Es gibt weder ewige Verdammnis noch Qualen. Falls du dein Leben verfehlt hast, liegt die Entscheidung allein bei dir, ob du zu einem späteren Zeitpunkt auf die Erde zurückkehren und einen neuen Versuch wagen möchtest.»

Der Lama hielt inne und nickte dem Akoluth zu, der daraufhin das letzte Weihrauchstäbchen aufhob.

«Oh Seele, jetzt unterwiesen», sagte der Lama, «gehe nun weiter auf deine Reise. Reise in Frieden. Reise im Wissen, dass du nichts zu fürchten hast, außer der Angst selbst. Gehe nun weiter!»

Langsam stieg die Seelengestalt auf, hielt einen Augenblick inne, während sie sich ein letztes Mal im Zimmer umsah, dann durchdrang sie die Decke des Raumes und entschwand den Blicken der Menschen. Der Lama und der Akoluth erhoben sich, nahmen ihre zeremoniellen Gegenstände an sich und verließen den Raum.

Später, als die Sonne ihren Zenit erreicht hatte, näherte sich eine zerlumpte Gestalt dem kleinen Haus und trat ein. Wenig später kam sie wieder heraus, eine in Tücher gewickelte Last auf dem Rücken – die sterblichen Überreste von Timons Vater. Schweigend stapfte sie den steinigen Pfad entlang, bis sie den Ort erreichte, an dem der Leichnam zerlegt und zerstückelt wurde. Dort sollten die Vögel der Lüfte, die Geier, sich von den Überresten nähren – damit schließlich das, was einst ein Körper war, verwandelt durch die Natur, der Mutter Erde zurückgegeben werden konnte.

Kapitel 3

«Ha! Ha! Ha!» Der Raum erzitterte unter dem schallenden Gelächter. Der dünne junge Mann, der mit gebeugtem Rücken dem Lachenden zugewandt saß, zuckte zusammen, als wäre er angeschossen worden.

«He, Juss!», prustete die Stimme los. «Hast du das schon gelesen?»

Mr. Justin Towne deckte sorgfältig die transportable Orgel ab, die ihm sehr am Herzen lag und erhob sich.

«Gelesen, was?», erkundigte er sich mürrisch.

Mr. Dennis Dollywogga lächelte breit, während er ein Buch über seinem Kopf hin und her schwenkte.

«Oh, Mann!», rief er amüsiert. «Dieser Kerl glaubt doch ernsthaft, wir Homos seien alle krank! Er meint, wir hätten ein Drüsenproblem und wären alle zwischen Mann und Frau verwechselt. Ha! Ha! Ha!»

Justin schlenderte durch das Zimmer, nahm das Buch seines Freundes und schlug es an der Stelle auf, an der Dennis vor lauter Heiterkeit den Buchrücken geknickt hatte. Dennis spähte seinem Freund über die Schulter und zeigte mit seinem langen, ausgestreckten Finger auf die entsprechende Stelle.

«Dort!», sagte er. «Dort beginnt es. Lese es bis zu Ende, Juss. Der Kerl muss ein echter Spießer sein.»

Daraufhin begab sich Justin zu einem niedrigen, gepolsterten Sessel, ließ sich mit einem lässigen Plumps hineinfallen und lehnte sich entspannt zurück. Dann nahm er seine Brille ab, putzte die Gläser, setzte sie wieder auf, steckte sein Taschentuch in den Ärmel, hob das Buch auf und begann zu lesen:

Im Trubel des Übergangs von der astralen Welt in jene Welt, die wir Erde nennen, kann es gelegentlich zu Verwechslungen kommen. Geboren zu werden ist eine traumatische Erfahrung, eine brachiale Angelegenheit, und ein äußerst empfindlicher Mechanismus

kann dabei leicht aus dem Gleichgewicht geraten. Nehmen wir an, ein Baby steht kurz vor der Geburt, doch während der Schwangerschaft hat die Mutter vielleicht nicht darauf geachtet, wie sie sich ernährt oder wie sie sich verhält, sodass das ungeborene Kind nicht die biochemische Versorgung erhalten hat, die man als ausgewogen bezeichnen könnte. Dem Baby fehlte möglicherweise eine biochemische Substanz, was infolgedessen die Entwicklung bestimmter Drüsen aufgehalten hat. Angenommen, das Baby sollte eigentlich als Mädchen geboren werden, doch aufgrund des Mangels an bestimmten biochemischen Substanzen wird es als Junge geboren – ein Junge mit Neigungen, die eher denen eines Mädchens entsprechen.

Die Eltern stellen vielleicht fest, dass sie mit einem etwas empfindlichen kleinen Kerl gesegnet sind und führen das auf zu viel Nachsicht oder auf etwas anderes zurück. Möglicherweise versuchen sie, ihm ein wenig Vernunft einzutrichtern, um ihn etwas männlicher zu machen, doch das gelingt nicht. Wenn die Drüsen nicht richtig funktionieren, spielt es keine Rolle, welche äußeren Merkmale vorhanden sind: Der Junge bleibt ein Mädchen in einem Jungenkörper.

In der Pubertät könnte sich der Junge möglicherweise nicht zufriedenstellend entwickeln – oder aber, rein äußerlich betrachtet, doch ganz normal. In der Schule mag er zur zartbesaiteten Fraktion gehören, aber der arme Kerl kann nichts dafür.

Wenn er das Mannesalter erreicht, stellt er fest, dass er «die Dinge, die für andere selbstverständlich sind», nicht tun kann. Stattdessen fühlt er sich zu Jungen – zu Männern – hingezogen. Natürlich tut er das, denn sein ganzes Verlangen entspricht dem einer Frau. Die Psyche selbst ist weiblich, doch durch eine Reihe von unglücklichen Umständen wurde die Frau mit männlichen Organen ausgestattet – mit Organen, die für ihn kaum eine Rolle spielen, aber dennoch da sind! Der Mann wird dann zu dem, was man gemeinhin als «Weichei» bezeichnet und weist homosexuelle Neigungen auf. Je weiblicher die Psyche ist, desto stärker werden die homosexuellen Neigungen sein.

Wenn hingegen eine Frau eine männliche Psyche hat, wird sie sich nicht für Männer interessieren, sondern für Frauen. Ihre Psyche, die dem Überselbst nähersteht als der physische Körper, übermittelt dem Überselbst verwirrende Signale, und das Überselbst sendet eine Art Befehl zurück: «Los, mach schon, zieh dein Ding durch.» Die bedauernswerte männliche Psyche fühlt sich verständlicherweise abgestoßen von der Vorstellung, «sein

Ding» mit einem Mann zu machen, und richtet stattdessen ihr ganzes Interesse auf eine Frau. So entsteht das Bild einer Frau, die mit einer anderen Frau Liebe macht, und das ist dann das, was wir eine Lesbe nennen – in Anlehnung an eine bestimmte Insel vor Griechenland, auf der diese Praxis «einst üblich war».

Es ist völlig unsinnig, Homosexuelle zu verurteilen – sie sind keine Schurken. Stattdessen sollte man sie als kranke Menschen betrachten, als Menschen mit einem Drüsenleiden. Und wenn die Mediziner und Ärzte den Verstand nutzen würden, mit dem sie geboren wurden, dann würden sie etwas gegen diese Drüsenfehlfunktion unternehmen.

Nach meinen jüngsten Erfahrungen bin ich aber mehr denn je davon überzeugt, dass westliche Ärzte nichts als ein Haufen durchgeknallter Geschäftemacher sind, die nur auf das schnelle Geld aus sind. Die Erlebnisse, die ich mit ihnen hatte, waren schlicht unbeschreiblich und einfach nur beschämend. Doch wie dem auch sei, es geht hier nicht um mich, sondern um die Homosexuellen.

Wenn es einer lesbischen Frau oder einem homosexuellen Mann gelänge, einen verständnisvollen Arzt zu finden, könnten ihnen bestimmte Drüsenextrakte verabreicht werden, die ihren Zustand sicherlich erheblich verbessern und das Leben erträglicher machen würden. Doch leider ist es in der heutigen Zeit, mit einer Ärzteschaft, die nur am Profit interessiert zu sein scheint, nicht einfach, einen wirklich guten Arzt zu finden. Aber es ist sinnlos, einen Homosexuellen zu verurteilen – es ist weder sein noch ihr Fehler. Sie sind oft sehr unglückliche Menschen, weil sie in einem inneren Konflikt leben, und nicht verstehen, warum. Sie wissen, dass sie von anderen belächelt werden, und doch können sie nichts dagegen tun – denn hinter alldem steht letztlich einer der stärksten Triebe des Menschen: der Fortpflanzungstrieb.

Seelenklempner, auch Psychologen genannt, sind auch nicht wirklich eine Hilfe, denn sie brauchen Jahre dafür, was ein Durchschnittsmensch in wenigen Tagen schafft. Wenn man Homosexuellen klar erklären würde, dass sie unter einem unausgeglichenen Drüsenhaushalt leiden, könnten sie sich gewöhnlich damit arrangieren. Wie dem auch sei, die Gesetze werden langsam geändert, und man geht auf solche Fälle ein, anstatt sie erbittert zu verfolgen und für etwas einzusperren, das in Wirklichkeit eine Krankheit ist.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, solchen Menschen zu helfen. Die erste besteht darin, dass eine sehr verständnisvolle und wesentlich ältere Person, die ein tiefes Mitgefühl

für den Betroffenen empfindet, ihm genau erklärt, was mit ihm geschehen ist. Die zweite Möglichkeit ähnelt der ersten, jedoch mit der zusätzlichen Maßnahme, dass dem Betroffenen ein Medikament verabreicht wird, das den sexuellen Drang dämpft. Die dritte Option – auch hier sollte zunächst eine einfühlsame Erklärung erfolgen – beinhaltet eine Behandlung durch einen qualifizierten Arzt, der gezielt Hormone oder Testosteron-Injektionen verabreichen kann, die den Körper dabei unterstützen, ein besseres Gleichgewicht in Bezug auf die sexuelle Entwicklung zu finden.

Das Wichtigste ist, dass man einen Homosexuellen niemals verurteilt – niemals. Es ist nicht seine Schuld. Er wird für etwas bestraft, für das er nichts kann. Er wird bestraft für einen Fehler der Natur. Vielleicht hat seine Mutter während der Schwangerschaft die falsche Nahrung zu sich genommen, oder vielleicht gab es eine biochemische Unverträglichkeit zwischen Mutter und Kind. Doch unabhängig davon, wie man es betrachtet – helfen kann man Homosexuellen nur mit echtem Verständnis und Mitgefühl, und möglicherweise auch durch eine wohldosierte Verabreichung von Medikamenten.

«Was ist das für ein Buch?», fragte Justin, als er zu Ende gelesen hatte. Er klappte den Einband zu und las den Titel: «Die Flamme bewahren» von Lobsang Rampa. «Er soll bloß zusehen, dass er die Flamme nicht zu sehr anheizt, wenn er sich mit uns anlegt», bemerkte er sauer.

«Was hältst du davon, Juss?», fragte Dennis zögernd. «Denkst du, es könnte etwas dran sein oder ist er nur ein Typ, der gegen uns Stimmung machen will? Was meinst du, Juss?»

Justin strich sich nachdenklich über seine Oberlippe, wo sein Schnauz nicht recht wachsen wollte, und erwiderte mit einer etwas hohen Stimme: «Ähm, ist das nicht dieser Typ, der mal ein Ex-Mönch oder so etwas war? Wahrscheinlich kennt er nicht einmal den Unterschied zwischen einem Mann und einer Frau.»

Sie setzten sich zusammen auf das kleine Sofa und blätterten durch die Seiten des Buches.

«Viele der anderen Dinge, über die er hier schreibt, sind durchwegs vernünftig», überlegte Justin Towne.

«Aber wie kommt es dann, dass er sich so in uns täuscht?», warf Dennis Dollywogga ein. Darauf fiel ihm plötzlich eine glänzende Idee ein, und er strahlte dabei wie die eben aufgegangene Sonne: «Warum schreibst du ihm nicht, Juss, und erklärst ihm, dass er sich in dieser Hinsicht gewaltig irrt? Warte mal, vielleicht steht seine Adresse in dem Buch. Nein? Dann wird der Verlag sicher dafür sorgen, dass Dr. Rampa dein Schreiben erhält. Komm, lass uns das angehen, Juss!»

Und so geschah es, dass der Autor Rampa, wie man in besten Kreisen zu sagen pflegt, zu gegebener Zeit einen Brief von einem Herrn erhielt, der darauf hinwies, dass der Autor Rampa nicht die geringste Ahnung von Homosexuellen habe. Der Autor selbst überdachte gewissenhaft die warnenden Worte bezüglich seiner geistigen Gesundheit, seiner Wahrnehmung und allem anderen und antwortete dem Absender daraufhin mit folgendem Schreiben:

Zugegeben, ich verstehe herzlich wenig von sexuellen Aktivitäten, aber ich halte dennoch an der Richtigkeit meiner Äußerungen fest. Wie dem auch sei – schreiben Sie mir doch Ihre persönliche Meinung zur Homosexualität. Und wenn mein Verleger starke Nerven und ein gutes Herz hat, wird er mir erlauben, Ihren Brief oder Erfahrungsbericht in meinem dreizehnten Buch zu veröffentlichen.

Zwei Köpfe steckten zusammen. Vier Augen überflogen den Brief, der gerade eben zugestellt worden war.

«Donnerwetter!», keuchte Dennis Dollywogga erstaunt. «Der alte Mann hat den Ball wieder an uns zurückgespielt. Was machen wir jetzt?»

Justin Towne zog den Atem bis in seinen Magen hinunter.

«Machen?», fragte er mit trillernder Stimme. «Du wirst zurückschreiben und darauf antworten – das ist, was du machen wirst. Du hast damit angefangen.»

Eine Weile schwiegen sie, dann machten sie sich auf den Weg zur Arbeit – oder zu dem, was eigentlich Arbeit hätte sein sollen, in Wirklichkeit aber mehr ein Grübeln auf Kosten des Chefs war.

Die Uhrzeiger krochen kaum merklich über das Zifferblatt, doch endlich war Feierabend und es war Zeit, die Arbeit zu verlassen und zum «Schreibblock» zurückzukehren. Dennis war als Erster zu Hause, kurz darauf folgte Justin.

«Juss», murmelte Dennis, während er den letzten Bissen eines Hamburgers kaute. «Juss, du hast den besseren Kopf für diese Sache, ich bin eher der Macher. Wie wär's, wenn du das Schreiben übernimmst? Mann, ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht und einfach nichts Schlaues zustande gebracht.»

Also setzte sich Justin an die Schreibmaschine und hämmerte einen ausführlichen Bericht in die Tasten. Dennis las ihn sorgfältig durch.

«Wunderbar!», rief er begeistert. «Na, wenn das mal nichts ist!»

Vorsichtig falteten sie die zahlreichen Seiten zusammen und Dennis verließ das Haus und lief zum Briefkasten.

Kanadas Postbetriebe würden wohl niemals einen Geschwindigkeitsrekord aufstellen – nicht bei all den Streiks, Sitzblockaden, Bummelstreiks und ihrem Dienst nach Vorschrift. Doch tatsächlich landete das Kuvert, noch bevor sich Stockflecken auf dem Papier bilden konnten, im Briefkasten des Autors Rampa – zusammen mit sechsundneunzig anderen Briefen an diesem Tag. Schließlich entdeckte er den speziellen Umschlag, öffnete ihn, zog die Briefseiten heraus und begann zu lesen.

«Hmmm», sagte er schließlich (sofern man «Hmmm» überhaupt als Zustimmung werten konnte). «Na gut, ich werde das Ganze veröffentlichen, den Brief und auch den Erfahrungsbericht. So haben die Leser alles direkt aus erster Hand.»

Später nahm der Autor Rampa den Brief und den Bericht erneut zur Hand und las alles noch einmal durch. Dann wandte er sich an Miss

Kleopatra, seine siamesische Katze, und sagte: «Na, Kleo, das bestätigt doch haargenau das, was ich zuvor geschrieben habe. Was meinst du?»

Doch Miss Kleopatra hatte andere Dinge im Kopf – zum Beispiel Essen. Also legte der Autor den Brief und den Bericht für den Verleger beiseite. Und nun liegt beides vor Ihnen, bereit zum Lesen, beginnend mit dem Brief:

Werter Dr. Rampa

Ich habe gewissermaßen gegen meine eigene Regel verstoßen, indem ich Ihnen einen unausgereiften Erfahrungsbericht beilege. Damit meine ich, dass es sich um den ersten schriftlichen Entwurf handelt, der mir zum Thema spontan eingefallen ist. Er sagt zwar nicht genau das aus, was ich veranschaulichen wollte, aber aus irgendeinem Grund scheint es mir wichtig, Ihnen dennoch diesen schriftlichen Entwurf zukommen zu lassen. Wenn Sie feststellen sollten, dass meine Rechtschreibung fehlerhaft ist und mein Grammatikverständnis zu wünschen übrig lässt, dürfen Sie diesen Bericht getrost wegwerfen (ich würde es Ihnen weder übel nehmen noch wäre ich Ihnen böse). Er bringt nicht immer genau das zum Ausdruck, was ich sagen wollte, und wenn ich mehr Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, darüber nachzudenken, hätte ich ihn immer und immer wieder überarbeitet und umgeschrieben, bis er so gut gewesen wäre, wie ich es eben nur hätte machen können. Doch vielleicht ist er auch in der jetzigen Form von Nutzen.

Es gibt einige Punkte, die ich unbedingt zur Sprache bringen möchte: Die meisten Homosexuellen sind nicht die Tunten, die man auf der Straße sieht. Sie sind auch nicht diejenigen, über die Psychiater und Ärzte schreiben, denn in solchen Fällen handelt es sich um Menschen mit einer psychischen Störung.

Als Abenteurer habe ich in Städten, auf Farmen und sogar bei Rodeos gearbeitet und dabei Homosexuelle in allen Bereichen kennengelernt, die so normal waren wie ein «Blaubeerkuchen». Sie können sehr maskulin sein, denken und handeln wie Männer und zeigen keinerlei weibliche Eigenschaften, die ihnen viele Heterosexuelle fälschlicherweise zuschreiben.

Ich möchte den Homosexuellen deutlich machen, welche wichtige Rolle sie in dieser Welt spielen könnten, wenn sie sich aufraffen und aufhören würden, sich selbst zu bemitleiden. Ich halte nichts von dieser sogenannten «Gay Liberation», bei der viele Jugendliche

heutzutage glauben, sie müssten daraus ein großes Thema machen. Stattdessen denke ich, dass es viel wichtiger ist, einfach seinen eigenen Weg zu gehen, seine Arbeit gut zu machen und die eigenen Talente bestmöglich zu nutzen.

Ich möchte auch betonen, dass ich selbst aus einem guten, ganz normalen Elternhaus komme. Ich hatte keine seelischen Probleme, die mich psychisch belastet hätten, und niemand wäre auf die Idee gekommen oder hätte mich verdächtigt, ein «Schwuler» zu sein – es sei denn, ich hätte es ihnen gesagt. Ich schäme mich kein bisschen dafür. Ich finde einfach, dass es niemanden etwas angeht, genauso wenig wie es jemanden etwas angeht, ob ich Demokrat oder Republikaner, Christ oder Irgendwas bin. Ich weiß auch, dass ich in mancher Hinsicht mehr Glück habe als viele andere, denn Menschen vertrauen sich mir sofort an und öffnen mir ihr Herz. Dadurch habe ich sehr viel über die Gefühle der Menschen gelernt.

Aber wie auch immer, nur zur Erinnerung: Sie können den Bericht ganz oder teilweise verwenden, ihn bearbeiten, ändern, korrigieren oder kürzen – ganz nach Ihrem Ermessen. Falls er nicht brauchbar ist, können Sie ihn auch einfach vernichten, es würde mich nicht verletzen. Sollten Sie einen Namen benötigen, können Sie «Justin» verwenden. Und falls Sie (auch wenn ich selbst mit meinem Bericht nicht ganz zufrieden bin), aus irgendeinem Grund Teile davon nutzen möchten und DABEI JEMANDEN (entschuldigen Sie die Großbuchstaben) mit einer ernsthaften Frage an mich verweisen müssen, sei es zur Unterstützung oder zur Gegenposition, habe ich nichts dagegen, dieser Person zu schreiben. Da ich jedoch kein privates Postfach habe, wäre es mir lieber, wenn ich zuerst selbst die Gelegenheit hätte, ihr zu antworten. Es scheint jedoch immer so, dass ich, ohne mein Zutun und vielleicht durch eine Vorherbestimmung, unverhofft Menschen begegne, die offenbar genau in diesem Moment meine Hilfe brauchen. Derzeit unterstütze ich viele, aber gewissermaßen nicht meinesgleichen.

So, ich denke, das war's. Gerne möchte ich eines Tages ein Buch über mein Leben schreiben (wie Tausende andere auch), weil es offenbar viele Menschen dazu anregt, sich mehr anzustrengen. Aber vielleicht erst, wenn ich älter bin. Im Augenblick bin ich sehr damit beschäftigt, ein Geschäft und ein Zuhause aufzubauen, und ich habe noch viele andere Dinge, die mir Freude bereiten (Gartenarbeit zum Beispiel macht mir großen Spaß). Wir haben ein kleines Grundstück auf dem Land mit vielen Wildtieren und

reichlich Arbeit. Ich wünschte, Sie könnten uns einmal besuchen – ich denke, es würde Ihnen hier gefallen.

Ich hoffe, dass sich alles für Sie und Ihre Projekte zum Besten wendet.

Mit freundlichen Grüßen, Justin

(nachfolgend der Erfahrungsbericht von Justin, Anm. d.Ü.)

Jeder wird mir beipflichten, dass die Eigenschaften eines Menschen so einzigartig und vielfältig sind wie die Sterne am Himmel oder die Kieselsteine am Strand. Ich denke, wir sind uns einig, dass dies die Welt zu dem macht, was sie ist, was große und kleine Persönlichkeiten ausmacht, was Nationen aufsteigen und fallen lässt und was eine Person an einer anderen anziehend oder abstoßend findet. Zum besseren Verständnis sollten wir uns darauf einigen, dass der Begriff «Eigenschaften» alle individuellen Merkmale umfasst: Stimmungen, Stärken und Schwächen, Fehler, Talente und letztlich all das, was jeden Einzelnen von allen anderen unterscheidet. Einige dieser Eigenschaften bringen wir bereits bei unserer Geburt mit – entweder weil wir sie in früheren Leben entwickelt haben oder weil wir sie bewusst gewählt haben, um in diesem Leben zu wachsen und eine vollständigere Persönlichkeit zu werden. Andere Eigenschaften wiederum entstehen und entwickeln sich erst im Laufe unseres jetzigen Lebens.

Gesellschaften bewerten bestimmte Eigenschaften je nach Epoche und Orte unterschiedlich – mal als gut oder schlecht, mal als vorteilhaft oder nachteilig, und manchmal als zu alltäglich, um ihnen überhaupt Beachtung zu schenken. Aber befassen wir uns nicht mit bestimmten Gesellschaften, sondern richten wir unseren Blick auf die Lehren aller großen Religionen, die besagen, dass jeder Mensch mit einem bestimmten Zweck auf die Erde kommt – um zu lernen und bestimmte Erfahrungen zu sammeln. Er kommt auf die Erde aus freien Stücken und wählt die Eigenschaften aus, die nur er allein für seine persönliche Weiterentwicklung braucht. Dies sollte uns dazu bringen, allen Menschen mit mehr Verständnis und Toleranz zu begegnen und um dem Satz «Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet» eine tiefere Bedeutung zu geben. Das bedeutet jedoch nicht, dass das Leben eines Menschen gänzlich vorherbestimmt ist, denn sein freier Wille

steht über seinen angeborenen «individuellen Eigenschaften», und er kann selbst entscheiden, ob er dieses Geburtsrecht zum Guten nutzen oder es missbrauchen will.

Von den vielen Eigenschaften, die ein Mensch besitzt, scheinen diejenigen emotionaler Natur in der Regel am stärksten ausgeprägt zu sein. Dazu gehören unter anderem seine Vorlieben und Abneigungen, seine Wünsche und seine Fähigkeit zu lieben. Besonders prägend sind seine Liebesbeziehungen und die emotionalen Bindungen, die durch Liebe oder Hass sowie durch sein Umfeld entstehen. Sie spielen eine entscheidende Rolle für seine persönliche Entwicklung und beeinflussen alle anderen Bereiche seiner Entfaltung. Ein Mann kann beispielsweise seine Arbeit so sehr lieben, dass er alle anderen Lebenserfahrungen vernachlässigt. Er kann seine Familie so sehr lieben, dass er seine eigene Entwicklung zurückstellt, nur um ihre Wünsche und Bedürfnisse zu erfüllen. Genauso kann jemand einen so starken Hass empfinden, dass er all seine Energie darauf verwendet, das zu bekämpfen, was er verabscheut – und dabei völlig vergisst, wozu er eigentlich bestimmt war. Besonders ausgeprägt ist dies in der Liebe und im Hass gegenüber einer anderen Person. Wenn sich zu diesen emotionalen Eigenschaften auch noch die zerstörerischste aller Empfindungen gesellt – die Angst – dann kann das verheerende Folgen haben und letztlich zum Verlust des Verstandes und zu einem völligen Zusammenbruch führen. Zum Beispiel: Ein Verehrer entdeckt plötzlich, dass seine Angebetete einen weiteren Verehrer hat, der ihm den Rang abzulaufen scheint. In diesem Moment wird seine Liebe zu ihr noch intensiver, und seine Angst, sie zu verlieren, verstärkt seine Abneigung gegen seinen Konkurrenten noch mehr. Lässt er sich von diesen Gefühlen leiten, könnte er seine ursprüngliche Absicht, ihr Herz zu gewinnen, völlig aus den Augen verlieren und sich stattdessen nur noch darauf konzentrieren, seinen Konkurrenten auszuschalten – sei es durch Verleumdung, Täuschung oder sogar durch weit drastischere Mittel. Oder aber er verfällt in die Grübelei und vergeudet all seine Energie in Selbstmitleid. Doch selbst dann wird er seine Ängste und seinen Hass insgeheim gegen seinen Rivalen richten. Das raubt ihm jedoch so viel Kraft, dass nicht nur seine Arbeit darunter leidet, sondern auch seine Gesundheit, sein Glück und letztlich seine gesamte persönliche Entwicklung.

Von daher sind Liebe und Angst und ihre Gegenteile, Hass und Verständnis (denn kein Mensch fürchtet, was er vollständig versteht) die stärksten aller menschlichen Eigenschaften. Und nie treten sie deutlicher zutage als in religiösen und politischen

Überzeugungen sowie in persönlichen Liebesbeziehungen. Kulturen, Regierungen, Städte, Gemeinden und selbst kleine Gemeinschaften werden maßgeblich von ihrer Haltung gegenüber diesen grundlegenden Kräften geprägt und gelenkt.

Betrachten wir etwas, das fast jedem Menschen am Herzen liegt und ihm wichtig ist: Die individuelle Liebe eines Menschen zu einem anderen und ihre Auswirkungen auf das Umfeld. Aussagen wie «Liebe macht blind», «Über den Geschmack in der Liebe lässt sich nicht streiten» und «Liebe überwindet alles», sind nicht ohne Grund weit verbreitet und zutreffend.

John und Mary verlieben sich und heiraten gegen den Willen ihrer Familien – und dabei kann für alle Angehörigen beider Seiten mitunter ein lebenslanges Spannungsfeld aus Unglück und Feindseligkeit entstehen. Aber lassen Sie uns hier nicht mit Einzelpersonen befassen, sondern einen allgemeineren und weitaus dramatischeren Unterschied betrachten.

Betrachten wir den Unterschied zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen. Der Heterosexuelle – ob Mann oder Frau – wird in eine Welt hineingeboren, die aus reiner Notwendigkeit heraus auf eine heterosexuelle Weise zu funktionieren scheint. Es liegt auf der Hand, dass dies der übliche Weg der Fortpflanzung ist. Aus diesem Grund können Heterosexuelle selten die Denkweise eines Homosexuellen nachvollziehen. Manche halten Homosexuelle für pervers, für triebgesteuerte Menschen, die ihre Begierden nicht im Zaum halten können; andere wiederum betrachten sie als krank. Zu diesem Thema sind schon Hunderte von Büchern geschrieben worden – meist von Psychiatern, die glauben, Homosexuelle müssten «umgepolt» werden, oder von Medizinern, die meinen, ihre «Wasserleitung» müsse geändert oder es müssten medizinische Maßnahmen ergriffen werden, um sie umzukrempeln. Daneben gibt es einige wenige Bücher von Homosexuellen selbst, die verzweifelt versuchen, sich zu verteidigen und ihrem oft schwierigen Leben einen Sinn zu geben.

Zu meinem Bedauern, da die Gemüter der Mehrheit der uninformierten Heterosexuellen sofort hochkochen würden, existiert keine offizielle Liste prominenter Homosexueller. Doch für alle, die sich informieren, ist diese Liste sehr lang.

Wie alle Menschengruppen können auch Homosexuelle in drei Hauptgruppen eingeteilt oder unterteilt werden. Die erste Gruppe besteht aus jenen, die, wie im Buch «Die

Flamme bewahren» beschrieben wird, durch einen Zufall der Geburt so wurden, wie sie sind. Die zweite Gruppe sind diejenigen, die nach der Geburt starke emotionale Probleme entwickeln und sich der Homosexualität zuwenden, um diese Probleme auf diesem Wege zu lösen oder zu lindern. Es sind vor allem diese Fälle, über die Ärzte und Psychiater schreiben. Doch diese beiden Gruppen machen nur einen kleinen Teil aus im Vergleich zur dritten und wichtigsten Gruppe. Diese besteht aus Menschen, die ohne ihre Homosexualität nicht all das lernen könnten, was sie in ihrem Leben lernen müssen. Mit anderen Worten: Sie haben sich dafür entschieden, in diesem Leben als Homosexuelle auf die Welt zu kommen.

Bevor wir uns diesem Thema weiter widmen, sollten wir uns zunächst bewusst machen, dass es weltweit Millionen von Homosexuellen gibt – Männer und Frauen. Einige der herausragendsten Persönlichkeiten der Geschichte waren homosexuell. Doch die meisten Menschen ahnen nicht, dass viele ihrer Freunde, Vorbilder und Führungspersönlichkeiten nicht so empfinden wie sie. In manchen westlichen Großstädten liegt der Anteil Homosexueller bei bis zu zehn Prozent, Insiderberichten nach könnte er sogar noch höher liegen. In ländlichen Gegenden scheint der Anteil dagegen geringer zu sein – meist, weil junge homosexuelle Mädchen und Jungen ihresgleichen suchen müssen. Und da in kleinen Gemeinden jeder über jeden Bescheid weiß, ist es für viele schwer, in einer Umgebung zu bleiben, die sie ablehnt.

Die Durchschnittsperson glaubt, sie könne jederzeit und überall einen Homosexuellen erkennen, doch das ist nicht der Fall. Selbst unter Homosexuellen ist diese Annahme falsch. Es gibt Tausende glücklich verheiratete Männer und Frauen mit sehr gut erzogenen Kindern, die homosexuell sind und ihre Neigung vielleicht «ausleben» – oder auch nicht, wie es Psychiater gerne formulieren. Ebenso ist es falsch zu behaupten, Homosexuelle könnten keinen Sex mit dem anderen Geschlecht haben (wie bei jeder Regel gibt es immer Ausnahmen). Doch in der Regel haben sie keinen Sex mit dem anderen Geschlecht, weil sie keine Anziehung verspüren und kein Interesse haben. Sie empfinden gegenüber dem anderen Geschlecht oft eher eine geschwisterliche oder freundschaftliche Verbundenheit. Man wird nur sehr wenige Homosexuelle finden, die noch nie Sex mit dem anderen Geschlecht hatten. Warum? Weil sie während ihres Heranwachsens sozusagen durch die Hölle gegangen sind, bis sie die Tatsache akzeptiert haben, so zu sein, wie sie sind. In

dieser Phase empfinden sie es manchmal als notwendig, oder zumindest wollen sie es sich selbst einmal beweisen, dass sie es könnten, wenn sie es denn wollten – und zugleich zu bestätigen, dass sie mit ihrer eigenen Einschätzung richtig liegen. Körperlich mag es vielleicht Spaß machen, aber ohne diese gefühlsmäßige «Richtigkeit» fühlt es sich falsch an und ist letztlich nur Zeitverschwendung – genauso wie es Zeitverschwendung ist, Fußball zu spielen, wenn man Fußball nicht mag. Viele Homosexuelle sind äußerst feinfühlige Menschen mit einem ausgeprägten moralischen Empfinden und hüpfen nicht von Bett zu Bett – zumindest nicht über ihre Jugend hinaus, doch das gilt auch für Heterosexuelle. Ihr Leben ist oft von der Suche nach einem dauerhaften Partner geprägt, und wenn dieser einmal gefunden ist, unterscheidet sich ihr Leben nicht mehr von dem, heterosexueller Menschen.

Doch warum sollte sich jemand dafür entscheiden, als Homosexueller geboren zu werden? Weil es im Unterschied zu jeder anderen Gruppe bestimmte Dinge gibt, die nur so gelernt werden können. Wenn man sich dafür entscheiden würde, als Schwarzer in einem rein weißen Land oder als Weißer in einer ausschließlich schwarzen Gesellschaft geboren zu werden, könnte man erfahren, wie es ist, einer Minderheit anzugehören. Man könnte Erkenntnisse gewinnen, die einem als Teil der Mehrheit verwehrt blieben. Dasselbe gilt für Homosexuelle – mit dem Unterschied, dass sie mit einer Reihe von ganz anderen Problemen konfrontiert sind. In manchen Ländern können sie allein wegen ihrer sexuellen Orientierung ins Gefängnis gesteckt werden, ihren Arbeitsplatz verlieren, aus ihrer Stadt vertrieben werden oder in eine Vielzahl unangenehmer Situationen geraten – verursacht durch eine unaufgeklärte heterosexuelle Welt. Die unaufgeklärte heterosexuelle Welt glaubt, im Recht zu sein, denn für sie verstößt diese Person gegen die Gesetze der Menschen und Gottes. Doch ich möchte hier unmissverständlich festhalten: Erstens, wenn Gott gewollt hat, dass ein Mensch so ist, wie er ist – wie könnte es dann zugleich gegen seinen Willen sein? Zweitens, entgegen der weitverbreiteten Annahme kann niemand zu einem Homosexuellen gemacht werden, wenn er keiner ist, genauso wenig, wie ein Mensch zu einem Heterosexuellen gemacht werden kann, wenn er keiner ist. Wahr hingegen ist, dass jeder Mann oder jede Frau verschiedene Dinge ausprobieren kann. Sie können sich auch kurzfristig auf Erfahrungen einlassen – so wie etwa Stricher oder Prostituierte, die für Geld alles tun. Doch um diese geht es hier nicht. Kein Vater und keine Mutter muss

jemals fürchten, dass ihr Sohn oder ihre Tochter plötzlich zu etwas anderem gemacht wird. Ich kann auf ein langes Leben zurückschauen, auf ein Leben als Homosexueller, und habe einen Großteil meines Lebens damit verbracht, mit jungen Menschen an genau diesem Problem zu arbeiten. Doch dazu später mehr.

Bisher habe ich noch nie eine dauerhafte «Umwandlung» von einem zum anderen erlebt, die am Ende glücklich und wie erwünscht ausgefallen ist. Wenn die «Magie», die einen Menschen zu einem anderen hinzieht, nicht vorhanden ist, kann sie niemand herbeizaubern. Wenn man das könnte, dann gäbe es nahezu keine Homosexuellen auf dieser Welt – denn die Hölle, die viele von ihnen während ihres Heranwachsens durchleben, ist so intensiv, dass sie alles dafür geben würden, diese Magie wahr werden zu lassen. Doch bei all dem gibt es auch eine weitaus positivere Seite. Denn als Homosexueller kann man lernen, sich weiterentwickeln und Dinge erreichen, die man auf anderem Wege normalerweise nicht lernen könnte.

Für den durchschnittlichen Homosexuellen, der sich selbst einmal im richtigen Licht sieht, ist das größte Geschenk, das er erhält, das Verständnis. Durch seine eigenen Lebenserfahrungen hat er eine gesteigerte Sensibilität für die Gefühle anderer entwickelt. Er oder sie besitzt oft ein starkes moralisches Empfinden, weil die Selbstakzeptanz unter diesen Bedingungen eine intensive Selbstreflexion erfordert. Ein Homosexueller kann sehr viel Gutes in der Welt bewirken, denn er hat gelernt, wie wichtig Diskretion, Wahrhaftigkeit und ein wacher Geist sind, um Menschen schnell und genau zu durchschauen und Situationen sofort richtig einzuschätzen – schließlich hing sein ganzes Leben davon ab. Deshalb wurden bereits große Führungspersönlichkeiten, Militärische Führungskräfte, Geschäftsleute, Ärzte und viele andere bedeutende Persönlichkeiten von Homosexuellen beraten. Homosexuelle besitzen oftmals ein ausgeprägtes künstlerisches oder ästhetisches Talent, weshalb viele von ihnen Schriftsteller, Musiker oder Künstler werden. Sie sind für gewöhnlich sehr einfühlsame Menschen, empfinden eine tiefe Liebe zur Menschheit als Ganzes und sind daher wertvolle Seelentröster.

Aufgrund all dieser Vorzüge und der Tatsache, dass ihre Homosexualität nicht erkennbar ist (es sei denn, sie möchten es), können sie genauso durch die Welt reisen wie alle anderen auch. Sie haben die Möglichkeit, viel Gutes zu tun – und das ohne jede Einschränkung, im Gegensatz zu Menschen, die mit einer körperlichen oder geistigen

Behinderung geboren wurden und von der Gesellschaft oft ausgeschlossen werden. Wenn der Homosexuelle also will, kann er für seine Entwicklung sehr viele Punkte sammeln.

Erwähnenswert ist, dass die Kriminalitätsrate unter Homosexuellen sehr, sehr niedrig ist. Sie sind tolerant und neigen nicht zu körperlicher Gewalt. Es ist auch extrem selten, dass man von Vergewaltigungen in der homosexuellen Welt hört – Verführung mag es geben, doch selbst diese kommt im Vergleich zur heterosexuellen Welt nur selten vor. Das liegt vor allem daran, dass Homosexuelle ein tiefes Bedürfnis haben, zu lieben und geliebt zu werden – etwas, das weder durch Gewalt noch durch erzwungene Verführung erreicht werden kann. Alles in allem ist der Homosexuelle nicht der verruchte Lustmolch, für den ihn so viele uninformierte Heterosexuelle halten. Oft liegt es einfach daran, dass sie sich nicht vorstellen können, warum eine Person jemanden des eigenen Geschlechts lieben kann. Aber betrachten wir es einmal so: In manchen Inkarnationen ist es notwendig, als Frau geboren zu werden, um bestimmte Erkenntnisse zu gewinnen, und im darauffolgenden Leben als Mann. Es kommt also auf den Menschen an – nicht auf den Körper, den er in diesem Leben bewohnt. Natürlich sind die physischen Sinne in dieser Welt so ausgerichtet, dass sie in der Regel Gegensätze anziehen, damit die Fortpflanzung gesichert bleibt. Doch gleichzeitig fühlen wir uns meist zu Menschen hingezogen, die eine Ergänzung zu unserer eigenen Persönlichkeit darstellen – zu denen, die uns weiterbringen auf unserem Lebensweg und die wir ihrerseits unterstützen können. Und genau dasselbe gilt auch für Homosexuelle.

Vielleicht wäre es angebracht, hier kurz etwas über mich zu berichten, damit man diese Sichtweise besser verstehen kann.

Ich wurde in einer kalifornischen Kleinstadt geboren mit idealen Eltern. Es stimmt, wir waren ziemlich arm, aber unsere außergewöhnliche Mutter – eine überzeugte Christin – ließ uns unsere «Armut» niemals spüren. Wir fühlten uns reich und gesegnet. Wer sonst konnte an einem Regentag kleine Segelboote über den Wohnzimmerboden segeln lassen, während die Mutter spannende Seeräubergeschichten vorlas? Wer sonst hatte Eltern, die abends mit dem Gewehr hinausgingen und innerhalb einer Stunde mit einem frisch erlegten Kaninchen nach Hause kamen, anstatt sich mit ganz normalem, im Laden gekauftem Fleisch zu versorgen? Wir drei waren fröhliche Kinder und glücklich. Meine Mutter, die in einer Missionsschule (gemischtgeschlechtlich) aufgewachsen war, wünschte sich nichts

Sehnlicheres, als dass einer von uns einem religiösen Orden beitreten würde. Mit fünf Jahren wusste ich bereits, dass mein Bruder und ich sehr unterschiedliche Wertvorstellungen von Mädchen hatten. In den folgenden Jahren wurde mir klar, dass es nichts Schöneres und Erfüllenderes gab, als in der Gesellschaft von Jungen oder Männern zu sein. Ich bewunderte die körperliche Schönheit der Männer und machte es mir schon in diesem jungen Alter zur Gewohnheit, Jungen bewusst zu beobachten, und das bedeutete, ich war einer von ihnen (ich meine, ich konnte an ihren Aktivitäten teilnehmen und mich ihnen anschließen). Doch ich wusste immer, dass mein Grund, sie zu mögen, ein anderer war als ihr Grund, mich zu mögen. Für sie war ich einfach nur einer der Jungs, doch für mich waren sie etwas ganz Besonderes – aber ich war mir nie schlüssig, warum. Ich konnte die Mädchen zwar verstehen, warum sie für die Jungen schwärmten, empfand aber Mitleid mit ihnen, denn sie würden niemals ein Junge sein und gleichzeitig dazugehören können, so wie ich es konnte. Ich wollte nie ein Mädchen sein.

Natürlich entdeckten wir als Jugendliche auch unsere Körper und experimentierten mit unseren «Spielzeugen», und als wir herausfanden, dass mehr daran war, als es auf den ersten Blick schien, wusste ich erneut, dass ich anders war – weil ich es «fühlte». Schon damals war ich jedes Mal entsetzt, wenn ich merkte, dass dieses Experimentieren für die anderen Jungen kaum eine Bedeutung hatte. Für mich hingegen war es so heilig wie die Kirche. Das beunruhigte mich sehr, denn die frommen Nonnen und die Kirche lehrten, dass all das moralisch schlecht sei. Also habe ich in der Kirche Messen besucht, Gebete gesprochen, Süßigkeiten dargebracht, Arbeit und allerlei Dinge verrichtet und darum gebetet, so zu sein wie alle anderen. Nicht, weil ich es wollte, sondern weil mir so viele Leute gesagt haben, dass etwas an mir nicht stimmt. Natürlich sprach ich nicht offen darüber, denn ich wusste genau, dass ich es nicht wagen konnte, ihnen zu sagen, wie ich mich wirklich fühlte. Aber ich war immer schon ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, und so konnte ich die Menschen um mich herum besser verstehen. Und ich wusste Bescheid …

Als ich Dreizehn war, wurde ich in einem Kloster aufgenommen und hoffte damit, meiner Mutter einen Gefallen zu tun, indem ich Mönch wurde. Doch ich spürte bald, dass es nicht das Richtige für mich war, und so verließ ich das Kloster nach anderthalb Jahren wieder. Von da an war ich auf mich allein gestellt, denn meine Familie ließ mich wissen, dass sie mich nicht unterstützen konnte. Es war die Zeit der Wirtschaftskrise. Das führte dazu, dass ich nicht zur Schule gehen musste – es sei denn, ich wollte es. Ich musste nun arbeiten, und da ich ein normaler, gesunder Jugendlicher war, hatte ich ohnehin keine Lust

mehr auf die Schule (ich war darin sowieso nie besonders gut). Also machte ich mich auf in die große Stadt, um mein Glück zu suchen.

Eine kurze Zeit wollte ich Seemann werden und die sieben Weltmeere befahren. Ich schlich mich sogar einmal als blinder Passagier auf einen Tanker, doch der gesunde Menschenverstand (oder die Angst) veranlasste mich, wieder von Bord zu gehen, bevor das Schiff auslief. Dann hatte ich die Idee, nach Arizona zu gehen, um gegen Indianer und Banditen zu kämpfen. Ich liebte Pferde und hatte ein gutes Gespür für sie, und ich hätte mich wohl auch gut im Sattel gemacht. Doch der Gedanke, dort Männern zu begegnen, die mir vielleicht gefallen würden, ließ mich diesen Plan schnell verwerfen. Abenteuerlustig, wie ich war, zog ich ständig umher – immer auf der Suche nach einem besonderen Freund und neuen Entdeckungen.

Bereits mit Sechzehn hatte ich bereits drei sehr wichtige Dinge gelernt. Erstens, ich übte eine starke Anziehungskraft auf Menschen aus – Männer, Frauen und Kinder gleichermaßen. Außerdem vertrauten mir die Menschen, erzählten mir oft von ihren Sorgen, und ich war für fast jeden, den ich traf, ein guter Zuhörer und Trostspender. Dies führte mich in fast alle Lebensbereiche, meine Freunde (einige sind es immer noch) kamen aus allen Schichten: Reiche, Arme, Gauner und Priester. Zweitens erkannte ich, dass ich homosexuell war. Ich versuchte zwar, mich in ein heterosexuelles Leben zu zwingen (sexuell), aber es fühlte sich immer falsch und unrein an, während es mit meinesgleichen etwas war, das sich genauso spirituell und gut anfühlte, wie man es sich das nur wünschen konnte. Drittens erkannte ich, wie viel Glück ich hatte und welche große Verantwortung ich gegenüber anderen Menschen übernahm. Ich war stark, selbstsicher, mutig und unternehmungslustig – und genau deshalb wurde ich gebraucht. Doch das brachte ein ernstes Problem mit sich: Verpflichtungen, auf die ich nicht vorbereitet war – insbesondere bezüglich der Gefühle der Menschen. Ich erkannte, dass ich wie jeder andere auch, Menschen sehr verletzen konnte, wenn ich nicht vorsichtig war.

Ich stellte ebenfalls fest, dass viele junge Männer in meinem Alter so verzweifelt dagegen ankämpften, homosexuell zu sein, dass sie völlig durcheinandergerieten. Einige wurden kriminell, um sich als Männer zu beweisen, andere gaben auf und benahmen sich wie Mädchen, wieder andere versanken in ihrer eigenen Hoffnungslosigkeit. Ich wusste, dass ich ihnen irgendwie helfen konnte. Die einzige Möglichkeit, die mir einfiel, war, so viele Freundschaften wie möglich zu schließen und darauf zu warten, dass sie mich um Hilfe baten. Da ich ein Faible für Armenviertel hatte, verbrachte ich viel Zeit in Billardhallen

und an öffentlichen Treffpunkten. Doch auch ich brauchte Stabilität und daher verbrachte ich ebenso viel Zeit «in der besseren Gegend» bei den privilegierteren Menschen.

Ich arbeitete hauptberuflich im Bereich Fotografie und Kunst, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, nahm aber auch jede spannende Arbeit an, die mir angeboten wurde – vor allem, wenn ich sie zuvor noch nie ausprobiert hatte. Dann kam der Krieg, und ich trat der Marine bei. Nach meiner Entlassung arbeitete ich in Jugendlagern und Erziehungsanstalten, aber diese Arbeit hatte nicht die gleiche Wirkung wie die Momente, in denen ich zufällig jemandem begegnete, der meine Hilfe wirklich brauchte. Ich möchte noch erwähnen, dass ich in meinem Leben mit mehr Heterosexuellen zu tun hatte als mit Homosexuellen, doch ich habe mit ihnen nie über meine Gefühle gesprochen – nicht, weil ich mich dafür schämte, sondern weil viele das Vertrauen in mich verloren hätten, da sie es nicht verstanden hätten.

Anfang der 1950er war ich dreißig und hatte schon lange das Gefühl, dass es an der Zeit war, mein eigenes «Ding» durchzuziehen. Für mich bedeutete das, zur Schule zu gehen. Da ich aber keinen Highschool-Abschluss hatte, entschied ich mich für Europa – dort konnte ich das lernen, was mich interessierte, ohne vorher die Highschool absolvieren zu müssen oder an den amerikanischen Universitäten Fächer belegen zu müssen, die für meinen gewählten Beruf überhaupt nicht relevant waren. Ich sparte vierhundert Dollar zusammen und machte mich auf den Weg nach Europa, wo ich fast zehn Jahre blieb. Auch dort stellte ich fest, dass es viele Menschen gab, die mich als Freund brauchten, obwohl ich kein besonderes Sprachtalent war.

Als ich Anfang der 1960er Jahre nach Hause zurückkehrte, wohnte ich mitten im berühmt-berüchtigten Stadtviertel Haight-Ashbury. Ich glaube, hier habe ich am meisten und am schnellsten gelernt. Denn innerhalb weniger Jahre verwandelte sich dieser Ort von einem Zufluchtsort für wahrheitssuchende Menschen, in einen Ort, an dem sie sich vor dem Leben versteckten. Doch in den ersten Jahren lernte ich unglaublich viel, und meine Lebenserfahrung war gefragt und kam vielen zugute. Ich hatte eine große Wohnung und machte sie zu einem Zuhause für diejenigen, die keines hatten. Dadurch begegnete ich in diesen drei Jahren den unterschiedlichsten Menschen. Heute bin ich fünfzig Jahre alt und arbeite in völlig anderen Kreisen – doch ich denke, das Ergebnis ist im Grunde dasselbe.

Justin

Kapitel 4

Der Autor saß in seinem «Büro» und grinste voller Anerkennung. Genau genommen war es gar kein Büro, sondern ein äußerst unbequemes Metallbett ohne Federn – eines dieser Betten, die sich auf Knopfdruck heben und senken ließen, bis irgendwann der Strom unterbrach, wenn es gerade in der höchsten Position war. Doch es war das einzige Büro, das der Autor besaß. Nun saß er also in seinem Büro – so wie es halt war – und grinste vor lauter Genugtuung.

Mr. Harold Wilson, der ehemalige britische Premierminister, soll sich im kanadischen Radio «über die Presse ausgelassen» haben. Seiner Aussage nach verzerre die Presse eine Geschichte, sobald sie sie in die Finger bekomme, und erfinde eine, wenn sie keine auftreiben könne.

Exakt! Genau das hatte der Autor schon seit Jahren gesagt – eine einsame Stimme, die in die Wüste schrie. Die Presse war nach Meinung des Autors mehr als verkommen! Er hatte sich immer wieder gefragt, wie sie überhaupt auf die Idee kommen konnte, dass sie etwas «Besonderes» sei. Noch vor ein paar Jahren wurden Klatschmäuler im Dorfteich untergetaucht, und heute schließen sich Leute mit einer Vorliebe für Schund als Reporter der Presse an. Der Autor, der sehr schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht hatte, war fest davon überzeugt, dass diese Bande die übelste Macht auf der Erde sei und mitverantwortlich für Kriege und Streiks. Doch die Wahrheit über die Presse ist bei Verlegern nicht sehr beliebt – und da es keine Opposition gibt, kann dieses üble Unkraut ungehindert wuchern.

Der Autor saß also in seinem Büro – dem bereits erwähnten Bett – und betrachtete seine Umgebung: ein klappriger Nachttisch, vermutlich aus hundertster Hand von einem örtlichen Krankenhaus erstanden, eine ramponierte alte japanische Schreibmaschine und schließlich er selbst – alt und noch ramponierter als der Rest.

Etwa siebzig Briefe lagen auf dem Bett verstreut. Die mollige Siamesenkatze Taddy wälzte sich auf ihnen herum, rollte sich hin und wieder auf den Rücken und streckte die Beine in die Luft.

«Garnelen, Garnelen», murmelte sie. «Warum bekommen wir denn keine Garnelen? Das würde ich gerne wissen!»

Die schöne Kleopatra, ihre Schwester, saß mit verschränkten Vorderpfoten und einem rätselhaften Lächeln im Gesicht neben dem Autor.

«Boss!», sagte sie plötzlich, erhob sich und schüttelte ein eingebildetes Stäubchen von ihrem Schwanz. «Boss, warum setzt du dich nicht in den Rollstuhl, und wir gehen raus, um die Schiffe zu beobachten? Hier drinnen ist es so düster, was meinst du?»

Direkt vor dem Fenster machte sich der polnische Ozeandampfer «Stefan Batory» bereit zum Auslaufen. Der «Blaue Peter», die blaue Flagge mit dem weißen Quadrat in der Mitte, war soeben gehisst worden, und an Deck waren viele Menschen versammelt, wie das immer der Fall ist, wenn ein Passagierschiff in See sticht.

Für einige Augenblicke geriet der Autor in Versuchung. «Ach, warum eigentlich nicht?», dachte er. Doch dann siegte die Vernunft – abgesehen davon, dass ihn in genau diesem Moment ein stechender Schmerz durchfuhr. Also sagte er: «Nein, Kleo, wir müssen arbeiten. Wir müssen ein paar Worte zu Papier bringen, um die Garnelen bezahlen zu können, über die Taddy immer noch jammert.»

Miss Kleo gähnte, sprang leichtfüßig auf den Boden und schlenderte davon. Miss Taddy rollte sich ein letztes Mal herum, sprang auf die Füße und folgte ihr.

Der Autor seufzte und atmete schwer aus, sodass die Briefe beinahe von seinem Bett geweht wurden. Er griff nach einer Handvoll und ein Brief klappte dabei auf.

Eine Schreiberin wetterte:

Wie kommt es, dass Sie es wagen zu sagen, Sie würden keine Briefe mehr beantworten, es sei denn, das Porto wird beigelegt? Ist Ihnen nicht klar, dass es eine Ehre für Sie ist, wenn Menschen ihr Geld und ihre Zeit darauf verwenden, Ihnen zu schreiben? Sie sind in der Pflicht, auf alle Briefe zu antworten und jede erbetene Auskunft zu geben!

«Na, na!», dachte der Autor, «da wird ein Tantchen aber bald eine Überraschung erleben.»

Die Schreibmaschine war ein schweres, altes, kniebelastendes Ding, wenn man sie zu lange auf dem Schoß hielt. Doch der Autor hatte auch nicht gerade die schlankeste Statur. Zwar hatte er von den bescheidenen hundertsechsundzwanzig Kilo und etwas abgenommen, aber selbst mit einer Diät von nur tausend Kalorien am Tag lag seine Untergrenze bei siebenundneunzig Kilo. Die eigentliche Frage war: War seine Wampe zu ausladend oder einfach nur seine Arme zu kurz? Und eine Sekretärin? Nein, mein Herr, nein, meine Dame. Ich beschäftige keine Sekretärin – die können sich nur Autoren leisten, die pornographisches Zeug schreiben.

Also griff der Autor verdrießlich nach der alten Schreibmaschine, bugsierte das verflixte Ding auf seine Knie und darauf begannen die Tasten zu klappern:

Werte Miss Buggsbottom, Ihr ‹netter› Brief hat mich erreicht, aber er ist nicht gut angekommen. Gestatten Sie mir, die Gelegenheit zu ergreifen, um Sie «aufzuklären» oder, wie die Amerikaner zu sagen pflegen, «auf den neuesten Stand» zu bringen. Meine Briefpost nimmt stetig zu, Miss Buggsbottom, und damit auch die Portogebühren. Inzwischen belaufen sich die Kosten für Zeit und Material auf mehr als drei Dollar, um einen einzigen einseitigen Brief zu verschicken. Entgegen Ihrer Annahme verdiene ich nicht einmal einen Dollar pro verkauftem Buch. Ich bekomme lediglich sieben bis zehn Prozent des niedrigsten Preises – abhängig vom Land, in dem das Buch gedruckt wird.

Der genervte Autor schnaubte empört.

Und davon muss ich dann auch noch fünfzig Prozent an die Erstverlage abtreten – fragen Sie mich nicht, warum! Dazu kommen weitere Provisionen, Verluste durch Währungsumrechnungen und natürlich die Steuern. Also, Miss Buggsbottom, Sie haben wirklich keine Ahnung, wovon Sie da schreiben. Ach ja, und ein Autor muss tatsächlich auch noch etwas essen!

Ra'ab kam herein. «Die Post ist da», sagte sie. «Heute sind es nur sechsunddreißig. Die anderen müssen irgendwo hängengeblieben sein.»

Das erinnerte den angeschlagenen Autor an einen anderen Brief, den er beiseitegelegt hatte. Er wühlte im ersten Stapel herum und zog ein auffällig orangenes Blatt Papier hervor, das rundum mit einigen völlig unwahrscheinlichen Blumen bedruckt war.

«Ah!», sagte er, «hier ist er.» Er faltete den Brief auf und las:

Sie sagen, Sie sind ein Mönch. Wie kommt es dann, dass es noch eine Frau gibt? Und das will ein Mönch sein? Wie wollen Sie das erklären?

Der arme Autor seufzte erneut in seiner Verzweiflung. «Was für schräge Vögel die Menschen doch sind!», dachte er. Aber die getippte Antwort könnte vielleicht dem einen oder andern helfen:

Meine Damen und Herren, Sie haben doch auch schon von einem Nonnenkloster gehört, in dem ein Priester tätig ist. Oder von einer Gemeinschaft, in der ein Mann mit einer Frau – oder mehreren Frauen – zusammenlebt? Sie tun nicht immer das, was die Lüsternen denken, dass sie tun würden. Oder Sie haben gewiss auch schon von einem Gefängnis gehört, in dem eine Krankenschwester arbeitet. Oder von einer einzigen Nachtschwester auf einer Männerstation? Bitte! Bitte! In den besseren Kreisen hüpfen Männer und Frauen nicht immer gleich miteinander ins Bett. Oh, wie unanständig, wie unanständig – was die Leute sich alles zusammenreimen!

Dieselbe «geschätzte» Briefschreiberin schrieb außerdem:

Und warum tragen Sie einen Bart? Um dahinter einen komischen Mund oder so etwas zu verbergen?

Die breite Öffentlichkeit wäre vermutlich höchst erstaunt, wenn sie wüsste, welchen Stuss manche Menschen zu Papier bringen. Hier ist ein aktueller Auszug – nein, es ist sogar der ganze Brief, den ich von einer sehr merkwürdigen Person erhalten habe. Er ist absolut echt und unverändert:

Sehr geehrter Herr
Ich muss frei sein, frei sein, mein eigenes Leben zu leben, ohne von anderen herumkommandiert zu werden. Ich muss frei sein oder meine Seele wird sterben. Senden Sie mir als Rückantwort eine Million Dollar. (Unterschrift ...)
P.S. Vielen Dank im Voraus.

Der Autor, der die Zeilen vom handgeschriebenen Originalbrief abgetippt hatte, drehte den Brief immer wieder in seinen Händen um. Einige der Buchstaben waren … komisch. Er seufzte erneut, vermutlich aufgrund des Sauerstoffmangels durch die abgestandene, verschmutzte Stadtluft – und warf den Brief schließlich in den Papierkorb. Pah!

«Das kannst du laut sagen», murmelte die mollige Taddy, als sie hereinspaziert kam. Aber das Leben ging weiter und auch die Briefe trafen weiter ein. Noch mehr über Homosexuelle? Was für ein Wirbel! Manche ihrer Gegner würden ihnen den Spaß nur zu gern mit scharfen Messern verderben. Aber hier nun ein Blick auf die weibliche Seite:

Die unterirdische Bar im zwielichtigen Stadtteil Soho in London, wo wirklich alles möglich war, war praktisch leer. Ein ganovenhaft aussehender Barkeeper lehnte an der hinteren Wand seines Reiches, stocherte gelangweilt in seinen Zähnen und dachte an nichts Bestimmtes. Am anderen Ende der Theke saßen zwei Gäste auf hohen Hockern und unterhielten sich leise über schlüpfrige Themen – tief unter der Gürtellinie.

Lotta Bull war der Inbegriff einer maskulinen Frau – es fehlten ihr nur noch ein paar wesentliche Anhängsel, um ein vollständiger Mann zu sein. Ihr Haar war kurz geschnitten, fast schon militärisch, und ihr kantiges Gesicht hätte einem aufgebrachten Feldwebel gut gestanden. Ihre Kleidung war einheitlich und ausgesprochen geschlechtsneutral, und ihre Stimme klang so tief wie die Nebelhörner der Schiffe im Hafen von London. Mit besitzergreifendem Blick betrachtete sie die junge Frau vor sich.

Rosie Hipps dagegen war die pure Weiblichkeit – verspielt, kokett, mit kaum einem nennenswerten Gedanken in ihrem strohblonden Köpfchen. Mit ihren blauen Augen und den lockigen Haaren wirkte sie wie eine Porzellanpuppe – ein Bild braver Unschuld. Ihre Figur war üppig und weiblich, ein krasser Gegensatz zu Lotta Bull, die vollkommen flach war. Rosie hielt elegant eine Zigarette in einer langen Zigarettenspitze, während Lotta auf dem Ende eines kleinen Stumpens kaute.

Ein Gast betrat die Bar, blieb kurz stehen und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Als er Rosie Hipps entdeckte, ging er auf sie zu, änderte jedoch mitten im Gang abrupt die Richtung, als er Lotta Bulls grimmigen Blick auffing. Unauffällig schlenderte er stattdessen zum Barkeeper, der sich mittlerweile aufgerichtet hatte und gelassen die Gläser polierte.

«Lass besser die Finger von der Puppe», flüsterte der Barkeeper, «sonst wird dich ihr Mannsweib fertigmachen. Sie ist eine ganz Wilde, diese Lotta Bull. Was möchtest du trinken?»

«Männer! Denken an nichts anderes», schnaubte Lotta verächtlich. «Ich bringe den Mann um, der sich mir von der falschen Seite nähert. Frauen sind mein Ideal, sie sind sauberer, reiner. Hattest du schon mal was mit einem Mann, Rosie?»

Rosie lächelte, dann lachte sie schallend über ihre privaten Gedanken. «Lass uns irgendwo anders hingehen», sagte sie. «Das hier ist nicht der richtige Ort, um sich darüber zu unterhalten.» Schnell leerten sie ihre Gläser und schlenderten hinaus auf die Straße. «Komm, wir nehmen ein Taxi», sagte sie.

Mit einer schnellen Handbewegung brachte Lotta Bull ein Londoner Taxi dazu, auf der Stelle zu wenden und direkt neben ihnen zum Stehen zu kommen. Der Fahrer beobachtete sie beim Einsteigen, legte den Hebel des Taxameters um und nickte wissend, als Lotta eine Adresse in einer unscheinbaren Straße in Paddington nannte, gleich hinter dem Krankenhaus. Für London war der Verkehr an diesem Abend eher ruhig. Die Büroangestellten waren schon längst nach Hause gegangen, die Geschäfte geschlossen, und es war noch zu früh für die Massen, die ins Kino oder ins Theater strömten. Das Taxi fuhr zügig durch die Straßen, wich den schwerfälligen roten Bussen geschickt aus und überholte die vertrauten Green-Line-Busse, die ebenfalls eilig ihre Fahrgäste von und in die Außenbezirke brachten.

Das Taxi bog um eine Ecke und kam sanft zum Stehen. Lotta Bull spähte auf den Taxameter und kramte in ihrem Geldbeutel herum, bevor sie bezahlte. «Vielen Dank, Sir», sagte der Taxifahrer, «einen schönen Abend noch.» Mit der Routine jahrelanger Praxis legte er den Gang ein und brauste davon, auf der Suche nach dem nächsten Fahrgast.

Lotta Bull stapfte stoisch über den Gehweg. Rosie Hipps stöckelte ihr auf derart hohen Absätzen hinterher, dass alles an ihr an den richtigen Stellen wippte und wackelte. Mehrere Männer jeden Alters, die auf der Straße unterwegs waren, drehten sich nach ihr um und pfiffen anerkennend – was ihnen eisige Blicke von Lotta einbrachte.

Der Schlüssel kratzte im Schloss und mit einem kaum hörbaren «Klick» schwang die Tür auf. Lotta tastete nach dem Lichtschalter und der Eingangsbereich wurde mit Licht durchflutet. Sie traten ein und ließen die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

«Ach!», keuchte Rosie Hipps, als sie sich dankbar in einen niederen Sessel fallen ließ und ihre Schuhe auszog. «Meine Füße bringen mich noch um!»

Lotta ging in die Küche und steckte den elektrischen Wasserkocher ein. «Ich brauche jetzt unbedingt eine Tasse Tee», sagte sie. «Ich bin knochentrocken.»

Der Tee war heiß und die Kekse köstlich. Zusammen setzten sie sich auf das antike Zweiersofa von Liberty's und davor stand ein niederer Tisch.

«Du wolltest mir doch etwas über diesen ersten Mann von dir erzählen, Rosie», sagte Lotta und schob mit dem Fuß den Tisch beiseite. Sie schwang ihre schuhfreien Füße auf den Zweiersofa und zog Rosie zu sich heran.

Rosie lachte und begann zu erzählen: «Eine völlig irre Geschichte! Das ist schon ein paar Jahre her. Damals wusste ich noch nicht einmal, dass es überhaupt einen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen gab – ich wusste es schlicht und einfach nicht. Meine Mutter war extrem streng. Ich ging damals noch zur Sonntagsschule. Ich war gerade mal so sechzehn Jahre alt. Der Sonntagsschullehrer war ein junger Kerl, vielleicht zwanzig Jahre alt. Er wirkte freundlich, und ich fühlte mich geschmeichelt. Er hatte zudem ein sehr hübsches kleines Auto, einen Vauxhall, also musste er wohlhabend sein, dachte ich.»

Sie hielt inne, zündete sich eine Zigarette an und blies eine Rauchwolke in die Luft.

«Nach der Sonntagsschule bot er mir oft an, mich nach Hause zu fahren, aber ich lehnte immer ab, weil meine Mutter so streng war. Also schlug er vor, mich einfach am Ende unserer Straße abzusetzen. Ich willigte ein und stieg ins Auto. Es war grün, ein wirklich schönes Auto. Nun, er fuhr mich ein paar Mal nach Hause, und einmal hielten wir im Park an – damals wohnten wir noch in Wandsworth. Er schien plötzlich irgendwie Schwierigkeiten mit der Atmung zu haben, und ich verstand überhaupt nicht, wovon er sprach, und da seine Hände so beschäftigt waren, dachte ich, er wolle mit mir raufen oder so – dumm, wie ich war. Aber dann kam ein Polizist auf einem Pferd um die Ecke, und der Kerl riss den Gang rein, und wir schossen davon wie aufgescheuchte Kaninchen.»

Sie fummelte an ihrer Zigarette herum und drückte sie im Aschenbecher aus. Einige Momente lang herrschte Stille, bis Lotta Bull schließlich fragte: «Ja und, was geschah dann?»

Rosie Hipps seufzte so tief, dass sie dabei fast aus dem Dekolleté platzte, und fuhr dann fort: «Meine Mutter war sowas von prüde. Es gab nie einen Mann in unserem Haus. Mein Vater starb kurz nach meiner Geburt bei einem Unfall. Ich hatte überhaupt keine männlichen Verwandten, keine Haustiere – nichts. Die Sache mit den ‹Blümchen und Bienchen› war komplett an mir vorbeigegangen. Oh, sicher, in der Schule haben wir Mädchen herumgealbert, wie Mädchen das eben so tun. Wir erkundeten alle Möglichkeiten, wie die Politiker sagen würden. Aber Jungs? Nein. Es wurde zwar ein bisschen über sie geredet, aber die Bemerkungen, die über sie fielen, waren völlig jenseits meines Verständnisses. Ich wusste, dass es Christen gab, und ich wusste, dass es Juden gab – und ich dachte, der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen sei ungefähr dasselbe: Man ging eben nur in eine andere Kirche oder auf eine andere Schule oder so.»

Sie unterbrach kurz, um sich eine neue Zigarette anzuzünden, und hustete eine Weile, weil sie im falschen Moment eingeatmet hatte. Lotta Bull setzte sich auf, goss sich eine frische Tasse Tee ein und kippte das lauwarme Getränk in einem einzigen Schluck hinunter. Dann lehnte sie sich zurück, legte die Arme um Rosie und fragte: «Ja, und dann?» Dabei glitten ihre Hände auf und ab, als würde sie Geige spielen.

«Lass das! Wie soll ich denn reden, wenn du das machst?», sagte Rosie. «Warte damit, bis ich es dir erzählt habe, wenn du es hören möchtest. Oder brauchst du zu deinem Vergnügen noch Begleitmusik?»

Lotta legte den Arm wieder um Rosies Hüfte und sagte: «Ach, Quatsch, jetzt spielst du wieder mal das Unschuldslamm. Erzähl weiter!»

«Nun ja», fuhr Rosie fort, «ich habe ihn erst in der nächsten Sonntagsschule wieder gesehen. Er hat mich etwas ängstlich angeschaut und geflüstert: ‹Hast du es deiner Mutter gesagt?› Natürlich sagte ich nein – als ob ich meiner Mutter alles erzählen würde. Er wirkte erleichtert und fuhr dann fort, uns das Gute Wort zu lehren. Dann meinte er, ein Mann von der Organisation ‹Band of Hope› wolle mit uns sprechen, weil wir eine Verzichtserklärung unterschreiben sollten, keinen Alkohol anzurühren, um brave kleine

Abstinenzler zu werden oder so. Das bedeutete mir nichts, da ich das Zeug ohnehin noch nie probiert hatte.»

Draußen auf der Straße gab es einen gewaltigen Krach, als zwei Autos mit einem blechernen Scheppern zusammenstießen. Lotta Bull sprang so heftig auf, dass sie dabei die arme Rosie auf den Boden kippte. Lotta stürzte zum Fenster und spähte hinaus: Passanten standen mit offenen Mündern da, die beiden Fahrer beschimpften sich lauthals – und dann tauchte auch noch die Polizei auf. «Die Bullen!», grummelte Lotta. «Ich konnte die Bullen noch nie ausstehen, die verderben einem immer alles. Komm schon, Rosie, erzähl weiter.»

Sie nahmen ihre Plätze auf dem Zweiersofa wieder ein, und Rosie fuhr fort.

«Nach der Sonntagsschule war ich auf dem Weg nach Hause, als er neben mir hielt und die Autotür öffnete. Ich stieg ein, und er fuhr los. Wir fuhren nach Putney und parkten am Flussufer. Natürlich waren viele Leute dort, also saßen wir nur da und unterhielten uns. Er sprach über viele Dinge, die ich einfach nicht verstand – damals! Dann meinte er, wie dumm ich sei, dass ich mich immer nur nach dem richte, was meine Mutter mir sagt. ‹Komm doch nächsten Samstag mit mir nach Maidenhead›, sagte er. ‹Sag deiner Mutter einfach, du gehst mit einer Freundin aus. Ich kenne da ein nettes kleines Plätzchen – wir werden Spaß haben.› Also sagte ich, dass ich darüber nachdenken würde, und dann fuhr er mich nach Hause, nachdem wir verabredet hatten, uns am Freitag nach der Schule zu treffen. Meine Mutter war die ganze Woche über ein richtiges Biest. ‹Was ist nur mit dir los, Rosie?›, fragte sie mich immer wieder. Auch in der Schule ging alles drunter und drüber. Meine Freundin Molly Coddle konnte mich plötzlich nicht mehr ausstehen – du weißt schon, diese Launen, die Mädchen manchmal haben. Mein Leben war einfach miserabel. Ich war eine der Aufsichtsschülerinnen, und die Schulleiterin schrie mich an, weil ich Dinge nicht gemeldet hatte, die ich nicht einmal mitbekommen hatte. Und als ich ihr dann erklärte, dass ich sie

gar nicht gesehen hätte, warf sie mir an den Kopf, ich sei als Aufsichtsschülerin völlig ungeeignet. Oh, was für eine furchtbare Woche!»

Die arme Rosie hielt inne und schnappte empört nach Luft, als all die Erinnerungen wieder hochkamen.

«Dann fragte mich die Schulleiterin, ob ich irgendwelchen Ärger hätte. Ich sagte nein – außer dem Ärger, den sie mir einbrockte. Da lief sie rot an und meinte, sie würde mit meiner Mutter über mein freches Benehmen sprechen. Oh Gott, dachte ich, jetzt habe ich mir richtig was eingehandelt. Aber die Woche verging nur sehr langsam, ich meine, sie kroch.»

Lotta Bull nickte verständnisvoll. «Lass uns etwas trinken, Rosie?», sagte sie, stand auf und ging zur Minibar in der Ecke des Raumes hinüber.

«Was möchtest du trinken? Scotch? Gin-Tonic? Wodka?»

«Nein, ich bleibe heute gewöhnlich, gib mir ein Watney's», sagte Rosie. «All meine Hoffnungen liegen zurzeit beim Bier – also her damit.»

Zusammen saßen sie auf dem Zweiersofa, Lotta mit einem Scotch on the Rocks und Rosie mit ihrem Watney's.

«Mensch! Du bist ja interessant», rief Lotta aus, «magst du mir auch noch den Rest erzählen?»

«Also, am Freitagmorgen vor der Schule», fuhr Rosie fort, «bekam meine Mutter einen Brief von der Schulleiterin – dieser alten Hexe – und als sie ihn las, lief sie knallrot an. ‹Rosie!›, schrie meine Mutter, als sie den Brief fertiggelesen hatte (der musste es wirklich in sich gehabt haben!). ‹Rosie, warte nur, bis du von der Schule nach Hause kommst. Ich werde dich verdreschen und dir das Fell über die Ohren ziehen, du … du …› Sie keuchte und stotterte, bis ihr die Worte fehlten. Ich rannte davon. In der Schule war ich an diesem Tag vom Anfang bis zum Ende in Schwierigkeiten. Alle waren stinksauer auf mich.»

Rosie trank einen Schluck und sammelte ihre Gedanken.

«Er wartete gleich hinter dem Schulzaun. Mensch, war ich froh, ihn zu sehen! Ich rannte zum Auto und sprang hinein. Er fuhr schnell los, und wir parkten ein Stück weiter vorne – du weißt schon, bei dem kleinen Parkplatz

und ich erzählte ihm von all meinen Schwierigkeiten. Ich sagte ihm, ich hätte Angst, nach Hause zu gehen. ‹Weiß du was›, meinte er schließlich, ‹du schreibst deiner Mutter eine Nachricht, und ich werde einen Jungen bitten, diese ihr vorbeizubringen. Schreib einfach, dass du die Nacht bei deiner Freundin Molly Coddle verbringst.› Also riss ich aus meinem Übungsheft eine Seite heraus und schrieb ihr eine Nachricht.»

Lotta nickte gespannt.

«Kurz nachdem er einen Jungen auf einem Fahrrad aufgetrieben hatte, um die Nachricht zu überbringen, brausten wir in Richtung Maidenhead davon. Am Stadtrand gab es ein hübsches kleines Plätzchen, wo es Unterkünfte und auch so etwas wie ein Restaurant gab. Er buchte ein Zimmer für uns, und dann gingen wir erst mal etwas essen. Es war aber auch höchste Zeit, denn ich hatte einen Bärenhunger. Meine Mutter hatte am Morgen so auf mir herumgehackt, dass ich … na ja, mein Frühstück ausfallen ließ, nur um ihrem Geschrei zu entkommen. Ich meine, man kann doch nicht essen, wenn jemand einen die ganze Zeit anschreit. Und dann – du weißt ja, wie das mit diesen Schulmahlzeiten so ist, die kann man gleich vergessen.»

Sie schüttelte den Kopf und rümpfte die Nase schon allein bei dem Gedanken daran.

«Ja», raunte Lotta Bull sauer, «du hättest mal sehen sollen, was sie uns im Erziehungsheim so alles vorgesetzt haben! Aber rede weiter.»

«Ich war also regelrecht ausgehungert», fuhr Rosie Hipps fort. «Ich aß so viel ich konnte, aber er redete ununterbrochen. Nicht dass ich zugehört hätte – ich war viel zu sehr mit dem Essen beschäftigt. Es schien, als wolle er mit mir herumspielen. Oh, was ist schon dabei, dachte ich. Ich nahm an, es sei dasselbe wie mit Molly Coddle und mir, wenn wir zusammen herumalberten. Und selbst wenn er in irgendeiner seltsamen Weise anders war als ich – kann denn ein Christ nicht genauso gut mit einem Juden beten? Oh, was war ich doch nur für ein naiver Trottel!»

Sie lehnte sich zurück, lachte schuldbewusst über die Erinnerungen und nahm einen Schluck von ihrem Bier, bevor sie weitererzählte.

«Nun ja, ich hatte viel gegessen und viel getrunken – Tee, selbstverständlich, und ich schaute mich nach der Damentoilette um, konnte aber nirgends eine sehen. Also schlug ich vor, rüber ins Zimmer zu gehen. Wir überquerten den Parkplatz und gingen in das Zimmer, das wir gebucht hatten. Die Badezimmertür stand offen, und so sagte ich, dass ich mal kurz verschwinden müsste. Na ja, ich blieb ziemlich lange drin, erledigte erst das eine, dann das andere, aber schließlich war ich fertig. Also schaltete ich das Licht aus und ging ins Schlafzimmer.»

Sie hielt inne und lachte kurz, hart auf. Lotta Bull saß mit leicht geöffnetem Mund da. Rosie nahm einen Schluck und erzählte weiter.

«Ich drehte mich um – und da stand ER. Mein Gott, ich hatte noch nie in meinem Leben einen solchen Schock. Er stand da, splitterfasernackt, wie am Tage seiner Geburt. Doch, oh mein Gott! Er war völlig behaart, und er hatte ein schrecklich angeschwollenes Ding, das hervorstand. ‹Er hat eine Krebsgeschwulst›, dachte ich bei mir. Doch dann bewegte er sich auf mich zu – und ich sank ohnmächtig zu Boden. Ich musste mir dabei irgendwie den Kopf an der Stuhlkante oder an etwas anderem angeschlagen haben, denn ich war wirklich bewusstlos.»

Lotta Bull keuchte ergriffen und ihre Augen begannen wild zu funkeln. Rosie Hipps fuhr fort.

«Nach einer gefühlten Ewigkeit kam ich langsam wieder zu mir. Es schien, als würde ein enorm schweres Gewicht auf mir herumwälzen. ‹Oh mein Gott!›, dachte ich benommen. ‹Ein Elefant sitzt auf mir.› Ich öffnete die Augen und stieß vor Entsetzen einen Schrei aus. Er lag auf mir, und ich war ebenfalls splitternackt. Mein Gott, tat das weh! Und dann – weißt du, was das Verrückteste überhaupt war? Plötzlich sprang er von mir herunter, fiel auf die Knie und begann inbrünstig zu beten. Dann hörte ich hastige Schritte, ein Schlüssel wurde eilig ins Schloss gesteckt, und zwei Männer platzten herein. Und das Einzige, was mich bedeckte, war die Schamröte!»

Lotta Bull lehnte sich zurück mit halbgeschlossenen Augen, vermutlich stellte sie sich die ganze Szene vor. Aber Rosie erzählte weiter.

«Einer der Männer starrte mich von oben bis unten an und sagte: ‹Wir hörten Sie schreien, Miss, hat er Sie vergewaltigt?› Ohne noch ein weiteres Wort zu sagen eilten beide zum Sonntagsschullehrer hinüber und traten ihn hart an alle möglichen Stellen. Er dagegen stieß nur Gebete aus. ‹Es wäre besser, Sie würden sich anziehen, Miss›, sagte einer der Männer. ‹Wir rufen die Polizei.› Ich dachte: ‹Oh mein Gott! Was wird jetzt geschehen?› Ich stürzte mich in meine Kleider und hatte Angst als ich sah, dass sich viel Blut an meinen Beinen befand, doch ich musste mich anziehen.»

«Was geschah dann, haben sie die Polizei geholt?», fragte Lotta Bull.

«Und ob sie das taten!», antwortete Rosie. «Es übertraf alles, was im Fernsehen so läuft. Ein Polizeiauto raste heran und direkt hinter ihm folgte so ein blöder Typ von der Presse. Er glotzte mich an und leckte sich die Lippen, als er sein Notizbuch aufschlug. Ein Polizist hielt ihn auf. ‹Lass sie in Ruhe›, sagte er, ‹sie ist vielleicht noch minderjährig.› So stürzte sich der Blödmann von der Presse auf den Sonntagsschullehrer, der dastand wie eine geschälte Banane. Die Männer erlaubten ihm nicht, sich vor dem Eintreffen der Polizei anzuziehen. Inzwischen hatte ich den Unterschied zwischen einem Mann und einer Frau begriffen!»

Draußen schrie ein Zeitungsjunge: «Extrablatt! Verbrechen des Jahrhunderts! Extrablatt.»

«Immer das gleiche mit der Presse», sagte Lotta Bull. «Wenn sie ein kleines Ereignis aufschnappen, machen sie gleich eine große Sache daraus. Aber, was geschah dann?»

«Na ja», fuhr Rosie Hipps fort, «die Polizei stellte viele Fragen. Du meine Güte, war das ein Aufruhr! Sie fragten mich immer wieder, ob ich freiwillig mit ihm ins Zimmer gegangen sei. Ich sagte ja, aber ich hätte nicht gewusst, was er eigentlich wollte. Ich erklärte ihnen, dass ich den Unterschied zwischen einem Mann und einer Frau nicht kannte. Da lachten sie sich halb tot, und der Reporter kritzelte wie besessen in sein Notizbuch. ‹Jetzt weiß ich es›, habe ich noch hinzugefügt – und er schrieb es wieder auf. Plötzlich riss sich der Sonntagsschullehrer aus dem Griff der Polizei los, fiel auf die Knie

und sprudelte Gebete herunter, als gäbe es kein Morgen. Und dann – mein lieber Himmel! – stand er auf und beschuldigte MICH, ihn verführt zu haben! Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so gedemütigt gefühlt.»

«Haben sie dich auf den Polizeiposten mitgenommen?», fragte Lotta.

«Ja, das haben sie. Ich musste mich ins Polizeiauto neben den Fahrer setzen, während der andere Polizist und der Sonntagsschullehrer hinten Platz nahmen. Dann fuhren wir zur Polizeiwache in Maidenhead. Die Presse klebte uns an den Fersen – inzwischen waren es sieben Reporter. Auf der Polizeistation wurde ich in einen Raum gebracht und ein Arzt und eine Polizistin befahlen mir, mich vollständig auszuziehen. Dann spreizten sie meine Beine – herrje, war mir das peinlich! – und untersuchten mich. Der Arzt sprach laut über Verletzungsspuren, blaue Flecken und all das, während die Polizistin alles notierte. Dann schob der Arzt mir irgend so ein Instrument ein und erklärte, er nehme nur einen Abstrich, um festzustellen, ob ich vergewaltigt worden sei. Mein Gott, was zum Teufel dachte er denn, was mir sonst passiert war?»

Sie hielt inne und nahm das Glas, das Lotta ihr gerade nachgefüllt hatte. Nach einem kräftigen Schluck, als wolle sie die schlimmen Erinnerungen hinunterspülen, fuhr sie fort.

«Nach einer gefühlten Ewigkeit brachten mich ein Polizist und eine Polizistin nach Hause zu meiner Mutter. Meine Mutter war kreidebleich und stotterte vor Wut. Sie fuchtelte mit einer Zeitung herum, deren fette Schlagzeile lautete: ‹Schülerin verführte angesehenen Sonntagsschullehrer›. Meine Mutter war außer sich – und wenn ich sage, sie war außer sich, dann meine ich das auch. Sie sagte den Polizisten, sie sollen mich irgendwohin bringen, sie wolle nichts mehr mit mir zu tun haben. Dann knallte sie die Tür mit einem lauten Krachen zu. Der Polizist und die Polizistin schauten einander an. Die Frau nahm mich mit zurück zum Polizeiauto und der Mann blieb und klopfte nochmals an die Tür.»

Rosie machte eine kurze Pause, nahm sich eine Zigarette, zündete sie an und sprach weiter.

«Nach einer Weile kam der Polizist zurück und sagte, dass meine Mutter mich vor die Tür gesetzt habe – und das für immer. Er schaute mich mitfühlend an und meinte, sie müssten mich nun in ein Heim der Heilsarmee für schwer erziehbare Mädchen bringen – mich! Um es kurz zu machen: Ich verbrachte die Nacht in diesem schrecklichen alten Gebäude, das du nur allzu gut kennst.»

Lotta Bull schnupfte. «Ja sicher kenne ich das!», erwiderte sie bitter. «Dort habe ich allerlei über ‹Blümchen und Bienchen› gelernt und erfahren, dass der Arsch nicht nur zum Sitzen da ist, aber erzähle mir noch den Rest davon.»

Rosie Hipps schien über Lottas anhaltendes Interesse erfreut zu sein und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

«Diese Nacht lernte ich alles über das Leben kennen. Lernte alles über Sex. Menschenskind! Manche dieser Mädchen waren vollkommen verrückt – und ich meine wirklich verrückt! Was die alles miteinander trieben. Doch wie auch immer, selbst diese endlose Nacht in der Hölle ging vorbei und am Morgen gab man mir Frühstück – das ich nicht runterbekam – und danach wurde ich zum Gericht gebracht, und nein, ich meine nicht den Buckingham Palast!»

Sie saß eine Weile schweigend da, sammelte ihre bitteren Erinnerungen, und nahm dann eine neue Zigarette, um ihre Geschichte fortzusetzen.

«Die Polizistin, die mich abholte, behandelte mich, als wäre ich eine Schwerverbrecherin. Sie ging nicht gerade zimperlich mit mir um. Ich sagte ihr, ich sei schließlich die Geschädigte. ‹Schweig!›, gab sie nur zurück. Nach einer sehr langen Wartezeit wurde ich schließlich in den Gerichtssaal geschoben. Oh, es war furchtbar! Die Presse war da, Mutter saß mit finsterer Mine im Publikum, und dann brachten sie den Sonntagsschullehrer und setzten ihn auf die Anklagebank. Ich musste alles erzählen. Einige der Männer atmeten hörbar, als ich gefragt wurde, ob ich freiwillig mit ihm

mitgegangen sei. Ich sagte ja, aber erklärte, dass ich nicht gewusst habe, was er wollte. Alle brachen in Gelächter aus. Oh, ich kann es selbst heute noch kaum ertragen, wenn ich daran denke.»

Sie unterbrach kurz und tupfte sich mit einem winzigen Taschentuch die Augen ab.

«Aber wie auch immer», fuhr sie fort, «sie sagten, ich sei bereits volljährig, also knapp über sechzehn, und ein Reporter, der eine Reportage über unsere Schule gemacht hatte, berichtete eilig, dass er mich gesehen habe, wie ich zu dem Auto gerannt und hineingesprungen sei. Es sei keine Gewalt angewendet worden, sagte er. So ließen sie den Sonntagsschullehrer mit der Warnung laufen, in Zukunft ein braver Junge zu sein. Du meine Güte, du hättest mal sehen sollen, wie schnell er aus dem Gerichtsaal verschwunden ist!»

Sie beugte sich kurz vor, drückte ihre Zigarette aus und nahm einen Schluck.

«Dann war ich an der Reihe», sagte sie. «Ich sei ein schlechtes, undankbares, verdorbenes Mädchen. Sogar meine arme, leidgeprüfte, verwitwete Mutter, die sich sechzehn Jahre lang die Hände für mich wund gearbeitet hatte, hätte die Nase voll von mir gehabt, mich verstoßen und wolle nichts mehr mit mir zu tun haben. Also musste das Gericht etwas unternehmen, um meine Seele zu retten. Dann stand mit einem Geklapper eine Bewährungshelferin oder so etwas auf und trug ihre Stellungnahme vor. Der alte Richter nestelte an seiner Brille herum, schlug ein oder zwei Bücher auf und verkündete schließlich, dass ich für zwei Jahre in ein Erziehungsheim für schwer erziehbare Mädchen geschickt werde.»

Lotta Bull nickte stumm und voller Anteilnahme. Rosie fuhr fort.

«Nun ja, das hat mir das Kreuz gebrochen. Ich meine, ich hatte doch gar nichts getan. Also erzählte ich ihnen so ruhig, wie ich nur konnte, was wirklich passiert war, weil ich die Sache richtigstellen wollte. Der alte Richter aber sagte, ich sei ein sehr vorlautes Mädchen und ausgesprochen ungezogen. ‹Nächster Fall›, rief er, und ich wurde weggebracht und in eine Zelle gesteckt. Ein komischer alter Kauz drückte mir ein Sandwich in meine

zittrige Hand, und jemand anderes schob eine große Tasse kalten Tee vor mich hin. Natürlich konnte ich das Zeug nicht anrühren.»

«Es war genau wie bei mir, als sie mich geschnappt haben», sagte Lotta Bull. «Aber erzähl weiter.»

Rosie atmete tief ein und begann wieder.

«Dann kam eine Frau herein und teilte mir mit, dass ich heute nicht in die Schule gehen könne und die Nacht stattdessen im Holloway-Gefängnis verbringen müsse. Stell dir das einmal vor – ich, im Holloway! Und dabei hatte ich doch wirklich nichts getan. Aber sie brachten mich in einem Gefangenentransporter dorthin. Es war entsetzlich. Ich habe mich noch nie in meinem ganzen Leben so allein gefühlt.» Sie hielt inne und erschauerte, und dann sagte sie nur noch: «Und so war das bei mir.»

Lotta Bull verschob ein Kissen und dabei fiel ein Buch mit einem sanften Plumps zu Boden. Sie streckte ihren langen Arm aus und hob es auf. Rosie schaute auf den Einband und lächelte interessiert.

«Ein echt gutes Buch», sagte Lotta, «warte einen Augenblick», sie schlug die Seiten um, «lies dies einmal, er schreibt ziemlich viel über Homos und Lesben. Du solltest es lesen. Ich stimme jedem Wort zu, das er schreibt.»

Rosie Hipps lachte gerührt. «Es lesen?», sagte sie. «Ich habe alle Bücher, die er geschrieben hat und ich weiß, dass jedes einzelne wahr ist. Ich habe ihm geschrieben, weißt du.»

Lotta Bull lachte. «Ach, komm!», sagte sie. «Er ist doch der einsiedlerischste aller Einsiedler. Wie kannst ausgerechnet du ihn kennen?»

Rosie lächelte geheimnisvoll und sagte: «Er hat mir sehr geholfen. Er half mir, als ich dachte, ich würde verrückt werden. So habe ich ihn kennengelernt.» Sie kramte in ihrer Handtasche herum und zog schließlich einen Brief hervor. «Der ist von ihm», sagte sie, während sie den Brief an Lotta weiterreichte.

Lotta las ihn und nickte anerkennend. «Wie ist er denn wirklich?», fragte sie.

«Oh, er ist ein ziemlicher Spießer», antwortete Rosie. «Zum Beispiel raucht und trinkt er nicht – und Frauen sind für ihn nur abstrakte Geschöpfe. Ist vielleicht auch besser so», fügte sie noch hinzu, «denn er hat den Sex-Appeal eines kalten Milchreispuddings von letzter Woche. Nein, er ist überzeugt, dass die Welt ein viel besserer Ort wäre, wenn die Frauen zu Hause blieben und sich um die Kinder kümmerten. Du weißt schon, keine Junkies, keine Punks.»

Lotta Bull runzelte konzentriert die Stirn. «Also keine Frauen in diesem Fall? Ist er ... einer von uns – Homos?»

Rosie Hipps lehnte sich zurück und lachte, bis ihr die Tränen kamen. «Du lieber Himmel, nein!», rief sie aus. «Da liegst du völlig daneben. Jedenfalls», fügte sie traurig hinzu, «der arme Kerl steckt jetzt ohnehin zwischen seinem Bett und dem Rollstuhl fest.»

«Donnerwetter, den würde ich gerne mal treffen!», entfuhr es Lotta.

«Keine Chance!», erwiderte Rosie. «Er empfängt niemanden mehr. Üble Klatschreporter haben völlige Lügengeschichten über ihn verbreitet und alles, was er gesagt oder getan hat, falsch dargestellt. Jetzt hält er die Presse für die schlimmste Macht auf der Welt. Ich verstehe das, denn die Presse war auch bei mir der Grund, dass ich ins Erziehungsheim gekommen bin», fügte sie nachdenklich hinzu.

«Also dann», sagte Lotta Bull und erhob sich, «ich glaube, wir sollten uns aufmachen und wieder ins Expresso gehen.»

Kapitel 5

Der Regen rieselte sanft herab, so als würde er von einer mitfühlenden Göttin der Barmherzigkeit erdwärts getragen, um einer ausgetrockneten Gegend wieder neues Leben zu schenken. Das leise herabfallende Wasser, das so fein war wie der Dunst, zauderte und schwankte, so als wäre es sich seines Endziels nicht ganz sicher. Dann berührte es die trockene Erde, ein schwaches Zischen folgte, und die Feuchtigkeit verschwand in der Tiefe. In der Erde regten sich kleine Wurzelfasern. Die Berührung der Nässe weckte in ihnen ein erstes, zaghaftes Gewahrsein, das bald zur vollen Wahrnehmung wurde. Gierig sogen sie das lebensspendende Wasser auf. Wie von Zauberhand erschienen die ersten winzigen grünen Spitzen an der Oberfläche – ein schwacher Hauch von Grün, der wuchs und kräftiger wurde, während der Regen zunahm.

Mittlerweile hatte sich der Regen in einen Wolkenbruch verwandelt. Riesige Tropfen fielen herab und ließen kleine Erdklumpen aufspringen, die die neugesprossenen Pflanzen mit durchweichter Erde besudelten. Da und dort erschienen die ersten winzigen Knospen. In dieser unwirtlichen Region war die Natur darauf vorbereitet, sehr schnell zu wachsen, um sofort beim ersten Anzeichen von Feuchtigkeit die Vegetation voranzutreiben. Kleine Insekten huschten emsig von Pflanze zu Pflanze und krabbelten von Kieselstein zu Kieselstein.

Aus einer nahegelegenen Bodenvertiefung war ein schwaches, sonderbares Rauschen zu vernehmen, gefolgt von einem Gurgeln und dem Gepolter rollender Steine. Bald folgte das erste anschwellende Wasser eines Baches, der einen Schaum aus loser, noch nicht durchnässter Erde, ertränkten Insekten und trockenem Geschiebe mit sich führte, aus einer Gegend, die schon lange kein Wasser mehr gesehen hatte.

Die Wolken senkten sich noch tiefer herab. Das Monsunwetter von Indien stieß gegen den Himalaya, und aus den schwer beladenen Wolken

ergossen sich sintflutartige Regenmassen. Blitze zuckten, und der Donner grollte und widerhallte an den Bergflanken. Hier und da schlugen Blitze unbarmherzig in die emporragenden Felsspitzen ein, zersplitterten und zersprengten sie in eine Wolke aus Staub und Steinen, die den steilen Berghang hinunterstürzten und schwer auf der durchweichten Erde aufschlugen. Ein Felsbrocken löste sich und fiel mit einem glitschigen Platschen in eine Wasserlache, zerdrückte die Pflanzen und spritzte den ganzen Matsch an die umliegenden Felsen.

Der Fluss trat in voller Wucht über die Ufer, und in den Nebenflüssen kehrte sich die Strömung um. Die Weiden spürten, wie das Wasser immer höher an ihren Stämmen aufstieg. Die Vögel kauerten hilflos in den obersten Zweigen – viel zu nass, um zu fliegen, und in Angst vor dem Weltuntergang. Der Regen fiel. Die Sumpfgebiete wurden zu Seen. Die Seen wurden zu Binnenseen. Der Donner dröhnte und grollte durch die Täler, und seine endlosen, tausendfach widerhallenden, sinnlosen Echos verschmolzen zu einem sinnesbetäubenden Klangsturm.

Der Tag verdunkelte sich und wurde so finster wie eine mondlose Nacht. Der Regen fiel wie in dichten Vorhängen. Ein erkennbarer Flusslauf war nicht mehr auszumachen – das ganze Land schien von tobenden Wassermassen überflutet. Ein heulender Sturm kam auf und peitschte die Oberfläche der Flut zu weißem Schaum. Das Kreischen des Windes steigerte sich zu einem schrillen Heulen, das an den Nerven zerrte und Gedanken an gequälte Seelen aufkommen ließ. Ein greller Blitz zuckte, als explodiere die Sonne, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Donnerschlag – und der Regen verstummte schlagartig, als hätte jemand den Hahn zugedreht. Ein Sonnenstrahl durchdrang die Dunkelheit, wurde jedoch einen Moment lang verdeckt, doch dann wurden die Wolken bezwungen, wichen zurück und gaben das Licht des Tages frei, das nun auf die überflutete Welt fiel.

Überall verstreut, auf einer höher gelegenen Ebene, wo der Boden noch etwas fester war, erhoben sich plötzlich dunkelgraue Massen von felsbrockenartigen Ausmaßen auf kräftige Beine und entpuppten sich als massive

Yaks, von deren durchnässtem Fell das Regenwasser in Bächen über ihre breiten Rücken rann. Träge schüttelten sie sich und verspritzten dabei Wasser in alle Richtungen. Zufrieden, das herablaufende Wasser losgeworden zu sein, beschnüffelten sie den etwas festeren Boden, getrieben von der unermüdlichen Suche nach Nahrung.

Unter dem notdürftigen Schutz eines mächtigen Felsvorsprungs wurde aufgeregt geplaudert. Nach und nach tauchten Gestalten auf und stießen Verwünschungen gegen das unfreundliche Wetter aus. Stöhnend zogen sie ihre nassen Kleider aus, wrangen sie aus und zogen sie wieder an. Bald stieg ein feiner Dunst von Menschen und Tieren auf, während sie in der zunehmenden Tageshitze langsam wieder trockneten.

Ein junger Mann löste sich aus der Gruppe und rannte über das offene Gelände. Dabei sprang er, so gut es ging, von einer trockenen Stelle zur nächsten. An seiner Seite bellte eine Riesendogge und tollte herum. Mit Rufen und Bellen brachte das Paar die Yaks in Bewegung, in Richtung der anderen. Als das geschafft war, machten sich der Mann und die Dogge daran, die Ponys zusammenzutreiben, die sich an einer entfernten Felswand zusammengedrängt hatten.

Ein unwegsamer Pfad führte zwischen herabgefallenen Felsbrocken hindurch zu einer Stelle am Berg, die frei von Geröll war. Von dort aus zweigte der Pfad ab und schlängelte sich etwa hundert Meter bergauf, bis er auf einem Felsvorsprung endete, auf dem ein kümmerlicher, etwa zwei Meter hoher Busch wuchs. Hinter dem Busch gab die Felswand eine Öffnung preis – der Eingang zu einer stattlichen Höhle, die schließlich in die Tunnel eines längst erloschenen Vulkans überging.

Ein Farbfleck – nein, zwei Farbflecken – zeigten sich dem aufmerksamen Beobachter. Am Eingang der Höhle saßen ein Lama und sein Akoluth, beide trocken und gelassen, beide schauten hinaus über die weite Ebene von Lhasa, wo sie das rasch abfließende Wasser beobachteten, das zuvor das Land überflutet hatte. Der unerwartete Wolkenbruch hatte die Luft noch

klarer hinterlassen als sonst, und die beiden schauten hinaus auf die ihnen vertraute Landschaft.

Aus der Ferne schossen von den goldenen Dächern des Potala blendende Lichtstrahlen empor, als die Sonne sich in den vielen Oberflächen und Winkeln spiegelte. Die frisch gestrichene Vorderseite des Gebäudes leuchtete ockerfarben, und die Gebetsfahnen wehten und flatterten in der steifen Brise. Die Gebäude der Medizinschule auf dem Eisenberg wirkten ungewöhnlich frisch und sauber, und die Häuser im Dorf Shö glänzten hell.

Der Schlangentempel und der See waren klar zu erkennen, und die Weiden im Wasser neigten ihre Kronen wie in stillschweigender Übereinstimmung. Vereinzelte Farbtupfer zeigten, dass Mönche und Lamas wieder ihren täglichen Verrichtungen nachgingen. Ein schmaler Zug von Pilgern konnte ausgemacht werden, die auf ihrer Glaubensreise entlang der inneren Straße des Pilgerrundgangs von der Kathedrale von Lhasa zum Potala und wieder zurück unterwegs waren. Das Westtor glänzte im Sonnenlicht, und eine lose Gruppe von Händlern war zu sehen, die zwischen dem Pargo Kaling und dem kleinen, gegenüberliegenden Nonnenkloster vorbeizog.

Unten, am Fuß des Berges, war es den Händlern gelungen, ihre Yaks zu beladen und auf ihre Ponys zu steigen. Nun machten sie sich, begleitet von Rufen und Scherzen, langsam auf den Weg zum Bergpass, der hinabführte – hinab in die Tiefebenen Tibets und Chinas.

Langsam verklangen das Brüllen der Yaks, das Bellen der Hunde und das Rufen der Menschen, bis alles verstummte – und erneut senkten sich Frieden und Stille über das Land.

Der Lama und der Akoluth überblickten die Landschaft vor sich. In der Ferne, links vom Chakpori, war der Fährmann auf seinem aufgeblasenen Boot aus Tierhaut zu sehen. Wie wild stieß er mit seiner langen Stange nach unten und versuchte, den Flussgrund zu erreichen, um nicht von der reißenden Strömung des über die Ufer getretenen Flusses mitgerissen zu werden. Verzweifelt beugte er sich vor und stieß tief ins Wasser. Dabei kippte sein

Boot unter ihm, schlingerte seitlich weg und trieb davon, während der Fährmann in den Fluten kämpfte und unterging.

Das Boot, nun leichter, schoss weiter, und wurde von der Strömung und dem kräftigen Wind noch schneller davongetragen. Die lange Stange trieb müßig an eine seichte Stelle, die ironischerweise so nah gewesen war, während der Fährmann mit dem Gesicht nach unten an ihr vorbeigetrieben wurde.

Hoch oben zogen die Geier ihre Kreise auf der Suche nach Nahrung und spähten mit geschärften Augen auf jeden Menschen oder jedes Tier in Not. Einer stürzte sich zögerlich auf den ertrunkenen Fährmann herab, wich jedoch im letzten Augenblick aus und beobachtete ihn aufmerksam. Als er keine Bewegung wahrnahm, stieß der Vogel erneut hinab und landete auf dem Rücken des toten Mannes. Einen Moment lang putzte er sich das Gefieder, blickte keck umher – und machte sich dann am Hinterkopf des Mannes ans Werk.

«Morgen», sagte der Lama zu seinem Akoluthen, «werden wir ins Lhasatal hinabsteigen und Freunde von uns besuchen. Heute aber werden wir ruhen und entspannen, und das wird uns noch einmal die Gelegenheit bieten, neue Kraft zu schöpfen. Die Reise wird lang und beschwerlich sein. Ich sehe gerade, dass dort unten an den Felsen ein paar angeschwemmte Äste herumliegen.» Er stand auf und zeigte darauf. «Geh und sammle sie ein. Danach bereiten wir Tee und Tsampa zu.» Er lächelte leicht und fügte hinzu: «Anschließend werde ich dir ein paar Grundlagen der Entspannung und Atmung zeigen – beides Dinge, in denen du bekanntermaßen mangelhaft bist. Doch sammle einstweilen das Holz ein.» Er drehte sich um und betrat die Höhle.

Der kleine Akoluth sprang auf und griff nach dem Seil, das seitlich bereitlag. Er schlang es sich um die Hüfte und über die Schulter und brachte sich damit ernsthaft in Gefahr, sich selbst zu erdrosseln. Dann schlurfte er den Pfad hinab zum Zwischental. Als er gerade im Begriff war, einen großen Felsblock zu umrunden, blieb er abrupt stehen. Dort saß ein großer Vogel,

der sich putzte und sein vom kürzlichen Regenguss durchnässtes Gefieder trocknete.

Der kleine Akoluth blieb stehen und überlegte, wie er vorgehen sollte: Wenn er abwarten würde, bis der Vogel den Kopf unter den Flügel steckte, könnte er sich heranschleichen und ihm – zu dessen größtem Erstaunen – einen Schubs in den Hintern geben! Oder, wenn er auf dem Bauch heranrobben würde, könnte er den Vogel am Fuß packen. Die erste Idee war eindeutig die bessere. Also schlich er sich ganz sachte an ihn heran und hielt den Atem an. Zentimeter um Zentimeter rückte er vor und drückte sich dabei ganz flach an die Seite des Felsens.

Der Vogel kratzte sich, schüttelte das Gefieder und schlug mit den Flügeln. Dann, zufrieden damit, nicht noch sauberer werden zu können, ließ er sich bequem auf dem Felsen nieder und steckte den Kopf unter einen Flügel. Gebannt eilte der kleine Junge nach vorne, stolperte über einen Stein und fiel der Länge nach hin. Der jäh aufgeschreckte Vogel reagierte, wie Vögel es eben tun – er erhob sich schwerfällig in die Luft und schleuderte dabei dem Akoluth ein widerliches «Geschenk» ins Gesicht. Der Junge fuhr sich verzweifelt über die Augen, die nun von klebrigem Schmutz verklebt waren. Vom Höhleneingang oberhalb war ein leises Kichern zu hören.

Nachdem sich der Akoluth endlich die klebrige, stinkende Masse aus dem Gesicht und den Augen geklaubt hatte, machte er sich zu einer kleinen Wasserpfütze auf, die sich in einer Mulde zwischen den Felsen gesammelt hatte. Dort tauchte er, nur sehr zögerlich, sein Gesicht in das eiskalte Wasser und schrubbte es einigermaßen sauber.

Von oben vernahm er die Ermahnung: «Vergiss das Holz nicht!»

Der Junge zuckte zusammen – er hatte es völlig vergessen. Schnell drehte er sich um und eilte den steinübersäten Pfad weiter hinab. Doch die Versuchungen lauerten überall – besonders für kleine Jungen.

Auf einem großen, flachen Felsen schwankte ein mächtiger Steinblock. Durch eine Laune der Natur war er so gefallen, dass er exakt im Gleichgewicht lag. Jetzt wippte er vor und zurück. Der junge Akoluth strahlte und

ging auf ihn zu. Er legte die Hände gegen eine Seite, drückte kräftig, ließ los, wartete, bis der Block zurückschwang, und drückte erneut – so baute er nach und nach einen immer stärkeren Schwung auf. Schließlich geriet der Steinblock über seinen Schwerpunkt hinaus und stürzte mit einem erderschütternden Krachen zu Boden. Der Junge grinste zufrieden, drehte sich um und ging zur Höhle zurück.

Auf halbem Weg fuhr er erschrocken zusammen, als ihn eine streng mahnende telepathische Botschaft traf, die ihm beinahe den Schädel zerspringen ließ. «Holz», befahl die Stimme. «Holz! Holz!»

Er machte auf dem Absatz kehrt und rannte den Pfad hinunter, während es unaufhörlich «Holz! Holz!» in seinem Kopf hämmerte.

Schließlich hatte er eine große Menge Holz beisammen. Der junge Akoluth band es zu einem Bündel zusammen, schlang ein Ende des Seils darum und befestigte das andere Ende um seine Hüfte. Mit viel Ziehen und Zerren gelang es ihm schließlich, das ganze Bündel bis zum Eingang der Höhle zu schleppen. Dort wartete der Lama bereits etwas ungeduldig und half ihm, das Holz in passende Stücke zu zerbrechen – für das Feuer, das schon bald darauf loderte.

«Deine Körperhaltung ist erbärmlich», sagte der Lama, «und dagegen sollten wir etwas tun, sonst wirst du enden wie diese westlichen Leute, die ich bei meinen Besuchen in Indien gesehen habe. Bevor wir mit unseren Atemübungen beginnen, möchte ich dir noch eine Übung beibringen, die sehr gut zum heutigen Anlass passt.» Er lächelte, als er den Jungen bat, aufzustehen.

«Das ist eine Übung, die sich besonders für Menschen eignet, die viel sitzen – und du sitzt die meiste Zeit», sagte er. «Diese Übung ist sehr wirkungsvoll, um Bauchfett zu reduzieren. Sie trägt den interessanten Namen ‹Holzhacker-Übung›, weil ihre Ausführung der Bewegung beim Holzhacken ähnelt – und denselben Effekt hat. So, nun stell dich gerade hin!» Er vergewisserte sich, dass der Junge aufrechtstand.

«Stell dir nun vor, du würdest Holz hacken, und du hättest eine schwere Spaltaxt in den Händen, eine dieser erstklassigen Äxte, die die Händler erst kürzlich aus Darjeeling mitgebracht haben. Jetzt stell dich fest und stabil hin, mit weit auseinanderstehenden Beinen. Dann verschränke die Hände, als würdest du den Schaft einer schweren Axt umfassen. Stell dir vor, dass der Axtkopf am Boden aufliegt. Atme nun tief ein und hebe deine Hände samt der imaginären Axt weit über den Kopf, bis dein Körper das andere Extrem erreicht hat – nicht mehr nach vorn gebeugt, sondern deutlich nach hinten. Du darfst nicht vergessen, dass du eine sehr schwere Spaltaxt hebst, also sollen deine Muskeln das auch zeigen – dass du eine wirklich schwere Axt hebst. Halte diese schwere Axt nun über deinem Kopf, halte den Atem einen Moment an, dann atme kräftig durch den Mund aus und schwinge dabei die imaginäre Axt mit einer kraftvollen Bewegung nach unten, so als würdest du einen überaus großen Holzklotz spalten. Natürlich wirst du nicht durch den Aufprall der Axt gestoppt, deshalb lässt du deine Arme stattdessen einfach weiter nach unten zwischen deine Beine hindurchschwingen, sodass sich deine Hände auf einer Linie mit deinen Füßen befinden. Du musst dabei die Arme gestreckt und die Wirbelsäule gerade halten. Diese Übung solltest du mehrfach wiederholen. Und jetzt leg los, mein Junge – mit voller Kraft! Mindestens mit der gleichen Kraft, mit der du vorhin den Steinblock zu Fall gebracht hast.»

Der Junge führte die Übung aus, bis er schließlich keuchend und stöhnend vor Anstrengung dastand.

«Oh, Heiliger Lama!», sagte er atemlos. «Solche Übungen könnten einen doch umbringen, wenn man nicht bei guter Gesundheit ist. Mir ist ja selbst schon fast schwindelig!»

«Mein lieber Junge!», sagte der Lama etwas verstimmt. «Eine Übung wie diese kann nur nützlich sein – es sei denn, jemand hat ein schwaches Herz oder es handelt sich um eine Frau mit frauentypischen Beschwerden. Ich bezweifle jedoch, dass dein Herz angeschlagen ist, aber so, wie du stöhnst und jammerst, könnte man meinen, du seist eine alte Frau, die jene

Beschwerden eigentlich schon längst hinter sich haben sollte. Also – versuch die Übung noch einmal.»

Der Junge ließ sich zu Boden sinken, saß zusammengekauert da und nestelte an seinen Füßen herum. Der Lama, der am Rand einer Felswand stand und über das Tal von Lhasa blickte, drehte sich plötzlich um und fragte: «Warum sitzt du so zusammengekauert da? Bist du krank? Oder hast du Schmerzen?»

Der junge Akoluth blickte einen Augenblick ins Leere, dann erwiderte er: «Krank? Wer? Ich krank? Ich?»

Der Lama atmete schwer auf, ging auf den Jungen zu und wiederholte: «Ja, du! Bist du krank? Du sitzt da wie ein altes Weib, das unter einem entzündeten Fußballen oder an einem Hühnerauge leidet. Wie eine alte Marktfrau, die am Marktplatz sitzt und dem Klatsch der Händler lauscht. Tun dir die Füße weh?»

Er ließ sich auf die Knie nieder und schaute sich die Füße des Jungen an, und als er sah, dass mit den Füßen alles in Ordnung war, erhob er sich wieder.

«Junge, steh auf!», befahl er. «Ich zeige dir jetzt, wie du deine Füße entspannen kannst. Wahrscheinlich hast du sie müde gemacht, als du den armen Vogel erschreckt hast, und auch, als du den Steinblock umgestoßen hast, der eigentlich gar keine Gefahr für dich dargestellt hat. Da du deine Füße jetzt müde gemacht hast, werde ich dir zeigen, wie du sie entspannen kannst.»

Er fasste den Jungen bei den Schultern und achtete darauf, dass er aufrechtstand.

«So», sagte er, «diese Übung wird dir zu einer besseren Durchblutung verhelfen. Du musst auf einem Fuß stehen. Stehe zuerst auf dem linken Fuß. Dann hebst du den rechten Fuß vom Boden ab und schüttelst ihn vom Knöchel abwärts – nicht das ganze Bein. Vergiss nicht, es geht hier nur um deine Füße. Schüttle ihn kräftig. Halte das Bein ruhig und schüttle nur den Fuß vom Knöchel abwärts. Schüttle ihn drei Minuten lang, bis er zu kribbeln

beginnt. Dann stell ihn wieder auf den Boden, hebe das andere Bein und schüttle auch diesen Fuß drei Minuten lang. Wiederhole das Ganze drei Mal. Diese Übung hilft bei kalten Füßen, nach einem langen Marsch, nach langem Stehen – oder wenn du wackelige Steinblöcke zu Fall gebracht hast.» Er lächelte kurz, dann sagte er: «Führe diese Übungen immer barfuß durch. Trage dabei nie Sandalen. Man kann erheblich davon profitieren, wenn die Füße direkten Kontakt mit dem Boden haben.»

Der arme Junge stöhnte und rief aus: «Oh, Heiliger Lama, ich fühle mich jetzt noch müder, wenn ich so dastehen muss. All diese Übungen haben meinen Körper noch mehr entkräftet. Darf ich mich nicht ein wenig ausruhen?»

Der Lama verbarg sein Lächeln und sagte: «Du tappst wirklich gern in kleine Fallen, nicht wahr? Du hast dich ja selbst ermüdet, indem du Dinge getan hast, die du lieber gelassen hättest. Hättest du also getan, was du solltest, und das gelassen, was du nicht solltest, wärst du jetzt nicht so erschöpft. Lass uns deshalb die Müdigkeit aus deinem Oberkörper vertreiben – mit einer ganz einfachen Übung, die unsere chinesischen Freunde ‹Entspannung des Torsos› nennen.»

«Aber, Heiliger Lama», sagte der junge Akoluth konsterniert, «ich dachte, wir würden jetzt Atemübungen durchführen und nicht dieses unsinnige Zeug.»

Der Lama schüttelte missbilligend den Kopf und sagte: «Junge, diese Übungen sind lediglich die Vorbereitung auf die Atemübungen. Jetzt höre mir gut zu, denn diese spezielle Übung besteht in Wahrheit aus vier Übungseinheiten, die zusammengehören. Sie ist entwickelt worden, um zunächst deinen Nacken zu lockern, dann die Schultern, anschließend die Mitte deines Rückens und schließlich den ganzen Oberkörper – vom Übergang der Beine zum Rumpf bis hinauf zum Nacken. Zuerst aber stell dich so hin.»

Er beugte sich hinunter und schob die Füße des Jungen etwa siebzig Zentimeter auseinander.

«Stehe immer mit den Füßen leicht auseinander und lass den Kopf nach vorne fallen, so als hättest du die Kraft in den Muskeln verloren. Lass nun deinen locker herabhängenden Kopf langsam einmal im Uhrzeigersinn kreisen. Deine Arme hängen ebenfalls locker herab. Danach lässt du den Kopf wieder schlaff nach vorne hängen, aber diesmal musst du zusätzlich auch die Schultern hängenlassen, als hättest du keine Muskeln. Dein Kopf baumelt locker herab, deine Schultern hängen durch, und auch deine Arme hängen locker nach unten. Jetzt lass deine Schultern im Uhrzeigersinn kreisen, während Kopf und Arme schlaff bleiben und sich nicht mitbewegen. Nachdem du dies getan hast, führe das Ganze noch einmal gegen den Uhrzeigersinn aus.»

Der arme, bedauernswerte Junge, der wie ein Bild des Jammers aussah, führte die Übungen durch. Als er fertig war, fühlte er sich in der Tat leblos, aber der Lama brachte ihn rasch dazu, ihm wieder Aufmerksamkeit zu schenken und sagte: «Nun lass deine Brust nach vorne hängen und führe mit dem ganzen Oberkörper diese kreisende Bewegung aus. Du musst mit dem ganzen Oberkörper kreisen, mit allem, was oberhalb der Hüfte liegt. Nachdem du es in eine Richtung getan hast, wiederhole es in der Gegenrichtung.»

Der Junge stand da mit leicht auseinandergestellten Beinen und sah so schlaff aus, dass er beinahe Gefahr lief, vornüberzufallen. Zuerst kreisten sein Kopf und seine Schultern in eine Richtung und dann langsam in die andere.

«Jetzt», sagte der Lama, «musst du die Füße etwas weiter auseinanderstellen, sodass du einen festen Stand hast. Dann lässt du alles, was oberhalb der Hüfte liegt, völlig schlaff werden. Beuge dich nun aus der Hüfte nach vorne und führe mit dem Oberkörper einen weiten Kreis aus – so weit, wie es nur geht, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Du bewegst dich kreisförmig im Uhrzeigersinn, und zwar so, dass du beinahe die Balance verlierst. Setze diese Bewegung fort, wobei die Kreise immer kleiner und kleiner werden, bis du zuletzt einen Moment lang vollkommen stillstehst. Dann beginnst du

erneut, diesmal in die entgegengesetzte Richtung, und lässt die Kreise wieder größer und größer werden, bis du erneut fast das Gleichgewicht verlierst. Wenn du das getan hast, wiederhole die Übung noch einmal. Danach lässt du nur die Schultern kreisen und gegenkreisen. Und wenn du das einmal gemacht hast, lässt du den Kopf kreisen und gegenkreisen. Und jetzt», fragte er, «fühlst du dich nicht wirklich viel besser?»

Der junge Akoluth schaute den Lama etwas zaghaft an und sagte: «Heiliger Lama, ja, ich muss zugeben, ich fühle mich dadurch deutlich besser. Aber ich bin mir sicher, dass ich mich noch besser fühlen würde, wenn ich mich danach etwas ausruhen könnte, denn Sie sagten ja, dass uns morgen eine lange und anstrengende Reise bevorsteht, und ich fürchte, diese Übungen könnten mich unnötig ermüden.»

Der Lama lachte und sagte: «Na schön, für diesmal soll es genügen. Doch auf unserem Weg hinab ins Tal wirst du weitere Übungen erlernen müssen. Du musst auch noch etwas über das Atmen lernen, denn unsere Reisen führen uns nicht nur durch das Land, sondern auch in die Tiefe des Wissens. Je mehr du jetzt lernst, desto weniger musst du später lernen, bis du schließlich erkennst: Je mehr du weißt, desto mehr gibt es zu entdecken. Doch nun geh – es ist genug für heute.»

Der junge Akoluth, der plötzlich all seine Energie zurückgewonnen hatte, eilte den Pfad hinab, auf der Suche nach einem neuen Abenteuer, das sich ihm vielleicht bieten mochte. Der Lama nahm seinen Platz am Rande des Felsvorsprungs wieder ein und verharrte dort, den Blick über das geliebte Lhasatal gerichtet, wo die Sonne bereits im Begriff war unterzugehen und die länger werdenden Schatten langsam über das von Felsen umschlossene Land krochen.

Die Schatten färbten sich in ein noch dunkleres Violett und glitten immer schneller über den dunklen Talboden. Die westlichen Gebirgsflanken lagen bereits in tiefem Schwarz, nur hier und da durchbrochen von einem vagen Lichtpunkt, der als kaum wahrnehmbares Flackern aufschimmerte. Goldene Lichtstrahlen schossen vom Potala empor, dem Zuhause des Erhabenen.

Hinter dem Eisenberg glitzerte der Fluss des Glücks wie ein heller Pfad inmitten dunkler Unendlichkeit.

Die Sonne verzog sich schnell hinter die Berge, und die Dunkelheit der Nacht stieg auf wie das Wasser bei der Flut. Die östlichen Gebirgsflanken versanken immer tiefer in die herannahende Nacht. Bald blieb nichts als die purpurne Dunkelheit und die leichte Brise, die selbst aus dieser Entfernung noch einen Hauch von Weihrauch und ranziger Butter herantrug.

Hunderte von Metern darüber fingen die höchsten Berggipfel die letzten Sonnenstrahlen auf. Eine goldene Linie, wie ein flammendes Banner, zog sich am obersten Rand entlang, verweilte an den höchsten Punkten ein wenig länger, bis auch sie in der allumfassenden Dunkelheit verlosch. Die Zeit verstrich. Die Nachtgeschöpfe gingen ihren Beschäftigungen nach. Ein Nachtvogel rief, und endlich kam aus der Ferne eine Antwort. Eine Maus quietschte, gefolgt von einem Gerangel und einem Schrei, der abrupt verstummte.

Die Nacht zog sich hin. Die Sterne leuchteten in voller Pracht in der kalten, klaren Luft. Ihre strahlenden Farben, wie man sie aus tiefer gelegenen Regionen nie sieht, flackerten und funkelten, als wären sie mit einem geheimnisvollen Auftrag befasst, der sich der Kenntnis der Sterblichen entzog. Allmählich legte sich ein schemenhaft silberner Schimmer über den fernen Horizont, und majestätisch schob sich der Mond ins Blickfeld, dessen Krater und Erhebungen selbst mit bloßem Auge zu erkennen waren.

Sanft ergoss sich der Lichtschein ins Tal, beleuchtete die frostweißen Gipfel und warf strahlende Glanzlichter von den Dächern des Potala. Der Fluss des Glücks verwandelte sich in flüssiges Silber, und das Wasser des Weidensees wurde zu einem makellosen Spiegel. Das Mondlicht nahm zu und zeichnete in starken Konturen den Schatten des Lamas ab, der reglos beim Busch am Rande des Felsvorsprungs saß. Ein tastender Lichtstrahl glitt in den Eingang der Höhle und enthüllte den ausgestreckten Körper des jungen Akoluthen, der jenen tiefen Schlaf schlief, wie ihn nur kleine Jungen kennen.

Aus weiter Ferne drang das polternde Grollen eines plötzlich niedergehenden Steinschlags herüber, gefolgt von einem dumpfen Aufprall, als sich gewaltige Felsbrocken vom Bergmassiv lösten und nach zehntausenden von Jahren krachend talwärts stürzten und ihren Platz auf der Erde einnahmen. Auch das erschrockene Kreischen eines Vogels war zu hören, der durch die Erschütterung jäh aufgeschreckt wurde.

Die Nacht verging. Majestätisch segelte der Mond über den Himmel und zog sich schließlich sittsam hinter das schützende Gebirge zurück. Zaghaft verblassten die Sterne im herannahenden Licht des neuen Tages. Der Himmel füllte sich mit Farben. Lichtstrahlen jagten von Horizont zu Horizont und wurden immer heller. Die Nachtvögel krächzten schläfrig und suchten ihre sicheren Tagesverstecke in den Felsspalten der Berge auf, und die Geschöpfe der Nacht bereiteten sich darauf vor, einen weiteren Tag zu verschlafen.

Der Nachtwind ließ nach. Eine merkliche Zeit herrschte Windstille, dann zog eine leichte Brise in die Gegenrichtung auf und die Geschöpfe des Tages rührten sich. Der kleine Akoluth setzte sich plötzlich auf, rieb sich die Augen und eilte hinaus. Ein neuer Tag hatte begonnen.

Es war eine einfache Sache, das Fasten der Nacht zu brechen. Frühstück, Mittagessen, Teezeit, Abendessen – wie auch immer man die Mahlzeiten nennen mochte, bei den Priestermönchen Tibets waren sie alle gleich: Tee und Tsampa. Der gröbste und naturbelassenste Tee überhaupt, eigens zu Ziegeln gepresst, kam aus China. Und Tsampa – nun ja, etwas anderes gab es nicht. Diese beiden Nahrungsmittel, Tee und Tsampa, lieferten alles, was notwendig war, um Gesundheit und Leben zu erhalten.

Das Frühstück war bald vorbei. Der Lama wandte sich an den Akoluth und sagte: «Und jetzt, was ist unsere nächste Aufgabe?»

Der Akoluth schaute hoffnungsvoll entlang der Seiten seiner Nase und sagte: «Wir könnten eine Pause einlegen, ehrenwürdiger Lama? Ich weiß, wo es ein Geiernest gibt mit Eiern darin. Wir könnten es beobachten?»

Der Lama seufzte und erwiderte: «Nein, wir müssen an jene denken, die nach uns kommen. Wir müssen die Höhle reinigen, dafür sorgen, dass sie mit frischem Sand bestreut wird, und sicherstellen, dass sie gut mit Holz gefüllt ist – denn die nächsten Reisenden könnten hier dringend Feuer und Wärme benötigen. Wir sollten nicht vergessen: Auch wir hätten uns über Holz gefreut. Also lass uns das tun, was wir selbst geschätzt hätten.»

Der Junge ging hinaus und begab sich den schräg abfallenden Pfad hinunter, während er beim Dahintrotten gedankenverloren gegen Steine trat – bis er einen traf, der nicht lose war, sondern fest in der Erde steckte. Einige Minuten lang hüpfte er auf einem Bein umher, stieß seltsame Laute aus und hielt den verletzten Fuß mit beiden Händen. Doch etwas lenkte seine Aufmerksamkeit ab: Eine Feder flatterte vom Himmel herab. Im Überschwang über den Anblick dieser großen Geierfeder vergaß er seinen schmerzenden Fuß völlig und rannte dem fallenden Ding hinterher. Aber es war nur ein schmutziges, altes Etwas, das der Wind mit sich getragen hatte, also warf er es weg und setzte seine unterbrochene Suche nach Holz fort.

Schließlich war die Höhle mit trockenen Zweigen saubergefegt, und an der inneren Wand war das Holz für den nächsten Reisenden ordentlich aufgestapelt. Als sie danach gemeinsam am Rand des Felsens saßen, sagte der Lama: «Du musst lernen, richtig zu atmen. Dein Atem klingt so laut wie der Flügelschlag eines Geiers im Wind. Also – wie setzt man sich für die Atemübungen hin?»

Der junge Akoluth richtete sich sofort auf und setzte sich hastig in einen völlig übertrieben Lotossitz. Er legte die Hände mit den Handflächen nach oben in den Schoß und nahm einen vollkommen starren und unbeweglichen Gesichtsausdruck an, während er etwas Merkwürdiges mit den Augen tat – als wolle er auf einen imaginären Punkt einige Zentimeter über und vor sich blicken.

Der Lama lachte schallend und sagte: «Nein, nein, so setzt man sich ganz und gar nicht hin. Atmen ist etwas Natürliches. Man sitzt oder steht so, wie es bequem und angenehm ist. Zu viele Menschen verfallen in eine Art

geistiger Verwirrung, sobald sie an Atemübungen denken. Sie glauben, sie müssten die außergewöhnlichsten und unnatürlichsten Körperhaltungen einnehmen. Sie sind der Meinung, das Atmen könne nur dann von Nutzen sein, wenn es auch eine gewisse Anstrengung erfordert. Mein Junge», sagte er, «sitz oder steh, wie es für dich bequem ist. Du kannst aufrecht sitzen, aber du musst – und das ist das einzig Wichtige – deine Wirbelsäule so gerade wie möglich halten, ohne dich dabei zu verspannen. Am einfachsten ist es, dir vorzustellen, dass deine Wirbelsäule ein Pfahl ist, der im Boden steckt und der Rest von dir locker um ihn herumhängt. Halte deine Wirbelsäule gerade, dann wirst du nicht ermüden.»

Der Lama saß bereits aufrecht da und hielt die gefalteten Hände in seinem Schoß. Er blickte den jungen Akoluth an und sagte: «Entspann dich, entspann dich – du musst wirklich entspannen. Du wirst nicht gefoltert, und du musst auch nicht Model stehen für eine unserer Butterfiguren. Du lernst nur zu atmen. Entspann dich einfach und setz dich ganz natürlich hin – mit aufrechter Wirbelsäule.»

Er nickte zustimmend, als der Junge lockerer dasaß. Dann sagte er: «Ah, das ist besser, das ist schon viel besser. Jetzt musst du langsam einatmen. Fülle den unteren Teil deiner Lungen mit Luft – so, wie die Dunkelheit der herannahenden Nacht zuerst den unteren Teil unseres Tales füllt. Dann atme weiter ein und lass die Luft aufsteigen, bis sie die Mitte und den oberen Teil deiner Lungen ausfüllt. Du kannst das tatsächlich spüren. Aber führe es gleichmäßig und ohne Stocken aus.»

Er hielt inne und lächelte und fuhr dann fort.

«Wenn die Schatten der Nacht das Schwinden des Tages ankündigen, kriechen sie zuerst über den Boden, dann steigt die Dunkelheit kontinuierlich, sanft und gleichmäßig auf – ohne Geschwindigkeitsänderung, ohne jedes Stocken. So musst du atmen. Genauso wie die Schatten aufsteigen und die Dunkelheit unser Tal in der Nacht füllt, muss die Luft in dir aufsteigen und deine Lungen füllen. Aber während die Luft in deine Lungen strömt, dehne deine Rippen nach außen, als wäre es ein heißer Tag und deine Robe

klebte an deinem Körper. Ziehe deine Robe auf beiden Seiten heraus. Gut – lasse auf diese Weise deine Rippen hervortreten, und du wirst feststellen, dass du immer mehr Luft aufnehmen kannst.»

Er beobachtete den Jungen, um sich zu vergewissern, dass er die Anweisungen genau befolgte, und als er sich davon überzeugt hatte, fuhr er fort: «Du kannst jetzt spüren, wie dein Herz schlägt. Atme nun während vier Herzschlägen ein. Du wirst feststellen, dass sich dein Körper während des Einatmens ausdehnt und sich beim Ausatmen zusammenzieht. Du solltest diese natürliche Ausdehnung und Zusammenziehung ganz leicht verstärken.»

Der Lama sprach plötzlich etwas schärfer: «Nein, nein, Junge, eindeutig nein! Du musst den Mund geschlossen halten, wenn du diese Atemübung durchführst. Oder versuchst du etwa eine Fliege zu fangen?»

Der Junge schloss den Mund mit einem hörbaren Zuschnappen, und der Lama fuhr fort: «Der Sinn dieser Übung besteht darin, die Luft durch die Nasenlöcher einzuatmen, sie in den Atemräumen deines Körpers zirkulieren zu lassen und sie anschließend wieder durch die Nasenlöcher auszuatmen. Wenn ich möchte, dass du durch den Mund atmest, werde ich es dir sagen. Aber zunächst, bis du darin etwas geübter bist, musst du etwa fünfzehn Minuten lang üben, später dann etwa dreißig Minuten.»

Der Junge saß da und atmete ein und aus. Der Lama hob leicht die Hand, um als Anleitung für die richtige Atemfrequenz des jungen Akoluthen zu dienen. Zuletzt sagte er: «So, das ist genug für heute. Wir müssen uns an die Arbeit machen.»

Er erhob sich und klopfte die Sandkörner von seiner Robe. Der Junge stand ebenfalls auf und ahmte die Bewegung des Lamas nach. Gemeinsam warfen sie noch einen letzten Blick in die Höhle, um sicherzugehen, dass nichts zurückgelassen worden war. Dann machten sie sich gemeinsam auf den Weg den Pfad hinab zum Zwischental. Unten angekommen, richtete der Lama einige Steine aus, um den Weg zur Höhle oberhalb zu markieren. Dann wandte er sich an den Jungen und sagte: «Geh und hol die Ponys.»

Verdrießlich trottete der Akoluth davon und hielt nach Spuren der kleinen Pferde Ausschau. Schließlich kletterte er auf einen großen Felsen und entdeckte sie etwa vierhundert Meter entfernt. Vorsichtig bewegte er sich von Fels zu Fels, bis er nur noch wenige Meter von den Pferden entfernt war.

Die Pferde schauten einander an, dann blickten sie den jungen Akoluthen an. Als er auf sie zuging, gingen sie im exakt gleichen Tempo von ihm weg. Der Junge änderte die Richtung und versuchte, ihnen vorauszulaufen. Unbeeindruckt bewegten sich die Pferde etwas schneller und behielten dabei exakt den gleichen Abstand ein. Inzwischen war dem Jungen ziemlich heiß geworden, und er keuchte. Die Pferde – davon war der Junge überzeugt – trugen beide ein höhnisches Grinsen im Gesicht.

Schließlich hatte der junge Akoluth genug und kehrte dorthin zurück, wo der Lama noch immer dastand. «Oh, ehrwürdiger Lama», sagte er völlig frustriert, «die Pferde lassen sich einfach nicht von mir einfangen. Sie machen sich über mich lustig.»

Der Lama blickte den armen Jungen an, und ein amüsiertes Lächeln spielte um seine Mundwinkel. «Ist das so?», fragte er sanft. «Dann wollen wir doch einmal sehen, ob sie zu mir kommen.»

Er begab sich ins freie Gelände und klatschte in die Hände. Die beiden Ponys hatten inzwischen wieder mit dem Grasen begonnen, doch nun hoben sie die Köpfe und spitzten die Ohren. Der Lama klatschte erneut in die Hände und rief die Tiere zu sich. Sie sahen einander an, blickten zum Lama, schauten sich noch einmal an – und dann liefen beide auf den Lama zu. Er ging ihnen entgegen, tätschelte sie und befestigte sein Gepäck auf dem Rücken des größeren der beiden Ponys.

Das kleinere Pony sah den kleinen Akoluthen an und wich zurück, als der Junge sich näherte. Schließlich rannte der Junge, um das Tier einzufangen, während das Pony sich einfach im Kreis bewegte. Der Lama, dem das Spiel allmählich zu viel wurde, rief das Pony scharf zur Ordnung – worauf es sofort stehen blieb und folgsam wurde. Der Junge trat vorsichtig näher,

achtete peinlich genau darauf, sich von dessen Hinterläufen fernzuhalten, und legte sein Bündel um den Hals des Pferdes.

Der Lama nickte, stieg auf das Pferd und saß still. Der Junge nahm Anlauf und machte einen gewaltigen Sprung, um das Pferd zu überraschen – doch es wich leicht zur Seite, und der Junge segelte geradewegs über seinen Rücken und landete mit einem Krachen im Sand.

Der Lama ritt mit einem resignierten Seufzen heran und sagte: «Oje, oje. Unsere tägliche Unterhaltung – aber wir haben es eilig.» Er beugte sich hinunter, hob den kleinen Jungen auf und setzte ihn ganz unzeremoniell auf den Rücken des kleinen Ponys. «Komm jetzt!», befahl er. «Wir haben schon genug Zeit vergeudet. Wir müssen los, sonst verlieren wir einen weiteren Tag.»

Gemeinsam setzten sich die Pferde in Bewegung und wichen den Felsbrocken aus. Der Lama ritt ein Stück voraus. Der Junge folgte hinterher und bemühte sich, mit ihm Schritt zu halten. Er war nie ein guter Reiter gewesen und würde es auch nie werden, aber er gab sein Bestes.

Sie ritten weiter, und dabei saß der Lama bequem aufrecht, unermüdlich und gelassen da. Der Junge auf dem kleineren Pony hingegen hing schlaff wie ein Sack Gerste auf dem Tier, aber im Gegensatz zu einem Sack Gerste wurde der Junge mit jeder Minute wunder. Endlich, nachdem sie etwa drei oder vier Stunden zurückgelegt hatten, blieb der Lama mit seinem Pferd stehen und sagte: «Wir werden hier eine Weile rasten. Du kannst absteigen.»

Der kleine Akoluth, der sich an der Mähne des Pferdes festgeklammert hatte, ließ sie einfach los und glitt als würdeloser Haufen zu Boden. Das Pferd wich einige Schritte zur Seite.

Kapitel 6

Am Rande des Lhasatals, wo der ausgetretene Pfad hinab in das schwüle Tiefland und schließlich nach China führte, rasteten der Lama und der junge Akoluth auf der harten, festgetretenen Erde. Ein paar Meter weiter entfernt streiften die beiden Pferde auf der Suche nach dem spärlichen Gras umher. Hoch darüber zog ein großer Vogel bedächtig seine Kreise. Der kleine Junge beobachtete ihn nur halbinteressiert; sein eigentliches Interesse galt den Schmerzen, die er jedes Mal verspürte, wenn er lange auf einem Pferd ritt. Nun lag er bäuchlings da und drehte seinen Kopf von Zeit zu Zeit seitwärts, um den hochfliegenden Vogel zu beobachten. Bald döste er und schlief dann ein.

Auch in anderen Teilen der Welt machten die Menschen Pause. In einer Radiofabrik im westlichen Teil der Welt hatten die Arbeiter gerade eine ihrer zahllosen «Arbeitspausen» von der monotonen Fabrikarbeit. Rusty Nales, der Betriebstischler, lachte plötzlich schallend auf und schleuderte geringschätzig ein blau eingebundenes Taschenbuch zu Boden.

«Der Kerl muss verrückt sein!», rief er aus. «Gott! Was für Unsinn die Leute heutzutage nicht alles in den Büchern schreiben.»

«Was ist denn los mit dir, Mann?», erkundigte sich der kleine, dunkelhaarige Jude Isadore Shutt in ruhigem Ton und hob dabei das anstößige Buch auf.

Rusty Nales spuckte verächtlich auf den Boden und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab. «Ach!», rief er aus. «Das Ganze ist einfach nur lächerlich.»

Ivan Austin, der Lastwagenfahrer, ergriff das Buch von Isadore Shutt und warf einen Blick darauf: Die Flame bewahren – von Lobsang Rampa.

«Oh – der!», rief er empört aus. «Ihr glaubt dem doch nicht etwa?», fragte er einfach so und fuhr fort: «Der Kerl ist ein Spinner, genau das – ein Spinner!»

Shirley May, die Telefonistin, schnaubte wütend. «Das denkst wohl nur du!», sagte sie ärgerlich. «Du hast ja gar nicht den Verstand, um es besser zu wissen, du Großmaul!» Sie zuckte mit den Schultern und blickte den armen Ivan Austin böse an.

«Ach was, du dumme Gans! Nicht einmal du glaubst an diesen …», rief er verärgert aus und suchte nach einem passenden Wort, «an diesen Scheiß! Deshalb ist er ein …»

Die Türe öffnete sich und eine der Sekretärinnen, Candy Hayter, stapfte selbstbewusst herein. «He Leute, ihr seid ganz schön laut», sagte sie, «aber ich kenne die Wahrheit über diese Bücher. Dieser Autor wurde von der verkommenen Presse angeschuldigt, verleumdet und verurteilt, ohne ihm auch nur die geringste Chance zu geben, sich zu verteidigen. So ist die Presse, wie sie zu euch passt. Und ihr Deppen», sie blickte den armen Rusty Nales und Ivan Austin finster an, «seid so blöd, dass ihr alles, was in den Zeitungen steht, mit Haut und Haaren glaubt. Wie erbärmlich!»

«Ja, Madam, das ist schon in Ordnung», warf Bill Collector von der Buchhaltungsabteilung ein, «aber jetzt müsst ihr euch mal anhören, was dieser verrückte Kerl schreibt.»

Er blätterte im Buch, putzte seine Brille und blickte in die Runde, bevor er zu lesen begann: «Die Flamme bewahren, von Lobsang Rampa, Kapitel 6: Es ist durchaus möglich, ein Gerät zu entwickeln, das es einem ermöglicht mit der Astralwelt zu telefonieren. Das wurde tatsächlich bereits in die Tat umgesetzt …»

Seine Stimme verhallte und es herrschte einen Moment lang Stille, die von Ivan Austin unterbrochen wurde, der sagte: «Seht ihr, was ich meine? Das ist doch verrückt! Der Typ muss doch völlig zugedröhnt gewesen sein, als er das geschrieben hat.»

Ernest Truman, der Chef der Forschungsabteilung, presste die Lippen zusammen. Dann erhob er sich und ging in sein Büro. Sekunden später kam er wieder mit einer Zeitschrift, die auf einer bestimmten Seite aufgeschlagen war.

«Ich werde mich jetzt auch an der Diskussion beteiligen», sagte er. «Hört mir zu, während ich euch einige Auszüge aus einer namhaften britischen Fachzeitschrift vorlese.» Er hielt inne und überflog die Seite vor ihm. Die Türe öffnete sich erneut und der Firmenchef, R. U. Crisp, trat ein.

«Was soll das?», fragte er barsch. «Glaubt ihr Leute etwa, ich bezahle euch für eure Kaffeekränzchen? Bewegt euch, kommt in die Gänge, zurück an die Arbeit! Schnell – Vamos – aber ein bisschen zackig!»

«Mr. Crisp, Sir!», sagte Ernest Truman. «Eine Minute bitte, Sir. Im Interesse des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts, an dem wir später vielleicht selbst beteiligt sein könnten, möchte ich den Anwesenden hier und Ihnen ein paar Zeilen vorlesen.»

R. U. Crisp überlegte einen Moment und traf dann eine klare Entscheidung. «In Ordnung», sagte er. «Ich weiß, wie ernst es Ihnen mit dem Wunsch ist, uns allen Wissen zu vermitteln. Also lassen Sie meine Sekretärin, Alice May Cling, kommen, und sie wird ein Protokoll davon anfertigen.»

Die Sekretärin Cling eilte zusammen mit der Kantinenmitarbeiterin Sherry Wines herein. Es herrschte eine gespannte Aufmerksamkeit, als Ernest Truman zu sprechen begann. Schließlich wurden sie dafür bezahlt, sich das anzuhören, und das war bei weitem einfacher, als Radios zusammenzubauen.

«Man hat den Autor Rampa verunglimpft und angezweifelt, nur weil er es gewagt hat, von etwas zu berichten, das durchaus eine wissenschaftliche Möglichkeit darstellt», erklärte Ernest Truman einleitend, bevor er zu lesen begann. «Er wurde bezüglich seiner Vorschläge und klaren Aussagen oft verspottet. Und jetzt» – er blätterte durch die Zeitschrift – «jetzt, veröffentlichte die renommierte britische Radiozeitschrift ‹Wireless World›, in der Ausgabe vom Juni 1971, auf Seite 312 einen Artikel unter dem Titel

‹Elektronische Kommunikation mit den Toten?›. Ich werde Ihnen einige Auszüge daraus vorlesen. Wenn Sie möchten, können Sie den vollständigen Artikel in der Publikation selbst nachlesen.»

Er hielt inne, spähte über seine Brille hinweg, putzte sich die Nase und räusperte sich. Dann las er folgenden Artikel vor:

Die Kommentare von ‹Free Grid› zu metamorphosierten Psi-Wellen (siehe Seite 212 in der April-Ausgabe), erinnerten mich an eine merkwürdige Begebenheit, die mir vor vielen Jahren widerfuhr und für die ich bis heute keine plausible Erklärung finden konnte. Als ich etwa vierzehn Jahre alt war, entdeckte ich auf dem Dachboden ein altes Rundfunkempfangsgerät vom Typ ‹det-2 l.f.›, von dem ich glaube, dass es in den 1920er Jahren so genannt wurde.

Ich polierte dieses Museumsstück wieder auf, wobei ich neugierig war, welche DX-Tauglichkeit es besaß. Es wurde zu meiner Gewohnheit, während der Schulferien den Wecker auf zwei Uhr morgens zu stellen und mit Kopfhörern nach amerikanischen Radiostationen zu suchen.

Doch jetzt kommen wir zum kuriosen Teil. Bei zwei oder drei Gelegenheiten über mehrere Wochen, immer dann, wenn ich die Steckspule der Antenne herausgenommen hatte, um die Empfangsfrequenz zu wechseln (wodurch die Antenne praktisch offenlag), durchbrach eine raue Stimme die Stille und sprach ein paar Worte. Es war eindeutig Sprache, jedoch so stark verzerrt, dass der Inhalt nicht erkennbar war. Es fielen jeweils nur einige wenige Worte, obwohl ich mich noch erinnere, etwa eine Stunde lang gewartet und gehofft zu haben, noch mehr zu hören – jedoch ohne Erfolg. Die meisten europäischen Sender hatten längst Sendepause, und ich befand mich weit entfernt von allen kommerziellen Hochleistungssendern, noch gab es irgendwelche Amateurfunker in der Gegend.

Ich hatte es fast schon vergessen, bis mich die Free-Grid-Hypothese wieder daran erinnerte. Dann stieß ich zufällig auf ein neu erschienenes Buch mit dem Titel ‹Breakthrough›, das ich Ihnen wärmstens empfehlen kann. Der Autor behauptet, dass ein ganz gewöhnliches Tonbandgerät, wenn es eingeschaltet und sich selbst überlassen wird, bei der Wiedergabe Stimmen von Verstorbenen hörbar machen kann.

Nun ja, es gibt nur wenige Worte, die so starke Emotionen wecken wie ‹Spiritismus›, dessen bloße Erwähnung genügt, um erbitterte Pro- und Kontra-Lager hervorzurufen. Wenn Sie also ein Gegner sind und sich murren hören: ‹Noch mehr solcher Hokuspokus über Schwingungen und Ektoplasma!›, dann bleiben Sie ganz ruhig und haben noch ein paar Minuten Geduld mit mir.

Persönlich stehe ich dem derzeit neutral gegenüber. Ich weiß nur, was ich gelesen habe. Der Autor, Dr. Raudive, ist kein Elektronikfachmann, dennoch soll er rund 72'000 dieser Stimmen aufgenommen haben, und eine Auswahl davon wurde auf Schallplatten veröffentlicht, die im Handel erhältlich sind. Noch wichtiger aus unserer Sicht ist, dass er zahlreiche unabhängige Experten hinzugezogen hat, darunter hochqualifizierte Physiker und Elektronikingenieure, die alle bestätigten, dass Stimmen tatsächlich auf den Tonbändern zu hören sind, auch wenn nicht alle überzeugt waren, dass sie von Verstorbenen stammen. Niemand konnte eine Theorie liefern, die dieses Phänomen mit den bekannten Naturgesetzen vereinbar macht. Die Elektronikingenieure haben den mysteriösen Stimmenempfang mit ihrer eigenen Ausrüstung nachvollzogen und eigene Schaltungen entwickelt, die Verbesserungen gegenüber dem ursprünglichen Raudive-Apparat darstellen (Schaltpläne sind in dem Buch enthalten). Übrigens wird angeregt, dass Videobänder möglicherweise ein geeignetes Medium für weiterführende Entwicklungen sein könnten.

… Was die Endergebnisse betrifft: Diese Stimmen werden eindeutig als Stimmen erkannt, die sich identifizieren, unsere Namen nennen und uns Dinge mitteilen, die Sinn ergeben (oder uns manchmal auch vor ein Rätsel stellen). Diese Stimmen entstehen nicht auf akustische Weise, und die Namen, die sie nennen, gehören zu Personen, von denen wir wissen, dass sie diese Erde verlassen haben. Die Stimmen sind auf einem Tonband aufgezeichnet, das sich jeder anhören kann und das für alle hörbar ist. Die Physiker können das Phänomen nicht erklären, und auch die Psychologen können keine Erklärung dafür anbieten. Wissenschaftliche Tests haben gezeigt (zum Beispiel in einem Faradayschen Käfig), dass diese Stimmen von außerhalb der experimentierenden Person stammen und nicht auf Autosuggestion oder Telepathie zurückzuführen sind. Sprachwissenschaftler haben das Phänomen untersucht und bestätigt, dass die Stimmen, obwohl hörbar und verständlich, nicht auf akustischem Weg entstehen; sie sind doppelt so schnell wie normale

menschliche Sprache und folgen einem eigenartigen Rhythmus, der bei allen bisher untersuchten 72'000 Beispielen identisch ist. (Hervorhebung von mir).

Es scheint außerdem, dass die Sätze einen telegrafischen Charakter haben und, wenn die experimentierende Person mehrsprachig ist, die Sprache vielsprachig sein kann – ein Wort vielleicht auf Schwedisch, das nächste auf Deutsch, das nächste auf Englisch usw. Wie bei den Botschaften, die angeblich von traditionellen übersinnlichen Quellen stammen, liegt auch hier der Schwerpunkt auf der Identifizierung von Freunden und Verwandten, die auf die Andere Seite gewechselt sind.

Die Seriosität des Buches scheint außer Frage zu stehen, und die nahezu hundert Seiten in den Anhängen liefern zahlreiche technische Details der verwendeten Geräte sowie Hypothesen über die Ursache des Phänomens … Zu den Theorien zählen die Relativitätstheorie und die Antimaterie … Unbestritten ist, dass die Frage nach dem Ursprung dieser «Stimmen» förmlich nach einer Untersuchung schreit. Ich weiß so gut wie Sie, dass die ganze Sache unmöglich klingt. Wie können Worte aus einem stummen Mikrofon entstehen? Aber vergessen Sie nicht, dass es im Jahre 1901 theoretisch auch unmöglich war, dass Radiowellen den Atlantik überqueren konnten, da niemand von der Existenz der Ionosphäre wusste. Aus demselben Grund gibt es ohne Zweifel noch vieles in der Elektronik, von dem wir bisher nichts wissen.

Ernest Truman kam ans Ende seines Vorlesens. Langsam schloss er die Zeitschrift, nahm seine Brille ab und wischte sich mit einem großen weißen Taschentuch über die Stirn. Nachdem er das erledigt und die Brille wieder aufgesetzt hatte, schaute er sich um, um zu sehen, welche Wirkung seine Lektüre bei den Zuhörern hinterlassen hatte.

Einen Augenblick lang blickte Ernest Truman in verblüffte Gesichter ringsum. Ivan Austin stand da mit offenem Mund. Alice May Cling hielt sich am Arm ihrer Freundin fest. Rusty Nales atmete tief aus und stieß bedeutungsvoll hervor: «Mensch! Wer hätte das gedacht?» Eva Brick, die junge Frau, die die Glasröhren verpackte, lächelte geheimnisvoll, wandte sich an ihre Freundin Ivy Covrd und sagte: «Sieh einer an! Also hat Lobsang Rampa wieder einmal Recht gehabt. Ich bin so erleichtert!»

R. U. Crisp hatte dennoch das letzte Wort: «Zurück an die Arbeit, Leute, ihr habt euren Spaß gehabt. Zurück an die Arbeit. Zeit ist Geld!» Darauf begab sich die Belegschaft einzeln oder zu zweit so langsam wie möglich zurück an die Arbeit, während sie dabei so schnell wie möglich über die Sache diskutierten.

Die Rast am Rand des Lhasatals, wo der Pfad hinab ins Tiefland führte, war ebenfalls beendet. Der Lama und der Akoluth erhoben sich, um sich auf die Weiterreise auf den widerstrebenden Ponys vorzubereiten.

Einmal mehr mieden die Ponys den Jungen. Sie trieben sogar ihren Spott mit ihm, indem sie sich nur knapp, aber nur ganz knapp, außerhalb seiner Reichweite aufhielten und ihm selbst bei seinen entschlossensten Versuchen, sie zu fassen, geschickt auswichen. Schließlich trat der Lama erneut vor, und die Ponys kamen auf ihn zugelaufen wie fromme Lämmer. Einmal mehr stiegen der Lama und der Akoluth auf, nahmen ihre Bündel an sich und ritten den Pfad hinunter.

Der Lama ritt voraus. Etwa fünfzig Meter hinter ihm folgte der Akoluth, der vom Glück begünstigt war, weil sein Pony seinem Freund folgen wollte, da der Akoluth wenig Kontrolle über sein Pferd hatte. Die Reise führte sie weiter zwischen hoch aufragenden Felsen und an den Rändern gewaltiger Abgründe entlang. Nach und nach näherten sie sich dem Fluss des Glücks. Hier wurde er Yaluzangbujiang genannt, doch sobald er Tibet verließ und eine scharfe Kurve durch das Gebirge vollzog, wurde er zum mächtigen Brahmaputra, dessen Volumen und Kraft zunahmen, bis er sich schließlich in den Golf von Bengalen ergoss und zu einem der wichtigsten Flüsse Indiens wurde. Jetzt jedoch war er der Fluss des Glücks, gespeist von drei Quellflüssen in Tibet. Diese vereinten sich in Lhasa, im Tal von Lhasa, und wurden im weiteren Verlauf von zahlreichen Nebenflüssen aus dem Lhasatal gespeist. Unzählige Quellen entsprangen am Fuße des Eisenbergs und am Fuße des Potala und bildeten den See des Schlangentempels, den Weidenteich und die umliegenden Sümpfe, bevor sie sich langsam in den Fluss des

Glücks ergossen. Jetzt, an den abfallenden Hängen jenseits des Lhasatals, wurde der Fluss breiter und stärker.

Der Lama und der Akoluth setzten ihre Reise fort, drei Tage, vielleicht auch vier – man verliert das Zählen der Tage in einem Land, wo Zeit keine Rolle spielt, wo es keine Uhren, keine Armbanduhren gibt, nichts außer dem Sonnenstand und den Mondphasen, um die Tage und Monate zu bestimmen.

Sie stiegen von den höher gelegenen Gebirgsplateaus hinab ins Tiefland, wo die Rhododendronbäume gewaltige Ausmaße erreichten und die Blüten eine flammende Farbenpracht bildeten. Jede Blüte erreichte die Größe eines ordentlichen Kohlkopfes, und die Bäume selbst wurden vielleicht sieben bis neun Meter hoch. Hier wuchsen aber auch noch viele andere Pflanzen und Bäume. Die Luft war schwül, feucht und heiß, denn sie staute sich in einer felsigen Schlucht, in einer tiefen Spalte. Auf der einen Seite ragte die Felswand hoch, und auf der anderen, der rechten Seite, tobte der reißende Fluss, der brüllte und kreischte, während er durch Schluchten schoss und immer wieder über etwa dreißig Meter hohe Felskanten in tiefe Wasserbecken hinabstürzte.

Immer wieder mal mussten der Lama und der Akoluth den Fluss überqueren, erneut überqueren und noch einmal überqueren, über höchst wackelige Brücken, die aus Pfählen bestanden, die an Lianen oder langen Schlingpflanzen aufgehängt waren. Schlingpflanzen, die so biegsam wie ein Seil und so stark wie das Mutterholz waren. Jedes Mal mussten den beiden Ponys die Augen verbunden werden, und sie mussten vorsichtig über die Brücken geführt werden, denn kein Pony oder Pferd würde solch gefährliche, behelfsmäßige Brücken freiwillig überqueren.

Der junge Akoluth lief wackelnd über eine Brücke und rieb sich jammernd seinen Hintern. «Oh, ehrwürdiger Lama», klagte er, «jetzt, nachdem ich diese Tage geritten bin, kann ich gut verstehen, warum die Händler, die nach Indien reisen und zurückkehren, einen so eigentümlichen Gang haben.»

Endlich, drei oder vier Tage später, mit aufgebrauchter Gerste und von Hunger geplagt, kamen sie in Sicht eines kleinen Lamaklosters, das tief unten im Tal eingebettet lag. An dessen Rückseite stürzte ein Wasserfall über eine Felskante, und von dort floss ein Bach an dem kleinen Lamakloster vorbei und weiter stromabwärts auf seiner endlosen Reise zum Golf von Bengalen.

Vor dem Lamakloster waren etwa fünfzig oder sechzig Mönche versammelt, die erwartungsvoll hinaufschauten und sich mit der Hand die Augen gegen die Sonne abschirmten. Schließlich, als der großgewachsene Lama in ihr Blickfeld ritt, huschten freudige Willkommenslächeln über ihre Gesichter, und der Abt trat mit freudigen Rufen auf ihn zu. Mönche griffen nach den Zügeln der Ponys und halfen dem Lama und dem jungen Akoluth beim Absteigen.

Der junge Akoluth spielte sich hier etwas auf; war er nicht einer der Akoluthen vom Potala im heiligen Lhasa? War er nicht Teil der Elite der Elite? War er nicht derjenige, der den großen, ehrwürdigen Lama begleitete – jenen Lama, der hierhergekommen war, um die Mönche und Lamas dieses Klosters zu unterweisen? In diesem Fall gebührte ihm «selbstverständlich» den größten Respekt, oder wenigstens der Respekt, der einem Junior-Lama zustand. So brüstete er sich und stolzierte herum, bis ihm einfiel, dass er hungrig war.

Der Abt unterhielt sich angeregt mit dem Lama, dem Lama vom höchsten Zentrum lamaistischer Gelehrsamkeit. Dann, aus einem plötzlichen Impuls heraus, begab sich die Gruppe ins Lamakloster, wo heißer Tee und Tsampa bereitstanden. Der junge Akoluth nahm einen kräftigen Schluck Tee und dachte, die Welt ginge unter. Er hustete, prustete und spuckte den Tee in alle Richtungen.

«Oh, Heiliger Lama!», rief er entsetzt. «Schnell, helfen Sie mir!»

Der Lama eilte rasch zu ihm und sagte: «Du brauchst keine Angst zu haben, dir ist nichts passiert. Denk daran, wir befinden uns hier viel tiefer und deshalb ist der heiße Tee heißer. Was ich dir damit zu sagen versuche, ist, dass der Siedepunkt des Wassers in Lhasa im Vergleich zu hier recht

niedrig ist. Hier musst du ein wenig warten und den Tee nicht sofort trinken. Trink jetzt noch einmal, die Temperatur sollte inzwischen merklich gesunken sein.»

Mit diesen Worten und lächelnd kehrte er zu seiner Diskussion mit dem Abt und einigen der örtlichen Lamas zurück. Der Akoluth, der sich ziemlich albern fühlte, hob vorsichtig seine Trinkschale auf und trank dieses Mal sehr behutsam. Ja, der Tee war wirklich heiß, heißer als alles, was er je getrunken hatte – doch gerade das machte ihn so angenehm. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit dem Tsampa zu, das ebenfalls heiß war – das erste heiße Tsampa, das er in seinem Leben gegessen hatte.

Aber bereits erschallten die Posaunen, und die Klänge der Muschelhörner ertönten. Wolken von Weihrauch strömten aus der Tür des Tempels, und aus der Nähe war der tiefe Klang lamaistischer Stimmen zu vernehmen, während Mönche und Lamas ihre Abendandacht begannen, zu der sich der hohe Lama und der Akoluth nun aufmachten.

In dieser Nacht wurde viel geredet: Gespräche über die Vorkommnisse in Lhasa, Geschichten, die die Händler aus Indien mitgebracht hatten und die sie den Mönchen erzählten, die sie wiederum den Lamas weitererzählten. Daraus ergaben sich lebhafte Gespräche zwischen den Lamas und den Akoluthen dieses kleinen Lamaklosters. Es wurden Geschichten von den Teepflanzern in Assam erzählt, Geschichten von Händlern aus Bhutan und natürlich die unvermeidlichen Berichte über die Chinesen – über ihre Schurkereien, ihre Verrätereien und darüber, wie sie in den kommenden Jahren in dieses Land einmarschieren würden. Die Gespräche gingen endlos weiter. Hier ging die Sonne früh unter, und tiefe Dunkelheit legte sich über diesen finsteren Taleinschnitt.

Hier war es in der Nacht viel lauter. Es gab viel mehr Vögel und Tiere als in der unmittelbaren Umgebung von Lhasa. Hier befanden sie sich im Tiefland, und der junge Akoluth hatte große Mühe zu atmen. Er fand die Luft zu feucht, zu dick. Es war ihm, als würde er in Luft ertrinken, und

unruhig lief er umher. Es war ihm unmöglich, in der beengten Unterkunft des gemeinschaftlichen Mönchschlafsaals Schlaf zu finden.

Draußen im Freien lag ein angenehmer Duft von Blumen, der vom kühlen Nachtwind herangetragen wurde. Tiere riefen, und Nachtvögel flogen auf und zeichneten sich als dunkle Schatten gegen den dunklen Himmel ab. Zu seiner Linken stürzte der Fluss des Glücks über eine Felskante und rauschte in einer Gischt aus weißem Schaum und Sprühregen hinab, riss eilig Steine und Kiesel mit sich, um schließlich, nach langer Reise, ins Meer zu gelangen. Der junge Knabe saß auf einem Stein neben dem Wasserfall und dachte an all die Dinge, die ihm schon widerfahren waren. Er dachte an sein Leben im Chakpori, er dachte an sein Leben im Potala – und nun, morgen, dachte er, würde er an den Unterweisungen seines geliebten Lehrers über das Atmen teilnehmen.

Plötzlich wurde die Nacht noch dunkler, der Wind frischte auf und, feucht wie er war, schien er bis auf die Knochen zu dringen. Zitternd erhob sich der Junge und eilte ins Lamakloster, um sich schlafen zu legen.

Das Licht des neuen Tages erreichte dieses kleine Lamakloster viel langsamer, da es versteckt in einem geschützten Tal lag. Von allen Seiten war es von hochaufragenden, dicht mit subtropischer Vegetation bewachsenen Felsen umgeben – denn in diesem Tal mit seiner eingekesselten Atmosphäre stiegen die Temperaturen rasch an, und das Sonnenlicht erreichte das Tal erst gegen Mittag. Hier herrschte eine düstere, dunstige Dunkelheit.

Hoch über ihm zeigte sich der Himmel in einer durchscheinenden Helligkeit, dem Licht des neugeborenen Tages. Jetzt leuchteten die Sterne nicht mehr hell, und die Strahlen des untergehenden Mondes waren verblasst. Alles war hell, und doch empfand der junge Akoluth die Luft in diesem Tal als bedrückend und stickig. Er hatte das Gefühl, als würde er in der feuchten Luft ersticken. Er stand auf, verließ den Schlafsaal und trat hinaus in ein für ihn graues Tageslicht. Graues Licht sickerte durch Dunst oder Nebel, ein Grau, das durch die aufspritzende Gischt noch verstärkt wurde und bei dieser Düsternis keine schillernden Regenbögen zeigte.

Der junge Akoluth fühlte sich allein in einer schlafenden Welt. Er dachte, wie faul sie hier unten in diesem ruhigen, religiösen Nest doch waren. So wanderte er hinüber und setzte sich neben den Wasserfall. Dort dachte er über einiges nach, was er im Potala und im Chakpori gelernt hatte. Er dachte an das, was er über die Atmung gelernt hatte, und daran, dass es heute noch mehr darüber zu lernen geben würde. Also beschloss er, nun einige Atemübungen zu machen.

Er setzte sich kerzengerade hin, hielt die Wirbelsäule gestreckt und atmete tief ein und aus – einmal, dann noch einmal. Er strengte sich sehr an und gab sich größte Mühe. Plötzlich stellte er fest, dass er seinen Körper verlassen hatte, und er erlebte ein höchst merkwürdiges Gefühl. Das nächste, was er wahrnahm, war, dass er auf dem Boden lag und der hohe Lama sich über ihn beugte.

«Junge», sagte die Stimme des Lamas, «hast du schon alles vergessen, was ich dir gesagt habe? Denk daran: Hier ist die Luft dichter als die, an die du gewöhnt bist. Ist dir nicht klar, dass du bei deiner Übung zu viel Sauerstoff aufgenommen und dich dadurch selbst berauscht hast?»

Er spritzte dem jungen Akoluth kaltes Wasser ins Gesicht und auf den rasierten Kopf, was ihn vor Grausen erschauern ließ. Nun musste er sich abtrocknen!

«Ich habe dich gewarnt», sagte der Lama, «dass man das tiefe Atmen am Anfang nicht übertreiben darf. Selbst wenn es nützlich erscheint, sollte man es nicht übertreiben. Natürlich hast du es in der dickeren Luft geübt und dich mächtig ins Zeug gelegt – ich habe dich vom Fenster aus gesehen! Deine Lunge hoben und senkten sich wie Blasebälge. Na ja, ich bin gerade noch rechtzeitig gekommen – sonst wärst du in die Schlucht gestürzt, und dann hätte ich niemanden mehr gehabt, der die Ponys amüsiert. Aber komm, steh auf, wir wollen ins Lamakloster zurückgehen.»

Der Lama beugte sich hinunter und half dem Jungen auf. Gemeinsam gingen sie ins Lamakloster zurück. Der Junge fühlte sich beim Anblick des bereits zubereiteten Tees und Tsampa schon viel besser, und er freute sich

noch mehr, als er einige andere Dinge entdeckte: Früchte, die ihm unbekannt waren.

«Oh!», sagte er zu einem anderen Jungen in seiner Nähe. «Wir haben nichts dergleichen in Lhasa. Bei uns gibt es nur Tee und Tsampa – sonst gar nichts.»

Der Junge lächelte und erwiderte: «Oh, wir leben hier ganz gut.» Stolz fügte er hinzu: «Die Bauern bringen uns für unsere Dienste ihre Gaben, weißt du. Wir gehen zu ihnen, sprechen ein oder zwei Segnungen aus und bekommen dafür Früchte oder Gemüse. Das bringt etwas Abwechslung zum ewigen Tsampa. Ich bin lieber hier als in Lhasa – hier sind die Bedingungen viel entspannter.»

Sie setzten sich mit überkreuzten Beinen auf den Boden vor die kleinen Tische und nahmen ihre Schalen, um Tee und Tsampa hineinzufüllen. Eine Zeit lang herrschte Stille, abgesehen von der Stimme des Vorlesers, der von einem erhöhten Podest aus den Speisesaal überblickte und während der Mahlzeiten aus den Heiligen Schriften vorlas, weil man es nicht als angemessen erachtete, wenn Mönche dem Essen zu viel Aufmerksamkeit schenkten.

«Sei vorsichtig mit diesen Früchten», flüsterte der Junge, mit dem der junge Akoluth zuvor gesprochen hatte. «Wenn du zu viele davon isst, wirst du dich wundern, was dann in deinem Inneren passiert. Nicht das Hinunterschlucken bereitet Probleme, sondern die Nachwirkungen.»

«Oh!», rief der junge Akoluth bestürzt aus. «Ach, wirklich! Ich habe bereits fünf davon gegessen. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, fühle ich mich tatsächlich ein wenig seltsam.»

Der Junge, der ihn gewarnt hatte, lachte und griff selbst noch einmal nach einer Frucht.

Endlich hatten alle aufgegessen und der Vorleser seine Lesung beendet. Der Abt erhob sich und erklärte, dass bei dieser Gelegenheit der große ehrwürdige Lama aus Lhasa, aus dem Allerheiligsten, dem Potala, eigens gekommen sei, um einen Vortrag über Atmung und Gesundheit zu halten, und dass anschließend jeder, der gesundheitliche Probleme habe, eingeladen sei,

die Angelegenheit mit dem Lama aus Lhasa zu besprechen. Dann verließen alle der Reihe nach den Speisesaal und begaben sich in den eigentlichen Tempel, wo mehr Platz war.

Der Lama bat alle, sich bequem hinzusetzen. Die kleinen Jungen saßen vorne, dahinter die jungen Mönche und weiter hinten die Lamas. Alle saßen in geordneten Reihen.

Eine Zeit lang gab der Lama grundlegende Anweisungen. Dann sagte er: «Ich möchte noch einmal betonen, dass es keinesfalls notwendig ist, im Lotossitz oder in irgendeiner anderen Position zu sitzen, die unbequem ist. Man sollte jederzeit eine Sitzhaltung einnehmen, in der die Wirbelsäule aufgerichtet ist, denn nur dann kann man den größten Nutzen daraus ziehen. Vergesst außerdem nicht, dass man bei Tage mit nach oben gerichteten Handflächen dasitzen muss, um die guten Einflüsse der Sonne aufzunehmen. Nach Sonnenuntergang jedoch sollt ihr die Handflächen nach unten richten, da ihr dann unter den Einfluss des Mondes tretet.

Lasst uns das noch einmal wiederholen: Ihr müsst zuerst euren Puls finden. Legt eure Finger auf euer linkes Handgelenk, um euren Puls zu messen und festzustellen, wie lange ihr ein- oder ausatmen könnt. Der Durchschnitt liegt bei eins, zwei, drei, vier (Einatmung) und eins, zwei, drei, vier (Ausatmung). Zählt dies sechs- oder siebenmal laut vor euch hin und prägt euch dann den Pulsschlag fest ein, sodass ihr ihn auch ohne direktes Fühlen spüren könnt. Das wird einige Tage Übung erfordern. Wenn ihr ein paar Tage geübt habt, werdet ihr feststellen, dass ihr euren Puls als eine Vibration in eurem Inneren wahrnehmen könnt – ohne ihn am Handgelenk ertasten zu müssen.

Vor allem müsst ihr natürlich immer mit geschlossenem Mund einatmen. Atmet tief ein und zählt dabei bis vier. Es ist sehr wichtig, dass ihr absolut gleichmäßig und ohne jedes Stocken atmet. Anfänger neigen dazu, in vier Takten einzuatmen, was schädlich ist. Ihr müsst während des Zählens, also beim innerlichen Zählen bis vier, ruhig und gleichmäßig einatmen. Wenn ihr auf vier gezählt habt, sollten eure Lunge vollständig mit Luft gefüllt sein.

Dann atmet ihr beim Abzählen von vier Pulsschlägen wieder aus. Übt dies eine Zeit lang, und nach einigen Tagen werdet ihr in der Lage sein, länger als vier Pulsschläge einzuatmen – vielleicht sechs oder sogar acht. Aber zwingt euch nie dazu; macht es immer so, dass es euch angenehm bleibt und im Rahmen eurer Möglichkeiten liegt.»

Der Lama schaute sich um und beobachtete die kleinen Jungen, die Mönche und die Lamas, die alle mit nach oben gerichteten Handflächen dasaßen und in ihrem eigenen Rhythmus atmeten. Der Lama nickte zufrieden und hob die Hand, um die Übung zu beenden.

«Jetzt», sagte er, «gehen wir noch einen Schritt weiter. Wir machen genau dasselbe wie zuvor, doch jetzt müsst ihr nach dem Einatmen den Atem anhalten. Zuerst atmet ihr auf vier Herzschläge ein. Dann haltet ihr den Atem zwei Herzschläge lang an und atmet anschließend über vier weitere Herzschläge wieder aus. Der Zweck dieses besonderen Atmungsmusters ist es, das Blut zu reinigen. Es trägt außerdem dazu bei, den Gesundheitszustand von Magen und Leber zu verbessern, und es stärkt das Nervensystem – vorausgesetzt, die Übung wird korrekt ausgeführt. Vergesst außerdem nicht: unsere Grundübung lautet vier-zwei-vier. Das ist jedoch nur ein Richtwert – ihr sollt euch nicht sklavisch daran klammern. Euer persönlicher Rhythmus könnte genauso gut sechs-drei-sechs oder fünf-drei-fünf lauten. Wichtig ist, dass es genau das ist, was für euch am besten geeignet und am wenigsten anstrengend ist.»

Er stand da und beobachtete die Anwesenden, während sie einatmeten, ihren Atem anhielten und wieder ausatmeten. Er beobachtete, wie sie es zehn-, zwanzig- oder fünfundzwanzigmal wiederholten. Dann nickte er zufrieden und hob seine Hand.

«Jetzt wollen wir noch einen Schritt weitergehen. Ich habe besonders unter den jüngeren Männern Beispiele für schlechte Körperhaltung gesehen. Ihr Männer und Jungen hängt einfach nur so herum – das jedoch ist schlecht für eure Gesundheit. Wenn ihr geht, solltet ihr euch am Takt eures Herzschlags und eurer Atmung orientieren. Lasst uns das wie folgt üben: Zuerst

müsst ihr aufrecht stehen, das heißt weder nach vorne noch nach hinten gebeugt – sondern mit geschlossenen Füßen und geradem Rücken aufrecht stehen. Atmet zunächst so viel aus, wie ihr nur könnt, und presst jedes bisschen Luft aus eurer Lunge. Dann beginnt ihr zu gehen und nehmt gleichzeitig einen wirklich tiefen Atemzug. Es spielt keine Rolle, mit welchem Fuß ihr den ersten Schritt macht – ob zuerst mit dem linken oder dem rechten; wichtig ist, dass es ein wirklich tiefer Atemzug ist. Gleichzeitig macht ihr einen langsamen, gleichmäßigen Schritt. Ihr sollt im Takt eures Herzschlags gehen: ihr atmet über vier Herzschläge hinweg ein, und während dieser Zeit macht ihr vier Schritte. Dann macht ihr weitere vier Schritte, während ihr über vier Herzschläge hinweg ausatmet. Führt dies sechsmal hintereinander aus, aber denkt besonders daran: eure Atmung muss dabei absolut gleichmäßig bleiben. Ihr dürft nicht im Rhythmus eurer Schritte atmen, das heißt, ihr sollt nicht bei jedem Schritt Luft einsaugen. Ihr sollt so ruhig und fließend einatmen, wie ihr nur könnt.»

Der hohe Lama von Lhasa unterdrückte ein belustigtes Lächeln, während er die Jungen, die Mönche und die Lamas beobachtete, wie sie herumgingen und versuchten, die Atemübung auszuführen. Als er zufrieden war, dass sie es korrekt machten, sagte er: «Lasst uns nicht vergessen, dass es viele Arten des Atmens gibt, und dass wir so atmen müssen, wie es eine bestimmte Aufgabe erfordert. Atmen bedeutet mehr, als nur die Lunge mit Luft zu füllen. Richtiges Atmen kann uns erfrischen und sogar unsere Organe stärken. Die Atemmethode, die ich euch gezeigt habe, ist als die ‹vollständige Atemmethode› bekannt. Es reinigt das Blut und trägt zur Gesundheit des Magens und anderer Organe bei und hilft sogar gegen Erkältungen.»

Er hielt inne, sah sich nach einigen Schnupfnasen um und fuhr dann fort: «Hier im Tiefland Tibets sind Erkältungen weit verbreitet, und es scheint, als habe man bislang nicht viel dagegen unternommen. Mit der richtigen Atemmethode, die ich euch beigebracht habe, könnt ihr Erkältungen vorbeugen. Jetzt kommt noch eine weitere Methode hinzu, bei der ihr den Atem

länger als gewöhnlich anhaltet. Setzt euch bitte wieder hin – mit aufrechter Wirbelsäule und entspanntem Körper.»

Er stand da und wartete, während die Männer sich wieder setzten, ihre Roben herrichteten und mit den Handflächen nach oben gerichtet dasaßen. Dann fuhr er fort:

«Als Erstes macht ihr die ‹vollständige Atemmethode›, also das, was wir bisher geübt haben. Dann haltet ihr die Luft so lange an, wie ihr könnt, ohne euch dabei anzustrengen. Danach atmet ihr kräftig durch den offenen Mund aus, so als wäre die Luft widerlich, als würdet ihr versuchen, sie so heftig wie möglich von euch wegzustoßen. Also, lasst es uns noch einmal durchgehen: Zuerst atmet ihr über vier Herzschläge ein. Dann haltet ihr die eingeatmete Luft so lange wie möglich an, ohne dabei ein Unbehagen zu verspüren. Anschließend stoßt ihr die Luft so kräftig wie möglich durch den offenen Mund aus. Ihr werdet feststellen, dass sich eure Gesundheit spürbar verbessert, wenn ihr diese Übung einige Male wiederholt.»

Der Lama stand da und beobachtete seine Schüler, um sich zu vergewissern, dass sie die Atemübungen korrekt ausführten. Dann erblickte er einen älteren Mann, dessen Gesicht bläulich anlief. Er eilte zu ihm hin und sagte: «Mein Bruder, du hast dich zu sehr angestrengt. All diese Übungen müssen auf natürliche und einfache Weise durchgeführt werden. Es darf dabei weder Anstrengung noch Mühe entstehen. Atmen ist etwas Natürliches, und wenn es Mühe bereitet oder Anstrengung kostet, dann erzielt man keine guten Ergebnisse mit dieser Atmung. Du, mein Bruder, wendest den falschen Rhythmus an. Du versuchst, mehr Luft aufzunehmen, als es deine Lunge in deinem Alter vermag. Sei vorsichtig und führe alles leicht und ohne Anstrengung aus, dann wirst du dich besser fühlen.»

So führten am Morgen die Jungen, die Mönche und die Lamas ihre Atemübungen durch. Endlich, zur Freude des jungen Akoluthen, waren die Übungen beendet, und er und die anderen durften wieder nach draußen gehen, wo die Mittagssonne inzwischen ins Tal hinabstrahlte, die Dunkelheit erhellte und leider auch die Hitze weiter ansteigen ließ. Insekten schwirrten

emsig umher, und der arme junge Akoluth sprang immer wieder auf, als ihn Insekten, an die er nicht gewöhnt war, an höchst empfindlichen Stellen seiner Anatomie stachen.

Kapitel 7

Lady St. John de Tawfe-Nause aus Hellzapoppin Hall saß in einsamer Pracht am Kopfende eines riesigen Tisches in ihrem Frühstücksraum. Penibel drehte sie eine dünne Scheibe Roggentoast zwischen ihren Fingerspitzen. Vornehm hob sie eine Tasse Tee an ihre wohlgeformten Lippen, stellte sie jedoch kurzentschlossen wieder auf den Unterteller ab und eilte zu ihrem reich verzierten Sekretär hinüber. Sie wählte ein Blatt Briefpapier mit dem Wappen eines berühmten normannischen Ahnherrn (der tatsächlich Guillaume hieß!), das einen kahlköpfigen, aufrechtstehenden Kuckuck zeigte (verliehen, weil jener Ahne ein wenig «verrückt» war und stets blindlings in etwas hineinrannte). Dann begann sie mit einem Füllfederhalter zu schreiben, den sie einst einem Bediensteten des Duke of Wellington entwendet hatte, der ihn seinerseits aus einer Schenke nahe der Fleet Street mitgehen lassen hatte. Sie schrieb:

Also Sie sind der Autor von ‹Das dritte Auge›. Ich wünsche, Sie zu sehen. Treffen Sie mich in meinem Club und tragen Sie unbedingt zivilisierte westliche Kleidung. Ich muss meine Position wahren…

Bertie E. Cutzem, einer der angesehensten Chirurgen Englands, Mitglied fast aller Gelehrtengesellschaften, Freund von diesem und jenem, Lebemann, angesehenes Clubmitglied und Verfechter der Privilegien der privilegierten Klassen, saß in seinem Büro und stützte das Kinn auf die Hand. Schließlich, nach langem Sinnieren, griff er nach einem diskret mit einem Monogramm versehenen Blatt Papier und begann zu schreiben:

Ich habe gerade ‹Das dritte Auge› gelesen, und ich weiß, dass alles, was Sie schreiben, wahr ist. Mein Sohn hat ausgeprägte okkulte Fähigkeiten, und er weiß aus anderen

Quellen, dass Sie die Wahrheit sagen. Ich möchte Sie gerne treffen, aber bitte senden Sie mir diesen Brief zurück, da mich sonst meine Kollegen auslachen würden…

Der wohlhabende kalifornische Filmemacher saß in seinem palastähnlichen Büro, umgeben von seinem fast nackten Harem. Sylva Skreen war inzwischen ein bekannter Name. Jahre zuvor war er aus Griechenland in die Staaten gekommen. Wie heißes Fett lief er davon, als es ihm in Griechenland zu brenzlig wurde. Die Polizei wollte ihn ins «Kittchen» stecken. Also türmte er nach Amerika und landete in Frisco (San Francisco, Anm. d.Ü.) mit leeren Hosentaschen und Löchern in den Schuhsohlen. Seine Seele war allerdings auch nicht besser dran.

Jetzt saß der große Mann, Sylva Skreen, in seinem Büro und versuchte, eigenhändig einen Brief zu schreiben, statt wie üblich seine Sekretärin mit dem Tippen zu betrauen. Untätig saß er da und drehte an seinem massiven, goldenen Füllfederhalter herum, der mit Diamanten besetzt war und am oberen Ende einen enorm großen Rubin trug. Mit verzogenem Gesicht mühte er sich mit seinem gebrochenen, nein, bruchstückhaften Englisch ab. Schließlich, als die Ungewissheit unerträglich wurde, griff er nach einem farbenprächtigen Blatt Papier und begann zu schreiben.

Im Grunde forderte der Brief nur die Anwesenheit des Autors von «Das dritte Auge», damit sich der große griechische Gott der Silberleinwand die Zukunft vorhersagen lassen und vielleicht auch sein Vermögen mehren konnte. Er legte auch das Geld für den Rückflug bei. Nur unter extremem Widerwillen stellte er einen Scheck aus und steckte ihn in den Umschlag. Ein Laufbursche machte sich sofort auf den Weg, um das Schreiben auf die Reise zu schicken.

Sylva Skreen saß grübelnd in seinem Büro. Das fehlende Geld schmerzte ihn sehr in seiner Brieftasche. «Was habe ich nur getan?», schrie er. «Mein Geld ist weg! Ich muss verrückt gewesen sein. Egal, jetzt muss ich klug vorgehen.» Er hievte seinen stattlichen Bauch hoch, stützte ihn auf dem teuren Schreibtisch ab und rief rasch seine Sekretärin.

«An den Autor von ‹Das dritte Auge›», diktierte er. «Sie haben mein Geld. Ich brauche Sie nicht. Es ist mein Geld, das ich zurückhaben will. Und wenn Sie mir mein Geld nicht sofort zurückschicken, erzähle ich der Presse, dass Sie es mir abgeknöpft haben – also sorgen Sie dafür, dass ich mein Geld umgehend wiederbekomme!»

Ein Angestellter beeilte sich, das Schreiben an den Autor möglichst rasch auf den Weg zu bringen. Schließlich, nach endlos scheinender Wartezeit, denn die Post ist bekanntlich langsam, konnte Sylva Skreen, der Grieche, seine schmierigen Hände an dem zurückerhaltenen Geld reiben.

Im weit entfernten Uruguay erhielt der Autor vieler Bücher einen Brief aus Seattle, den USA. In diesem Schreiben eines sehr wohlhabenden Mannes hieß es:

Ich habe gehört, dass Sie nach Nordamerika zurückkehren möchten, aber nicht das Geld für die Überfahrt haben. Ich möchte Ihnen daher ein sehr gutes Angebot unterbreiten. Ich werde Ihre Reise nach Seattle bezahlen und Sie für den Rest Ihres Lebens bei mir aufnehmen. Sie werden ein Zimmer und Verpflegung erhalten. Viel Kleidung werden Sie wohl nicht brauchen. Als Gegenleistung müssen Sie mir jedoch alles übertragen, was Sie besitzen, und mir sämtliche Buchrechte rechtsgültig überschreiben. Dann werde ich Ihre Bücher vermarkten und die Tantiemen zur Deckung Ihrer Unterbringung einbehalten.

Der Autor stieß auf unsägliche Weise ein unsägliches Wort über diese unsägliche Person aus.

Die Tür bebte unter einem donnernden Klopfen. Das Klopfen wiederholte sich, als sie nicht sofort geöffnet wurde. Eilende Schritte waren zu vernehmen und das Geräusch der sich öffnenden Tür. «Ik nur mal wollen gucken, ja?», sagte eine dumpfe, kehlige Stimme. «Ik wegen Lama gekommen bin zu sehen. Mich du reinlassen sollen, ja?» Ein Stimmengewirr war zu hören, und eine der Stimmen wurde immer lauter: «Meine Freundin, sie sagen, du gehen,

sie sagen. Du sagen, Lama sehen wollen, sie sagen. Ik vor seiner Haustüre werde wohnen und gleik da bleiben. Du ihm sagen, Vilhemina Cherman hier, ja?»

Mitternacht in Montreal. Auf der anderen Seite des Wassers spiegelten sich die Lichter der Hochhäuser von Drapeau's Dream im glatten Wasser des Hafens. Bewegungslos lagen die Schiffe vor Anker und erwarteten ruhig den Anbruch eines neuen Tages. Links, wo das Windmill-Hafenbecken Liegeplätze für die Schlepperboote bot, wurde das Wasser plötzlich aufgewühlt, als sich ein kleines Boot auf den Weg machte, um einen spät eintreffenden Frachter abzuholen. Zuoberst auf dem höchsten Gebäude sandte ein Leuchtturm seine rotierenden Lichtstrahlen in den Nachthimmel. Ein Düsenflugzeug pfiff über die Stadt, als es die Grenzen des internationalen Flughafens hinter sich ließ.

Mitternacht in Montreal. Die Hausgemeinschaft lag in tiefem Schlaf. Ein Schlaf, der plötzlich jäh vom unaufhörlichen Läuten der Türklingel unterbrochen wurde. Schnell wurden Kleider übergezogen und die Tür geöffnet. Nur ein dringender Notfall konnte ein solch langes Klingeln zu dieser Stunde rechtfertigen, oder?

«Rampa?», fragte eine barsche französisch-kanadische Stimme. «Wohnt ein Dr. Rampa hier?»

Zwei großgewachsene Männer drängten sich in die Wohnung und standen da und schauten sich um.

«Polizei. Betrugsdezernat», sagte einer schließlich.

«Wer ist dieser Dr. Rampa? Was macht er? Wo ist er?», fragte der andere.

Fragen über Fragen über Fragen. Doch dann folgte eine Gegenfrage: «Was wollen Sie? Weshalb sind Sie hier?»

Die zwei Polizisten schauten einander verdutzt an. Der ältere der beiden schritt, ohne um Erlaubnis zu bitten, zum Telefon und wählte eine Nummer. Es folgte ein schneller, hastiger Wortwechsel auf Französisch, in der Variante, wie sie in Kanada gesprochen wird. Schließlich wurde der Hörer

aufgelegt, und der ältere Polizist sagte: «Oh, uns wurde nur mitgeteilt, hierherzukommen. Wir erhielten den Funkspruch in unserem Streifenwagen. Uns wurde nicht erklärt, warum. Jetzt sagt der Polizeichef, ein Mann aus Alabama habe ihn angerufen und ihm aufgetragen, Dr. Rampa auszurichten, er solle ihn umgehend zurückrufen. Es sei dringend. Tun Sie das jetzt – sofort!»

Unruhig standen die zwei Polizisten da, schauten einander an und traten von einem Bein auf das andere. Schließlich sagte der Ältere: «Wir gehen jetzt, und Sie rufen unverzüglich an, ja?» Sie machten kehrt und stapften aus der Wohnung. Kurz darauf war das Geräusch ihres Streifenwagens zu hören, wie er startete und mit deutlich überhöhter Geschwindigkeit die Straße entlangbrauste. Wenig später klingelte das Telefon.

«Hier spricht der Polizeichef. Haben Sie schon angerufen??? Der Mann hat gesagt, es sei dringend – es gehe um Leben und Tod.» Es machte Klick, und das Gespräch war beendet.

Ein Brief purzelte herein zusammen mit etwa siebzig anderen. Das Kuvert hatte einen grellen Malventon und war vorne und hinten mit unwahrscheinlichen Blumen bedruckt. Der aufgefaltete Briefbogen hatte dieselbe schreckliche Farbe, schlimmer noch, rundum am ganzen Rand entlang schlängelte sich ein Blumengewinde. «Gott ist Liebe!», verkündete ein Spruchband am oberen Rand. Der Autor rümpfte die Nase über den Gestank, der ihm von dem Brief entgegenschlug. Der sogenannte «Duft» müsse von einem kranken Stinktier stammen, das nach dem Fressen gestorben war, dachte er. In dem Brief stand:

Ich bin Tante Macassar. Ich bin Wahrsagerin und tue viel Gutes (fünf Dollar pro Frage oder eine großzügigere Spende). Ich habe Ihre Bücher gelesen und möchte, dass Sie mein spiritueller Lehrer werden. Das wäre für meine Werbung von unschätzbarem Wert. Bitte senden Sie mir schnell Ihr Einverständnis, denn ich möchte es umgehend bekannt machen.

Ein weiterer Brief ließ keinen Zweifel an der Empörung:

Rampa ist kommerziell geworden! Ich weiß, dass Sie ein Schwindler sind, weil Sie Geschäfte machen und Geld verdienen.

Der arme, bedauernswerte Autor lehnte sich in seinem Bett zurück und versuchte, diese Logik zu begreifen; bedeutete das, dass alle Menschen, die im Geschäftsleben stehen, Schwindler sind? Oder wie?

«Na schön», dachte er, «ich werde das in meinem nächsten Buch klarstellen.»

Meine Damen und Herren, Kinder und Katzen aller Art – bitte hören Sie diese Erklärung, Verkündung und Bekanntmachung:

Ich, Tuesday Lobsang Rampa, verwende meinen eigenen, gesetzlich anerkannten und einzigen Namen und erkläre hiermit: Ich habe KEINE geschäftlichen Interessen. Ich betreibe keinerlei Geschäfte, abgesehen von meiner Tätigkeit als Autor. Ich werbe NICHT für Räucherstäbchen, Versandhandelsfirmen oder ähnliches. Einige Leute werben mit Bezeichnungen wie «Das dritte Auge», doch ich habe ein BUCH mit diesem Titel geschrieben – und nicht eine Versandhandelsfirma gegründet. Und eine solche Firma unterstütze ich auch NICHT.

Meine Damen und Herren, Kinder und Katzen aller Art. Ich habe weder Schüler noch Studenten, auch keine Vertreter, Anhänger oder Zöglinge, keine geschäftlichen Interessen und keine anderen Agenten außer meinen literarischen Agenten. Ich habe auch keine Bücher geschrieben, die «von Verlegern wegen ihres verbotenen Wissens» abgelehnt wurden. Falls jemand versucht, Ihnen Ihr hart verdientes Geld aus der Tasche zu ziehen (ach, wenn ich das doch auch so einfach könnte, aber nein) dann seien Sie gewarnt – und zwar von mir.

Der Autor lehnte sich zurück und sann über die Schwierigkeiten nach, ein Autor zu sein.

Einer Leser schrieb:

Sie dürfen das Wort ‹lausig› nicht verwenden. Das ist eine schlechte Ausdrucksweise.

Ein anderer schrieb:

Sie dürfen das Wort ‹ich› nicht verwenden. Es verleitet Ihre Leser dazu, sich selbst zu stark mit Ihnen zu identifizieren. Das ist falsch!

Eine weitere Person beschwerte sich:

Sie dürfen sich nicht als ‹alter Mann› bezeichnen. Ich lese so etwas nicht gerne.

Und so flatterten die Briefe weiter ins Haus. Also lehnte sich der Autor (wer sonst?) in seinem Bett zurück, dachte über die Vergangenheit nach und machte sich vielleicht unnötig Sorgen um die Zukunft. Seine Gesundheit und manches andere verschlechterte sich…

Die Tür wurde aufgestoßen und ein wunderschöner Pelzknäuel sprang leichtfüßig auf das Bett, auf dem der Autor lag und über die Vergangenheit nachdachte.

«Hey, Boss!», sagte sie in ihrer besten telepathischen Siamesenkatzensprache. «Wie steht es mit dem Buch, das du angeblich schreiben wolltest? Du meine Güte! Du wirst ja nie fertig damit, wenn du nur an diese albernen Dummköpfe und Schönwetterfreunde denkst. Vergiss sie!», befahl sie streng.

Pummelkatze Taddy kam hereingeschlendert und ließ sich auf einem wandernden, sonnigen Fleck auf dem Boden nieder.

«Essen?», erkundigte sie sich. «Hat irgendjemand etwas von Essen gesagt?»

Der Autor lächelte beide an und sagte: «Also gut, ihr Katzen, wir müssen dieses Buch zu Ende bringen und außerdem noch einige der Fragen

beantworten, die täglich hereinkommen. Fragen über Fragen – nichts als Fragen! Also legen wir los.» Er griff nach der Schreibmaschine, die mit dem klemmenden «i» und hievte sie zu sich hinüber. «Na schön, wo habe ich bloß wieder diese erste Frage?»

Die Schwierigkeit besteht darin, dass ebenso wie Menschen Menschen hervorbringen, auch Antworten Fragen hervorbringen. Und je mehr Fragen beantwortet werden, desto mehr neue scheinen aufzutauchen. Hier ist eine Frage, die offenbar schon vielen Menschen Kopfzerbrechen bereitet hat. Die Frage lautet:

Was ist das Überselbst? Warum lässt mich das Überselbst so sehr leiden? Wie kann es überhaupt gerecht sein, dass ich so leiden muss, wenn ich doch gar nicht weiß, warum? Das Ganze ergibt keinen Sinn. Es zerstört meinen Glauben an die Religion. Es zerstört meinen Glauben an Gott. Können Sie mir das erklären?

Der Autor lehnte sich zurück und ließ den Blick über das vorbeifahrende Schiff schweifen. Wieder einmal lief ein Frachter aus Japan ein und brachte allerlei Waren. Doch so kam er mit seinem Buch nicht voran. Nur widerwillig wandte er sich ab und nahm die Arbeit wieder auf.

Ja, natürlich kann eine solche Frage beantwortet werden, doch zunächst müssen wir uns auf gewisse Grundlagen einigen. Man stelle sich nur vor, wir wollten mit einem Fisch, der in den Tiefen des Ozeans lebt, über die Gedanken und Empfindungen von Astronauten im Mondorbit sprechen. Wie könnten wir einem Fisch, der sein ganzes Leben am Meeresboden verbracht hat, verständlich machen, wie das Leben an der Oberfläche, an Land, aussieht? Wie sollten wir ihm das Leben in London, Montreal, Tokio oder gar in New York erklären – wo es ohnehin schon viele schräge Fische gibt? Und darüber hinaus: Wie könnten wir unserem Meeresgrundbewohner begreiflich machen, wie sich ein Raumschiff verhält, das den Mond umkreist? Es wäre so gut wie unmöglich, nicht wahr? Gehen wir also gedanklich einen anderen Weg und stellen uns etwas anderes vor.

Nehmen wir an, das Überselbst sei nicht länger das Überselbst, sondern einfach ein Gehirn. Es gäbe also viele Gehirne, die irgendwo in anderen Gefilden umherschweben. Eines von ihnen beschließt, etwas wissen zu wollen – es möchte etwas anderes erfahren als nur reine Gedanken. Mit «reinen» Gedanken ist gemeint, dass sie etwas Substanzloses sind und nichts mit Reinheit oder Unreinheit im moralischen Sinne zu tun haben.

Dieses besondere Gehirn verspürt also erste Regungen von Ehrgeiz. Es will Dinge wissen – es möchte erfahren, wie es auf der Erde ist. Ist die dreizehnte Kerze heißer als die zwölfte? Und was bedeutet überhaupt «heiß»? Und was ist eigentlich eine Kerze? Das Gehirn fasst den Entschluss, es herauszufinden, und sucht sich deshalb einen Körper. Vergessen wir für einen Moment, dass das Gehirn erst geboren werden muss – dieses Gehirn gelangt schließlich in einen Schädel, in eine dicke, knöcherne Hülle, in der es in einer speziellen Flüssigkeit eingebettet ist. Diese schützt es vor mechanischen Erschütterungen, hält es feucht und versorgt es mit Nährstoffen.

Nun gut, ein Gehirn ist völlig empfindungslos. Das heißt, wenn ein Chirurg am Gehirn operieren will, genügt es, eine örtliche Betäubung der Haut und des Gewebes außerhalb des Schädels vorzunehmen. Dann macht er fast rund um den Kopf einen Schnitt. Anschließend wird eine Säge benutzt, um durch die Schädeldecke zu sägen, die dann abgehoben werden kann – wie der obere Teil eines hartgekochten Eis. Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass Schmerzen nur in der Haut, im Gewebe und im Knochen wahrgenommen werden. Das Gehirn selbst ist schmerzunempfindlich. Hat der Chirurg den Schädeldeckel also geöffnet, kann er das Gehirn untersuchen, darin schneiden und Eingriffe vornehmen – und das ganz ohne weitere Betäubung.

Unser Gehirn gleicht dem Überselbst, denn es besitzt keine eigenen Empfindungen. Kehren wir also zu dem Gehirn im Schädel zurück, das Erfahrungen sammeln möchte. Dabei sollten wir uns jedoch vor Augen halten, dass wir das Gehirn hier nur als Sinnbild für das Überselbst verwenden –

ein Sinnbild für ein multidimensionales Wesen, das weitaus schwerer zu erfassen ist.

Das Gehirn möchte etwas mittels Sinneswahrnehmungen erfahren. Es ist blind, taub, kann nicht riechen und ist empfindungslos. Also werden viele «Marionetten» geschaffen. Eines dieser Marionettenpaare sind Erweiterungen in Form von Augen. Die Augen öffnen sich und das Gehirn erhält Eindrücke über die Augen. Wie wir alle wissen, kann ein Neugeborenes diese Eindrücke zunächst nicht einordnen. Es tastet umher und versteht offensichtlich nicht, was es sieht. Doch mit wachsender Erfahrung gewinnen die über die Augen aufgenommenen Eindrücke allmählich an Bedeutung für das Gehirn.

Aber das ließe sich noch verbessern. Wir wollen ja mehr als nur ein Bild sehen. Wir können zwar ein Objekt sehen, aber wie fühlt es sich an? Hat es einen Geruch? Gibt es ein Geräusch von sich? Weitere Marionetten werden eingesetzt, die sich Ohren nennen. Sie nehmen Schwingungen mit einer niedrigeren Frequenz auf, als es die Augen können. Es sind dennoch Schwingungen, genau wie beim Sehen. Doch die Ohren fangen diese Schwingungen auf, und mit Übung kann das Gehirn erkennen, dass sie eine Bedeutung haben. Sie können angenehme oder unangenehme Musik sein oder Sprache, eine Form der Kommunikation.

Schön und gut, aber nach dem Sehen und Hören bleibt die Frage: Wie riecht es? Am besten wäre es, eine weitere Marionette so zu formen, dass ein Riechorgan entsteht. Doch dann wünschte sich das arme, geplagte Überselbst, das wir hier das Gehirn nennen, bisweilen, es gäbe keinen Geruchssinn – je nachdem, welchen Duft die Frau trägt!

Gehen wir einen Schritt weiter – wie fühlt sich ein Gegenstand an? Begriffe wie «hart» und «weich» hätten für uns keinerlei Bedeutung, wenn wir sie nicht durch Empfindungen erfahren könnten. Daher setzt das Überselbst, oder in diesem Fall das Gehirn, weitere Marionetten ein: Arme, Hände, Finger. Wir haben einen Daumen und einen Zeigefinger, mit denen wir kleine Gegenstände aufheben können. Mit den Fingern streichen wir

über Gegenstände, um herauszufinden, ob sie leicht verformbar oder fest sind, ob sie weich oder hart sind. Auch ob etwas scharf oder stumpf ist, erfahren wir durch die Berührung mit unseren Fingern.

Manchmal gibt es Dinge, die weh tun. Wir berühren einen Gegenstand, und er verursacht ein höchst unangenehmes Gefühl. Er könnte heiß sein, eiskalt, scharf oder rau. Solche Empfindungen lösen Schmerzen aus – und die Schmerzen warnen uns, künftig vorsichtiger mit solchen Dingen umzugehen. Aber warum sollten die Finger sich selbst oder gar Gott anklagen, wenn sie doch nur ihre vorgesehene Aufgabe erfüllen: nämlich zu fühlen?

Ein Maurer kann vom ständigen Hantieren mit Ziegelsteinen raue Hände bekommen. Ein Chirurg hingegen entwickelt sehr feinfühlige Hände, da er in seinem Beruf besondere Fingerfertigkeit benötigt. Maurerarbeiten würden daher die Finger eines Chirurgen stark beeinträchtigen, während es für den Maurer ebenso schwierig wäre, Operationen durchzuführen – denn seine vom Maurerhandwerk abgehärteten Finger wären dafür zu grob.

Jedes Sinnesorgan muss Erfahrungen sammeln – und dabei auch Belastungen aushalten. Die Ohren etwa können durch einen plötzlichen, lauten Ton erschreckt werden, die Nase durch einen besonders unangenehmen Geruch gereizt. Doch diese Organe sind dafür geschaffen, solchen Schocks standzuhalten. Verbrennt man sich einen Finger – gut, der Finger heilt, und beim nächsten Mal wissen wir es besser.

Unsere Gehirne speichern alle Informationen. Diese werden in den neun Zehnteln des Unterbewusstseins abgelegt. Unser autonomes Nervensystem reagiert auf die vom Unterbewusstsein gelieferten Informationen, um uns vor größerem Schaden zu bewahren. Wenn man zum Beispiel versuchen würde, auf dem Dachfirst eines hohen Gebäudes entlangzugehen, würde man Angst verspüren. Das ist die Art und Weise, wie das Unterbewusstsein dem autonomen Nervensystem signalisiert, bestimmte Stoffe ins Blut freizusetzen, um uns zum Zurückweichen zu veranlassen.

Das gilt im gewöhnlichen physischen Sinn. Doch übertragen wir den Gedanken einmal in eine viel höhere Dimension: Das Überselbst ist nicht in

der Lage, Wissen über die Erde zu erlangen, ohne «Marionetten» auf der Erde einzusetzen. Diese Marionetten sind die Menschen – Menschen, die sich verbrennen, verletzen oder einen Schock erleiden können. Ihnen kann vieles zustoßen, und all diese Empfindungen und Eindrücke werden über die Silberschnur an das Überselbst übermittelt. Dieser Vorgang ist vergleichbar mit der Übertragung von Sinneseindrücken, die von Fingern und Daumen über die Nervenbahnen zum Gehirn gelangen.

Wir sind also berechtigt, uns selbst als Erweiterungen des Überselbst zu betrachten – eines Wesens, das so hoch vergeistigt, so weit jenseitig und so hoch entwickelt ist, dass es auf uns angewiesen ist, um Eindrücke von dem zu sammeln, was auf dieser Erde geschieht. Und wenn wir etwas falsch machen, erhalten wir bildlich gesprochen einen Tritt in den Hintern. Es ist kein teuflischer Gott, der uns peinigt, verfolgt oder in Versuchung führt. Es ist unsere eigene grobe Dummheit. Manche Menschen fassen vielleicht etwas an und stellen fest, dass es schmerzt. Dann berühren sie es erneut, um herauszufinden, warum es schmerzt. Danach versuchen sie es ein weiteres Mal, um zu verstehen, wie man den Schmerz lindern oder überwinden kann. Und schließlich berühren sie es vielleicht noch einmal, um sicherzugehen, dass sie die Sache endgültig überwunden haben.

Vielleicht kennen Sie eine liebe, gute Person, die ständig unter großen Schmerzen leidet. Sie als Außenstehender könnten denken, es sei ungerecht, dass ein solcher Mensch so leiden muss. Oder Sie vermuten, die betreffende Person zahle ein besonders hartes Karma zurück; vielleicht, so nehmen Sie an, war sie in einem früheren Leben ein Unmensch. Doch damit könnten Sie falsch liegen. Woher wollen Sie wissen, ob diese Person nicht gerade deshalb Schmerz und Leid auf sich nimmt, um herauszufinden, wie beides überwunden werden kann – und diese Erkenntnis dann an die Nachfolgenden weiterzugeben? Man sollte nicht immer annehmen, es gehe nur darum, Karma abzutragen. Vielleicht sammelt sie gerade gutes Karma.

Es gibt einen Gott, einen guten Gott, einen gerechten Gott. Doch selbstverständlich ist Gott nicht dasselbe wie ein Mensch, und es ist sinnlos, zu

versuchen, zu verstehen, was Gott IST, wenn die meisten Menschen nicht einmal ihr eigenes Überselbst begreifen können. Und ebenso, wie Sie Ihr Überselbst nicht erfassen können, können Sie auch den Gott Ihres Überselbst nicht begreifen.

Hier ist eine Frage, die bereits in früheren Büchern beantwortet wurde, aber dennoch mit gleichbleibender Regelmäßigkeit immer wieder gestellt wird. Die Leute möchten etwas über ihren geistigen Führer, ihren Meister, ihren Hüter, ihren Schutzengel usw. wissen. Eine Person schrieb mir und teilte mir mit:

Ich habe einen alten Indianer als meinen geistigen Führer. Oh, wie sehr wünschte ich, ihn sehen zu können. Ich weiß, dass er ein Indianer ist, weil er so weise ist. Wie kann ich ihn sehen?

Also lassen Sie uns eines ein für alle Mal festhalten: Die Menschen haben keine roten Indianer, schwarzen Indianer, weißen Indianer oder Tibeter – ob tot oder lebendig – als geistige Führer. Abgesehen davon gäbe es zum Beispiel gar nicht genügend Tibeter, um so vielen Menschen als Führer zur Seite zu stehen. Das ist in etwa so, wie wenn viele behaupten: «Oh, ich war Kleopatra in meinem letzten Leben!» Auch daran ist kein Wort wahr. In Wirklichkeit ist der angebliche geistige Führer niemand anderes als das Überselbst – unser wahrer Führer.

Man kann es sich so vorstellen: Sie sitzen in einem Auto. In diesem Bild sind Sie das Überselbst des Fahrzeugs. Sie treten auf das Gaspedal, und wenn Sie Glück haben und nicht gerade einen neuen amerikanischen Wagen fahren, setzt es sich in Bewegung. Treten Sie ein anderes Pedal, kommt das Auto zum Stehen. Wenn Sie nun ein weiteres Teil richtig bedienen und gut aufpassen, wird es nicht zu einer Kollision kommen. Aber niemand sonst außer Ihnen steuert dieses Fahrzeug. Genauso ist es mit Ihnen und Ihrem Überselbst – am Ende sind nur Sie selbst derjenige, der Ihr Leben lenkt.

Viele Menschen glauben, dass diejenigen, die von dieser Erde gegangen sind, nur darauf brennen, jemandem ständig zur Seite zu stehen, ihm den ganzen Tag über beizustehen, ihn vor dem Straucheln zu bewahren und ihm zu sagen, was er tun soll – und noch vieles mehr. Aber denken Sie einmal darüber nach: Sie haben Nachbarn, vielleicht verstehen Sie sich gut mit ihnen, vielleicht auch nicht. Doch eines Tages ist es so weit, Sie ziehen auf die andere Seite der Welt. Wenn Sie in England leben, wandern Sie vielleicht nach Australien aus. Wenn Sie in Nordamerika wohnen, ziehen Sie möglicherweise, sagen wir, nach Sibirien. Sie sind nun mit Ihrem Umzug beschäftigt, damit, sich am neuen Wohnort einzuleben, Ihrer neuen Arbeit nachzugehen und neue Kontakte zu knüpfen. Lassen Sie dann wirklich alles stehen und liegen, nur damit Sie mit Tom, Dick, Harry, Mary, Martha und Mathilda oder wie sie alle heißen, telefonieren können? Nein, das tun Sie nicht. Sie haben sie längst vergessen. Und genauso ist es mit den Menschen auf der Anderen Seite.

Menschen, die diese Erde verlassen haben, sitzen nicht einfach auf Wolken, spielen Harfe und zupfen sich gegenseitig die Federn aus den Flügeln. Sie haben eine Aufgabe zu erfüllen. Nachdem sie diese Erde verlassen haben, folgt eine Zeit der Erholung, und dann widmen sie sich anderen Dingen. Ganz offen gesagt: Sie haben keine Zeit, um als geistige Führer oder für solchen Unsinn zur Verfügung zu stehen.

In sehr, sehr vielen Fällen sind Wesen, die keine Menschen sind, in der Lage, die Gedanken eines Menschen aufzufangen und unter bestimmten Bedingungen den Eindruck zu erwecken, ein geistiger Führer zu sein.

Betrachten wir den Fall spiritistischer Sitzungen: Bei einer solchen kommt eine Gruppe von Menschen zusammen, die auf eine Kommunikation mit Verstorbenen hofft. Es ist eine Gruppe, in der alle in dieselbe Richtung denken. Es handelt sich nicht um eine einzelne Person, die nur beiläufig über etwas nachdenkt, sondern diese Menschen begeben sich aus einem bestimmten Anlass und mit einem bestimmten Ziel an einen bestimmten Ort – und alle wünschen sich unbewusst, dass eine Botschaft übermittelt wird.

In der Astralwelt aber gibt es umhertreibende Gestalten, die Gedankenformen sein können oder einfach nur Wesen, die nie Menschen waren und es auch nie sein werden. Sie sind nichts anderes als Energiemassen, die auf bestimmte Reize reagieren.

Diese Wesen, welchen Ursprungs sie auch sein mögen – die aber sicher keine Menschen sind – treiben umher und werden bald von jeder Quelle angezogen, die sie anspricht. Wenn Menschen intensiv an eine Botschaft von Verstorbenen denken, fühlen sich diese Wesen ganz automatisch zu einer solchen Gruppe hingezogen. Dort verweilen sie und strecken Pseudopoden aus – Hände und Finger aus Energie. Sie berühren den Kopf oder Teile davon oder auch eine Wange, und die Person, die eine solche Berührung spürt, ist dann überzeugt, von einem Geist berührt worden zu sein, weil die ausgestreckten Pseudopoden jenen ähneln, die aus Ektoplasma hervorgehen.

Diese Wesen sind häufig mutwillig und sehr, sehr wachsam, ähnlich wie Affen es sein können. Diese Wesen wandern umher und springen gewissermaßen von Gehirn zu Gehirn, und wenn sie dabei auf eine besonders interessante Information stoßen, die von einem Gehirn ausgestrahlt wird, können sie eine empfindsame Person, also ein echtes Medium, zum Sprechen veranlassen. Sie übermitteln eine Botschaft, von der zumindest eine Person weiß, dass sie wahr ist, weil sie in ihrem Bewusstsein verankert ist. Doch nur wenigen kommt in den Sinn, dass es sich dabei lediglich um ein Wesen handelt, das bloß Gedanken aufschnappt. Daher muss ganz deutlich gesagt werden, dass nicht alle diese Manifestationen echt sind.

Wir alle wissen, wie es an Halloween ist, wenn Kinder mit Masken und Kostümen umherziehen und so tun, als wären sie jemand anderes. Genauso verhalten sich diese Gedankenformen, diese Wesen. In Wirklichkeit sind sie Geschöpfe mit begrenzter Intelligenz, und sie sind – um ganz offen zu sein – Parasiten. Sie nähren sich von jedem, der an sie glaubt.

Unter bestimmten Umständen kann eine Person etwas erleben, was sie für eine Geisterscheinung hält. Sie ist überzeugt, dass es sich um den Geist

der alten Tante Fanny handelt, die bei einem Sturz über drei Treppenabsätze ihr Bein gebrochen hat und danach gestorben ist – und die nun herumspukt, um ihr Ratschläge zu erteilen, weil sie von Gewissensbissen geplagt wird, sich zu Lebzeiten zu wenig um sie gekümmert zu haben. Nun, in Wirklichkeit ist es nichts dergleichen. Die Person, die an der spiritistischen Sitzung teilnimmt, hat möglicherweise unbewusst Bilder von Tante Fanny und ihrem gebrochenen Bein ausgesendet und dabei gedacht, was für ein schlecht gelauntes altes Huhn sie doch war. Ein mutwilliges Wesen greift diese Gedanken auf, verändert sie ein wenig und sorgt dafür, dass alles glaubwürdig wirkt. Und so erscheint dann Tante Fanny plötzlich als jemand, der zutiefst bereut, weil sie einst so gemein war und es nun kaum erwarten kann, für alle Ewigkeit an der Seite der wundervollen Nichte oder des Neffen zu bleiben – und sie natürlich vor allem Übel zu beschützen.

Es ist wirklich erstaunlich, dass Menschen auf der Erde den Roten Mann verhöhnen, über die sogenannten indigenen Völker, die Indianer, spotten und oft auch die Echtheit tibetischer Lamas anzweifeln. Aber sobald diese Menschen sterben, hören die Spötter sofort mit ihren Spötteleien auf und glauben, dass diejenigen, die sie so schlecht behandelt haben, sich beeilen werden, zurückzukommen, um sich auf die Schultern der Lebenden zu stellen, sie durch das Leben zu führen und vor allen Unannehmlichkeiten des Lebens zu bewahren. Na ja, da täuschen sie sich aber gewaltig. Alles, was sie stattdessen bekommen, sind – wie bereits gesagt – niedere Geistwesen, die bei spiritistischen Sitzungen herumhängen und vorgeben, jemand ganz anderer zu sein.

Wie oft habt ihr Kontakt zu euren Freunden auf der anderen Seite der Welt? Wie oft helft ihr ihnen? Wie oft habt ihr ihnen geholfen, als sie noch eure Nachbarn waren? Stellt euch nun vor: Ein Mensch stirbt, und ihr habt nicht einmal von seiner Existenz gewusst, als er noch auf der Erde lebte. Also, ganz ehrlich – warum glaubt ihr, dass er sich plötzlich so sehr für euch interessieren sollte? Warum denkt ihr, dass irgendein tibetischer Lama oder ein Indianerhäuptling alles stehen und liegen lässt, was er auf der Anderen

Seite gerade tut, nur um zu euch zu eilen und für den Rest eures Lebens bei euch zu bleiben? Ihr, die ihn vielleicht verspottet habt, als er noch auf der Erde war – oder noch wahrscheinlicher: von dem ihr nicht einmal wusstet, dass er existierte.

Wir müssen das Ganze logisch betrachten. Viele Menschen glauben, dass sie einen Schutzengel oder geistigen Führer haben, weil sie sich unsicher und einsam fühlen, weil sie überzeugt sind, dass sie ohne Hilfe nicht zurechtkämen. Deshalb stellen sie sich – zumindest teilweise – eine Vater- oder Mutterfigur vor, die stets an ihrer Seite ist und sie vor der eigenen Dummheit und der Bosheit anderer bewahrt.

Ein weiterer Grund, an einen Schutzengel oder geistigen Führer zu glauben, ist, dass Menschen manchmal eine geheimnisvolle Stimme hören oder zu hören glauben, die zu ihnen spricht. Tatsächlich hören sie jedoch eine Art Telefongespräch mit ihrem eigenen Überselbst. Dieses wird über die Silberschnur übermittelt, durch den Ätherkörper verstärkt und manchmal als Schwingungen von der Aura wiedergegeben. Mitunter spürt eine Person auch ein Pulsieren an der Stirn, genau zwischen und etwas oberhalb der Augen. Dieses Phänomen entsteht, wenn ein Gespräch zwischen dem Unterbewusstsein des Menschen auf der Erde und dem Überselbst stattfindet. Der eine Zehntel des Bewusstseins versucht mitzuhören, ist dazu jedoch nicht in der Lage – und stattdessen bleibt nur das Pulsieren, das man mit einer Telefonistin vergleichen könnte, die einem mitteilt, dass die Leitung besetzt ist.

Wir müssen das Leben ganz allein bewältigen – jeder Einzelne von uns. Es ist falsch, sich Sekten, Gruppen oder Zirkeln anzuschließen. Wenn wir diese Erde verlassen, müssen wir allein in die Halle der Erinnerung eintreten. Es ist sinnlos, dort, wo wir selbst über uns richten, vor unser Überselbst zu treten und zu sagen: «Oh, der Geschäftsführer der Gesellschaft für noch heißere Hot Dogs hat mir gesagt, ich solle dies tun und jenes lassen!» Wir müssen auf eigenen Beinen stehen, und wenn der Mensch sich weiterentwickeln will, muss er lernen, mit sich selbst allein zurechtzukommen. Wenn wir uns jedoch Gruppen, Zirkeln oder Sekten anschließen, nun, dann

bedeutet das einige Schritte zurück, denn wenn wir einer solchen Gemeinschaft beitreten, werden wir uns nur so schnell entwickeln, wie es der Langsamste dort zulässt. Der Individualist, derjenige, der vorankommen möchte und bereits weiterentwickelt ist, geht seinen Weg allein – immer.

In diesem Zusammenhang erreichte mich vor zwei Tagen ein sehr interessanter Brief. Darin stand:

Ich war vierundvierzig Jahre lang Mitglied bei der … und muss gestehen, dass ich in all dieser Zeit weniger gelernt habe als durch die Lektüre eines einzigen Ihrer Bücher.

Kapitel 8

Der alte Autor lag auf seinem Bett neben dem Fenster und blickte hinaus über den nahezu verlassenen Hafen von Montreal. Es liefen inzwischen nicht mehr so häufig Schiffe ein. Es hatte derart viele Streiks, Diebstähle und andere unangenehme Vorfälle gegeben, dass viele Schifffahrtslinien den Hafen von Montreal mieden.

Der alte Autor lag da und beobachtete den spärlichen Verkehr auf dem Fluss, während auf der Straße, die hinüber zu «Man and His World» führte – einem Ort, den er keineswegs zu besuchen wünschte – reger Betrieb herrschte. Die Sonne schien herein, und die junge Katzendame, Miss Kleopatra, ruhte mit verschränkten Pfoten auf seinen Beinen. Sie wandte sich ihm zu, grinste wie die sprichwörtliche Grinsekatze und sagte: «Boss, wie kommt es, dass die Menschen nicht glauben wollen, dass Tiere sprechen können?»

«Na ja, Kleo», erwiderte der Autor, «Menschen müssen für alles einen Beweis haben. Sie wollen die Dinge in ihren warmen kleinen Händen halten und sie Stück für Stück auseinandernehmen, um dann sagen zu können: ‹Na schön, vielleicht hat es einmal funktioniert, aber jetzt ganz bestimmt nicht mehr.› Aber du und ich, Kleo, wir wissen, dass Katzen sprechen können – also was spielt es für eine Rolle, was die anderen denken?»

Miss Kleopatra dachte eine Weile über die Sache nach, ihre Ohren zuckten, und sie wusch sich elegant eine Pfote.

«Boss», sagte sie, «warum begreifen die Menschen nicht, dass eigentlich SIE die Dummen sind? Alle Tiere kommunizieren telepathisch. Warum tun das die Menschen nicht?»

Da die Frage nicht leicht zu beantworten war, zog es der Autor vor, mit seiner Antwort zurückhaltend zu bleiben.

«Weißt du, Kleo», erwiderte er, «Menschen sind insofern anders, als dass sie nie etwas einfach so glauben. Du weißt, dass es Telepathie gibt, und ich

weiß es auch. Aber wenn andere Menschen das aus irgendeinem seltsamen Grund nicht wissen, dann können wir nichts tun, um sie vom Gegenteil zu überzeugen.»

Der Autor lehnte sich zurück und schenkte der kleinen Katze ein liebevolles Lächeln – seiner so treuen Gefährtin.

Miss Kleopatra sah ihn direkt an und dachte zurück: «Oh, aber es gibt einen Weg. Es gibt einen Weg – du hast doch erst neulich etwas darüber gelesen!»

Die Augenbrauen des Autors hoben sich so hoch, dass er fast meinte, Haare auf dem Kopf zu haben – was nach so vielen Jahren der Kahlköpfigkeit eine ziemliche Veränderung gewesen wäre. Doch dann erinnerte er sich an ein Buch, in dem er über einige Experimente gelesen hatte.

Anscheinend gab es zwei Forscher namens R. Allen und Beatrice Gardner, die an der Universität von Nevada tätig waren. Die beiden, ein Ehepaar, setzten sich mit sämtlichen Problemen auseinander, die beim Versuch auftreten, Tieren das Sprechen beizubringen, und fragten sich, warum dies scheinbar unmöglich war. Und je mehr sie darüber nachdachten, desto rätselhafter erschien es ihnen.

Dabei übersahen sie jedoch offenbar den naheliegendsten Grund, nämlich dass Tiere nicht über den notwendigen Sprachmechanismus verfügen, um Englisch, Spanisch oder Französisch zu sprechen. Möglicherweise können sie knurren, wie so mancher übel gelaunte Deutsche, doch wie auch immer – wir befassen uns hier nicht mit schlecht oder gut gelaunten Deutschen.

Das Ehepaar Gardner ging das Problem auf andere Weise an. Sie erkannten, dass Schimpansen in der Lage waren, sich gegenseitig etwas mitzuteilen. Daher beobachteten sie eine Zeit lang Schimpansen und kamen zu dem Schluss, dass sich viele von ihnen mithilfe von Zeichen verständigten – in einer Weise, die der Gebärdensprache von Menschen ähnelt, die von Geburt an taub sind.

Dieses Ehepaar nahm in der Folge einen Schimpansen bei sich auf, und das Tier durfte sich frei im Haus bewegen. Es wurde fast wie ein Mensch behandelt – oder vielleicht sogar ein wenig besser, denn viele Menschen behandeln andere Menschen bekanntlich nicht besonders gut, oder? Aber das nur am Rande. Dieses Ehepaar behandelte ihren Schimpansen als vollwertiges Familienmitglied: Es hatte Spielzeug, bekam Zuneigung – und noch etwas ganz Entscheidendes obendrein: Die Menschen unterhielten sich in ihrer Gegenwart nur mit Zeichensprache. Nach vielen Monaten war die Schimpansin in der Lage, ihnen ihre Anliegen ohne große Schwierigkeiten mitzuteilen.

Sie brachten dieser Schimpansin etwa zwei Jahre lang Zeichen für «Hut», «Schuhe» und viele andere Kleidungsstücke bei – zusammen mit zahlreichen weiteren Begriffen. Die Schimpansin konnte auch mitteilen, wenn sie etwas Süßes oder etwas zu trinken wollte. Das Experiment schien ein voller Erfolg gewesen zu sein. Es ist jedoch noch keineswegs abgeschlossen, denn Tieren fehlen nach wie vor die nötigen Stimmbänder, um wie Menschen sprechen zu können. Vermutlich hätten sie auch Schwierigkeiten, die richtigen Zeitformen zu erkennen und anzuwenden. Aber wenn Menschen zu dumm sind, um telepathisch kommunizieren zu können, bleibt den Tieren wohl nichts anderes übrig, als sich mit Zeichensprache zu behelfen. Es ist eine Tatsache – eine nachweisbare Tatsache – dass Miss Kleopatra und Miss Tadalinka ihre Bedürfnisse und Wünsche selbst jenen Menschen verständlich machen können, die nicht telepathisch veranlagt sind. Mit dem Autor allerdings besteht eine vollkommene Verbundenheit, und er und die Siamkatzen können sich vermutlich müheloser unterhalten als zwei Menschen ohne telepathische Fähigkeiten.

Miss Tadalinka schlenderte herein.

«Habt ihr zwei etwa über Essen gesprochen?», fragte sie.

«Nein, Tads», erwiderte Miss Kleopatra, «wir sprachen gerade über die Verständigung mit Menschen, und ich glaube, wir können uns glücklich schätzen, dass wir den Boss haben, dem wir unsere Bedürfnisse mitteilen

können und der uns die Mühe erspart, die Zeichensprache verwenden zu müssen.»

Miss Kleo schaute zum alten Autor auf und meinte: «Du solltest mal wieder an die frische Luft gehen. Du warst seit Wochen nicht draußen. Warum setzt du dich nicht in deinen Rollstuhl und fährst hinunter in den Park? Es ist ein ruhiger Tag, und noch sind nicht viele Leute unterwegs.»

Der Autor schaute aus dem Fenster. Die Sonne schien, es war fast windstill, doch dann blickte er auf die Schreibmaschine und das leere Blatt Papier. Er murmelte eine passende Verwünschung über das Blatt Papier und die Schreibmaschine und quälte sich mühsam aus dem Bett in den Elektrorollstuhl.

Es ist gar nicht so einfach, mit einem Elektrorollstuhl einen Korridor entlangzufahren, durch eine Tür zu kommen und in einen Aufzug zu gelangen, wenn man zum Steuern beide Hände braucht – aber es ist machbar. Der Autor fuhr von der neunten Etage ins Erdgeschoss. Dort beschloss er, durch den Park zu fahren und sich für eine Weile neben dem Fluss zu setzen.

Er fuhr den asphaltierten Weg entlang und am Ende die Rampe hinunter, die zum Parkplatz führte. Nachdem er den Parkplatz überquert hatte, ging es eine weitere kleine Rampe hinauf zum Gehweg – ein Gehweg, der ruhig und ziemlich verlassen war. Sachte schob er den Hebel nach vorn, woraufhin sich der Rollstuhl in Schrittgeschwindigkeit vorwärts bewegte.

Plötzlich heulte ein Motor auf wie bei einem Rennwagen, gefolgt von einem Zischen, als ein großes Fahrzeug auf der falschen Straßenseite heranraste – eine scharfe Stimme rief: «Halt!»

Der Autor blickte überrascht um, und in diesem Moment sprangen ein Polizist in Uniform und ein Zivilbeamter aus dem Streifenwagen, während der Fahrer des Polizeiwagens halb aus dem Fenster hing.

«Oh, du meine Güte!», dachte der Autor. «Was ist denn jetzt los?»

Der Polizist in Uniform und der Zivilbeamte eilten auf ihn zu und stellten sich vor den nun stillstehenden Rollstuhl. Der Polizist starrte finster auf

ihn herab, stemmte die Hände in die Hüften, und fragte: «Sind Sie nicht dieser Autor?»

«Ja», war die Antwort.

Der Polizist schaute den Zivilbeamten an, und dieser sagte schroff: «Sie sollten nicht allein draußen sein. Sie sehen aus, als würden Sie jeden Moment sterben.»

Der Autor war verständlicherweise etwas überrascht über eine solche Bemerkung und Begrüßung, und entgegnete gelassen: «Sterben? Wir müssen alle irgendwann sterben. Ich komme ganz gut zurecht. Ich befinde mich hier auf privatem Gelände und störe niemanden!»

Der Polizist sah ihn noch drohender an, als er verärgert erwiderte: «Es ist mir egal, wie Sie zurechtkommen. Aber ich sage Ihnen: Sie dürfen nicht allein draußen unterwegs sein. Es ist zu gefährlich, wenn Sie allein rausgehen. Dort oben» – er zeigte auf ein Gebäude – «hat man mir gesagt, dass Sie nur noch kurze Zeit zu leben haben. Ich will nicht, dass Sie mir hier auf der Straße wegsterben, während ich Dienst habe!»

Der Autor war wirklich verblüfft über ein solches Verhalten und konnte es überhaupt nicht verstehen. Zugegeben, er war behindert – sonst säße er ja nicht im Rollstuhl – aber zu erwarten, dass ihn jedes Mal jemand begleitet, wenn er hinausgeht, das grenzte ans Absurde. Es gab Pflichten im Haushalt, Besorgungen und vieles andere, das erledigt werden musste, und der Autor wollte unabhängig sein.

Er sagte: «Aber ich befinde mich hier auf privatem Gelände.»

Diesmal nahm der Zivilbeamte das Wort wieder auf und sagte: «Es ist uns egal, ob Sie sich auf privatem Gelände befinden oder nicht. Sie sehen aus, als würden Sie jeden Moment sterben. Es geht uns nicht um Sie, sondern um die anderen Leute. Also fahren Sie jetzt dorthin zurück, woher Sie gekommen sind – ich folge Ihnen.»

Er packte grob die Griffe des Rollstuhls und riss ihn so heftig herum, dass der arme, unglückliche Autor beinahe herausgefallen wäre. Dann schob er ihn unwirsch an und befahl: «Los, vorwärts!»

Die Vorbeifahrenden auf der Straße lehnten sich aus ihren Autos und grinsten bei dem Anblick eines Mannes, der Ärger mit der Polizei hatte – noch dazu ein Mann in einem Rollstuhl. Aber natürlich waren das nur Schaulustige, und wenn Menschen schaulustig sind, wird einfach alles zur Sensation. Was den Autor jedoch immer wieder erstaunte, war, dass jedes Mal, wenn er mit seinem Elektrorollstuhl draußen unterwegs war, eine Horde grinsender Affen in großen Amerikanerwagen an ihm vorbeifuhr, hupte und johlte, als wäre es der lustigste Anblick überhaupt. Er fragte sich, was am Anblick eines alten behinderten Mannes so lustig war, der versucht, ein Leben zu leben, ohne für andere eine allzu große Belastung zu sein.

Dem Rollstuhl wurde abermals ein heftiger Stoß verpasst, begleitet von dem barschen Kommando: «Los, vorwärts!» Das veranlasste ihn, den Elektromotor wieder einzuschalten und zurückzufahren – über den Parkplatz, die Rampe hinauf und auf die private Zufahrtsstraße, verfolgt vom finster dreinblickenden Zivilbeamten. Am Eingang zum Aufzug blieb der Beamte stehen und knurrte: «Wenn Sie noch einmal allein rauskommen, werden wir gegen Sie vorgehen.» Dann ging er zum Streifenwagen zurück, der ihm gefolgt war, und murmelte im Gehen: «Blöder alter Kerl – der ist doch mindestens achtzig!»

Also begab sich der alte Autor wieder in den Fahrstuhl, fuhr in die neunte Etage hinauf und steuerte den Rollstuhl zurück in seine Wohnung. Eine weitere Tür hatte sich für ihn geschlossen. Offenbar war es ihm nun verboten, allein hinauszugehen. Er müsste sich wohl verhalten, wie ein Affe an der Kette oder ein Hund an der Leine – oder etwas in der Art. Miss Kleopatra kam auf ihn zu, sprang auf seinen Schoß und sagte: «Unsäglich, wie dumm diese Menschen doch sind, nicht wahr?»

Aber es gab genug zu tun: Ein Buch musste geschrieben werden, und auch eine Menge Briefe warteten auf Antwort. Also warf der Autor in Gedanken eine Münze, um zu entscheiden, womit er anfangen sollte. Die Briefe gewannen. Der erste im Stapel stammte von einem jungen Mann aus Brasilien – einem jungen Mann mit einem selten gutem Verstand und sehr, sehr

ausgewogenen Fragen. Hier folgt der Brief, den er mir geschrieben hat, und darauf folgt der Antwortbrief an ihn.

Rio de Janeiro

Sehr geehrter Dr. T. Lobsang Rampa
Ich habe bereits alle Ihre Bücher gelesen und bin sehr daran interessiert, alles, was Sie uns vermittelt haben, gewissenhaft zu studieren. Doch wie jeder Schüler habe auch ich einige Fragen und möchte Sie bitten, mir die folgenden zu beantworten.

Es tut mir leid, dass mein Englisch, sowohl schriftlich (als auch mündlich) noch nicht sehr gut ist. Ich lerne es noch in der Schule und muss viele Wörter im Wörterbuch nachschlagen. Also, hier sind meine Fragen:

1. *Wenn ich sterbe, werde ich viele Menschen wiedersehen, die ich gekannt habe. Ich werde sie so sehen, wie ich sie auf der Erde gesehen habe. Aber wie sehe ich in Wirklichkeit aus, wenn ich doch schon viele verschiedene Personen in meinen früheren Existenzen gewesen bin? Wie würde mich jemand sehen, der mich aus einer früheren Existenz kennt?*
2. *Wieso tritt gerade jetzt ein tibetischer Weiser wie Sie hervor, um uns die ganze östliche Weisheit nahezubringen? Warum ausgerechnet jetzt?*
3. *Wie kann ich die Akasha-Chronik in der Astralwelt sehen?*
4. *Welches ist die beste Position, um zu meditieren? Ich kann weder im Lotossitz sitzen noch mit aufrechter Wirbelsäule.*

Wenn Sie der Meinung sind, dass manche Fragen nicht beantwortet werden sollten, dann brauchen Sie das nicht zu tun – ich werde die Antworten (hoffentlich) in der Meditation finden, so wie ich die meisten bereits durch eigenes Nachdenken herausgefunden habe.

Sie sind wirklich eine Kerze in der Dunkelheit. Ich danke Ihnen für alles.

Vielen herzlichen Dank, Dr. Rampa

Fabio Serra

Antwort:

Lieber Fabio Serra

Oh, wie schön! Sie haben mir einige Fragen geschickt, die es wert sind, in dem Buch beantwortet zu werden, das ich gerade schreibe und das den Titel «Die dreizehnte Kerze» tragen wird. Da ich beabsichtige, Ihre Fragen in diesem Buch zu verwenden, werde ich sie hier sinngemäss wiederholen und anschließend beantworten. Hier sind sie also:

«Wenn ich sterbe, werde ich viele Menschen wiedersehen, die ich gekannt habe. Ich werde sie so sehen, wie ich sie auf der Erde gesehen habe. Aber wie sehe ich in Wirklichkeit aus, wenn ich doch schon viele verschiedene Personen in meinen früheren Existenzen gewesen bin? Wie würde mich jemand sehen, der mich aus einer früheren Existenz kennt?»

Die Antwort darauf lautet: Wenn Sie sterben, verlassen Sie zunächst diese Welt und gelangen in das, was viele Religionen als «Fegefeuer» bezeichnen. Das «Fegefeuer» ist einfach ein Ort, an dem man sich von bestimmten Dingen reinigt. Stellen Sie sich vor, Sie haben im Garten gearbeitet und vielleicht etwas Erde im Gesicht oder in den Haaren (vorausgesetzt, Sie haben welche!). Dann beschließen Sie, ins Haus zu gehen, um zu Abend zu essen und vielleicht Radio zu hören. Also, was tun Sie als Erstes? – Sie gehen ins «Fegefeuer». Mit anderen Worten: Sie begeben sich an einen Ort, an dem Sie sich die Hände und das Gesicht waschen können – das heißt, sich vom Schmutz oder von Dingen befreien können, die nicht zu Ihnen gehören.

Viele Religionen vermitteln furchterregende Bilder vom «Fegefeuer». Ich persönlich bevorzuge es, das Fegefeuer als eine Art himmlisches Badezimmer zu betrachten, in dem man gewissermaßen seinen Astralkörper wäscht, damit man mit intakter «territorialer Unversehrtheit» vor seine Freunde treten kann. Wenn man sich auf der Astralebene befindet, offenbart man nämlich seine Aura – und wenn sich darauf zu viele «Schmutzflecken» befinden, sind sie für alle sichtbar. Das Fegefeuer ist also ein Ort in der Astralwelt, an dem Sie von Ihren Freunden empfangen werden – niemals aber von Ihren Feinden. Denn wenn man auf der Anderen Seite ankommt, begegnet man nur jenen, mit denen man kompatibel ist. Wenn man diese Erde verlässt, denkt man in erster Linie an sich

selbst, an sein äußeres Erscheinungsbild – so, wie man auf der Erde war – und genau so erscheint man dann auch in der Astralwelt. Auch die Menschen, die Sie dort empfangen, erscheinen Ihnen in der Gestalt, in der Sie sie von der Erde her kannten, denn sie möchten erkannt werden.

Oft erlebt man dasselbe auch im irdischen Leben: Man kennt eine Person und ist sich sicher, dass sie ein Muttermal auf der linken Wange hat – doch von jemand anderem erfährt man vielleicht: «Nein, das Muttermal wurde ihr vor etwa einem Jahr entfernt.» Man sieht also nur das, was man sehen möchte und zu sehen erwartet. Und genauso wird es auf der Anderen Seite sein: Sie werden die Menschen so sehen, wie Sie es erwarten – in der Form und Hautfarbe, in der Sie sie in Erinnerung haben. Ein einfaches Beispiel: Angenommen, Sie hatten auf der Erde einen Freund, der ein Schwarzer war, als Sie ihn kannten. Wäre er auf der Anderen Seite nun weiß und käme auf Sie zu, würden Sie ihn doch nicht erkennen, oder? Also erscheint er Ihnen als Schwarzer.

Wenn Sie in Ihrer Entwicklung Fortschritte machen, verändert sich auch Ihr Erscheinungsbild. Es ist ein bisschen so, wie wenn man einen unkultivierten Wilden mit zerzaustem Haar und von Beeren verfärbten Zähnen nimmt, ihn gründlich wäscht, ein paar Hauttöne heller schrubbt, ihm eine Rasur und einen Haarschnitt verpasst und ihn in moderne, zivilisierte Kleidung steckt – dann sieht er doch ganz anders aus, oder? Genauso ist es, wenn Sie sich auf der Anderen Seite weiterentwickeln: Dann werden Sie feststellen, dass sich Ihr Erscheinungsbild verändert – zum Besseren.

Der zweite Teil dieser Frage? Ja, natürlich – die Dame, die Sie erwähnt haben, wird Sie auf der Anderen Seite so sehen, wie Sie sich selbst vorstellen. Sie wird Sie so sehen, wie Sie auf der Erde waren, und Sie werden sie ebenfalls so sehen, wie sie auf der Erde war. Andernfalls – ich wiederhole mich – würden Sie sie nicht erkennen.

«Wieso tritt gerade jetzt ein tibetischer Weiser wie Sie hervor, um uns die ganze östliche Weisheit nahezubringen? Warum ausgerechnet jetzt?»

Das ist eine angemessene Frage, die ich gerne beantworten werde.

In der Vergangenheit hat es viele Menschen gegeben, die die östlichen Gebiete der Welt bereist haben. Menschen aus dem Westen sind materialistisch geprägt. Sie leben im Hier und Jetzt, denken an Geld, materiellen Besitz, Macht und die Beherrschung anderer –

das ist ein Teil der westlichen Kultur. Wenn sie dann in den Osten reisen und feststellen, dass viele der geistig höchst entwickelten Köpfe des Ostens in Körpern leben, die krank, arm oder in Lumpen gekleidet sind, können sie das nicht verstehen. Also nehmen sie die alten Lehren und – da sie weder in der Sprache noch in der Kultur verwurzelt sind – verfälschen sie diese zu dem, was sie (die westlichen Menschen) für richtig halten. So erweisen viele Übersetzer und andere ihrer Art der Menschheit einen schlechten Dienst, indem sie falsche Aussagen verbreiten und die wahren religiösen Überzeugungen entstellen.

Ich wurde über sehr lange Zeit vorbereitet. Mir wurde die Fähigkeit gegeben, den Westen zu verstehen, obwohl ich dem Osten entstamme. Mir wurde die Fähigkeit verliehen, zu schreiben und meine Gedanken einem Menschen klar zu vermitteln, der es wert ist, die Antworten zu erfahren. Ich habe mehr gelitten, als ein Mensch eigentlich ertragen sollte – aber gerade das hat mir tiefere Einsicht verschafft, einen größeren Ausdrucksreichtum, mehr Verständnis und Mitgefühl für die westliche Sichtweise. Und es hat mich in die Lage versetzt, meine Worte so zu wählen, dass der wahre esoterische Sinn für den westlichen Leser verständlich wird.

Dies ist das Zeitalter des Kali – das Zeitalter der Zerrüttung, das Zeitalter des Wandels, in dem die Menschheit tatsächlich an einem Scheideweg steht und sich entscheiden muss, ob sie sich weiterentwickeln oder verkommen will, ob sie aufsteigen oder auf die Stufe der Schimpansen absinken will. Und in diesem Kali-Zeitalter bin ich gekommen, um zu versuchen, den westlichen Menschen etwas von meinem Wissen zu vermitteln und ihnen vielleicht die Entscheidung zu erleichtern, dass es besser ist, zu lernen und sich weiterzuentwickeln, als stillzustehen und im Sumpf der Verzweiflung zu versinken.

In Ihrer dritten Frage fragen Sie: «Wie kann man die Akasha-Chronik sehen, wenn man sich in der Astralwelt befindet.»

Die Antwort lautet: Wenn man in die Astralwelt eingeht, nachdem man dieses Leben verlassen hat, wird man natürlich zunächst die Halle der Erinnerung aufsuchen. Dort wird man alles sehen, was einem widerfahren ist – nicht nur im soeben beendeten Leben, sondern auch in früheren Leben. Anschließend entscheidet man, möglicherweise mit Hilfe von Beratern, was man tun möchte, um in seiner Entwicklung weiterzukommen. Vielleicht beschließt man auch, anderen zu helfen, die von der Erde ankommen. In diesem

Fall – wenn es eindeutig zu Ihrem Vorteil ist, die Akasha-Chronik sehen zu können, um anderen Menschen aufrichtig helfen zu können – dann wird Ihnen diese Fähigkeit verliehen. Doch ich muss Ihnen sagen, dass niemand die Akasha-Chronik nur aus bloßer Neugier einsehen kann.

Heutzutage gibt es im Westen Menschen, die damit werben, dass sie sich – gegen Bezahlung – in die Astralwelt begeben (vermutlich samt Brieftasche!) und dort die Akasha-Chronik einsehen, um anschließend mit allen gewünschten Informationen zurückzukehren. Das ist natürlich völliger Unsinn. Sie konsultieren keineswegs die Akasha-Chronik, und ich bezweifle, dass sie überhaupt bewusst in die Astralwelt gelangen. Die einzigen «Geister», mit denen sie sprechen, sind wohl die aus den Flaschen. Ich wiederhole also: Man kann die Akasha-Chronik einer anderen Person nur dann einsehen, wenn daraus ein klarer Nutzen für diese andere Person entsteht.

Ihre vierte Frage ist wiederum eine sehr vernünftige Frage, die ich gerne beantworte, weil so viele Menschen sie mir stellen und so vielen Menschen Schwierigkeiten bereitet. Ihre Frage lautete: «Welches ist die beste Position, um zu meditieren? Ich kann weder im Lotossitz sitzen noch mit aufrechter Wirbelsäule.»

Das kann ich Ihnen ganz genau beantworten: Wenn Sie atmen, müssen Sie doch auch keine bestimmte Körperhaltung einnehmen, oder? Wenn Sie eine Zeitung oder ein Buch lesen möchten, setzen Sie sich ebenfalls nicht in eine spezielle Position. Wenn Sie lesen wollen, nehmen Sie die Körperhaltung ein, die für Sie am bequemsten ist. Vielleicht sitzen Sie in einem Lehnstuhl, vielleicht liegen Sie – es spielt keine Rolle, wie. Je bequemer es Ihnen ist, desto mehr können Sie es genießen, desto mehr können Sie das aufnehmen, was Sie lesen. Dasselbe gilt für die Meditation. Und jetzt lesen Sie diese Zeilen ganz genau: Es spielt absolut keine Rolle, in welcher Haltung Sie sitzen. Sitzen Sie so, wie Sie möchten. Sie können sich auch hinlegen, wenn Sie das vorziehen. Und wenn Sie sich dabei zusammenrollen wollen, dann tun Sie es. Der einzige Zweck des Ausruhens besteht darin, sich von jeder Anspannung zu befreien. Man muss frei von Anspannung und Ablenkung sein, wenn man erfolgreich meditieren will. Also: Jede Körperhaltung, die Ihnen behagt, ist auch für die Meditation geeignet.

So, das war's. Ihre Fragen sind beantwortet. Ich hoffe, dass diese Antworten für Sie von Nutzen sein werden.

Der alte Autor lehnte sich zurück – mit der Genugtuung, gute Arbeit geleistet zu haben. «Wie viele Missdeutungen und Missverständnisse es doch gibt», dachte er. Dann streckte er die Hand aus und hob einen weiteren Brief auf – diesmal von weit her, aus dem Iran. Eine Frage darin passte besonders gut zum Thema, und sie lautete:

Welchen Sinn hat es, im Lotossitz zu schlafen – abgesehen von der Kasteiung des Körpers? Was bringt das?

Das ist wirklich ein äußerst umstrittenes Thema. Im Grunde spielt es nicht die geringste Rolle, ob man im Lotossitz sitzt oder flach auf dem Rücken liegt. Das Einzige, was zählt, ist, dass man sich wohlfühlt – denn wenn das nicht der Fall ist, treten allerlei Verspannungen auf, die sowohl die Entspannung als auch die Meditation stören. Sehen wir uns das einmal etwas genauer an.

Im Westen sitzen die Menschen auf Stühlen. Wenn sie zu Bett gehen, liegen sie auf einer weichen Vorrichtung mit Sprungfedern oder einem ähnlichen Mechanismus, der es bestimmten Körperpartien erlaubt, einzusinken – sodass, wenn (um es etwas unhöflich zu sagen!) das Hinterteil etwas zu stark hervorsteht, die weiche Matratze oder die Federn nachgeben und das Gewicht gleichmäßiger verteilt wird. Entscheidend ist: In der westlichen Welt haben die Menschen ein System, das zu ihnen passt – es ist ihr System, das System, in das sie hineingeboren wurden. Wenn sich jemand aus dem Westen hinsetzt, dann meist auf eine Art Plattform mit vier Beinen und einer Lehne im Rücken, die verhindert, dass er nach hinten kippt. Von klein auf lernt er zu glauben, dass seine Wirbelsäule von außen gestützt werden muss – und so bleiben die Muskeln, die den Rücken normalerweise aufrecht halten würden, schwach oder verkümmern.

Dasselbe gilt auch für die Beine und ihre Gelenke. Der westliche Mensch ist daran gewöhnt, seine Beine in einem bestimmten Winkel auszustrecken und sie ab dem Knie in einem bestimmten Winkel nach unten zu beugen – in jeder anderen Position ist es ihm selbstverständlich unbequem.

Betrachten wir nun den Osten – zunächst Japan. In Japan zieht man vor dem Betreten eines Hauses die Schuhe aus, geht dann ins Haus, betritt ein Zimmer und setzt sich auf den Boden. Die einzige bequeme Art, auf dem Boden zu sitzen, ist im Schneidersitz – und eine Variante dieser Sitzhaltung nennt man Lotossitz.

Im Lauf vieler Jahre der Gewöhnung hat der Japaner festgestellt, dass es für ihn am bequemsten ist, wenn er seine Knöchel fasst und die Beine fast wie zu einem Knoten verschränkt. Er sitzt dann auf einem soliden Fundament, und weil er von Geburt an an diese Haltung gewöhnt ist, empfindet er dabei weder Anstrengung noch Unbehagen oder Unannehmlichkeit. Er stellt außerdem fest, dass seine Wirbelsäule ganz von selbst aufrecht ist – einfach weil die Haltung es erfordert.

Stellen wir uns einen Japaner vor, der noch nie eine westliche Sitzgelegenheit gesehen hat – und nun soll er auf einem westlichen Stuhl Platz nehmen. Der arme Kerl würde sich darauf äußerst unwohl fühlen. Diese Sitzhaltung würde ihm ordentlich zusetzen und an allen empfindlichen Stellen Schmerzen bereiten. Und sobald es ihm der Anstand erlaubt, würde er vom Stuhl gleiten und sich in seiner gewohnten Haltung auf den Boden setzen.

Wenn man einen westlichen Menschen in eine japanische Gemeinschaft versetzt, in der er gezwungen ist, im Schneidersitz auf dem Boden zu sitzen, leidet er Qualen. Seine Gelenke sind nicht an diese Haltung gewöhnt – anfangs hat er das Gefühl, gleich auseinanderzubrechen, und wenn es dann ans Aufstehen geht, stellt er oft fest, dass er es nicht kann. Es ist ein köstlicher Anblick, wenn ein beleibter älterer Deutscher versucht, sich aus dem Schneidersitz zu erheben. Meist fällt er vornüber, kann sich gerade noch mit den Händen abfangen, bringt dann – unter lautem Stöhnen – irgendwie die Knie unter sich und erhebt sich schließlich mit schmerzhaftem Knacken,

Keuchen und kehligem Ächzen. Dabei hält er sich den Rücken, und auf seinem Gesicht zeigt sich ein schmerzverzerrter Ausdruck.

Im Fernen Osten ist das Sitzen im Schneidersitz ein ganz normaler Teil des Alltagslebens. Im Westen hingegen entwickelte sich eine Kultur, die auf Geldverdienen und materiellen Besitz ausgerichtet ist. Der westliche Mensch denkt stärker an das «Heute» – er denkt mehr daran, Dinge auf dieser Erde zu besitzen – und so wird alles, was ein Statussymbol darstellt, begehrenswert. Früher saßen Könige, Kaiser, Pharaonen und ähnliche Herrscher auf Thronen, also beschafften sich die gewöhnlichen Menschen ein paar Holzstücke, zimmerten sie zurecht und benutzten sie als eine Art Miniatur-Thron – als Stuhl. Frau Schmidt wollte einen schöneren Stuhl als Frau Braun, also bezog sie ihn mit hübschem Stoff. Doch Frau Müller wollte noch etwas Besseres; sie war so hager, dass sie praktisch nur auf Knochen saß, also polsterte sie den Stoff mit Wolle aus – und so entstand der erste gepolsterte Stuhl.

Im Fernen Osten waren die Menschen weniger auf Geld oder Besitz fixiert. Stattdessen versuchten sie, Schätze im Himmel anzusammeln – oder in dem, was ihrer religiösen Vorstellung davon entsprach. Die Menschen waren vollkommen zufrieden damit, einfach auf dem Boden zu sitzen. So waren sie von Geburt an daran gewöhnt, auf dem Boden zu sitzen. Ihre Gelenke sind beweglicher, ihre Muskulatur dafür ausgelegt.

In Indien sitzt der weise Mann unter einem Baum im Lotossitz. Er muss auf dem Boden sitzen, denn der arme Kerl hat keinen Stuhl dabei und er hat vermutlich auch noch nie etwas von einem Klappstuhl gehört!

Westliche Menschen sehen in Indien einen alten Mann unter einem Baum im Lotossitz und glauben sofort, es handele sich um einen Weisen – und so verwechseln sie die Sitzhaltung mit dem Erwerb von Weisheit. Dann gibt es da noch den einfältigen Kerl, der vielleicht ein Foto aus Indien gesehen hat oder irgendetwas in der Art – und er setzt sich hin und schreibt ein Buch über Yoga, weil er einen Freund darüber hat reden hören oder etwas

dazu im Fernsehen gesehen hat (Der Autor besitzt keinen Fernseher; er hat nie an diese dämliche Glotze geglaubt).

Autoren haben den wahren metaphysischen Lehren unermesslichen Schaden zugefügt. Viele von ihnen besitzen keine fundierten Kenntnisse, kopieren die Werke anderer und verändern sie nur leicht, um keine Urheberrechte zu verletzen. Zudem reagieren viele dieser Autoren ablehnend auf vermeintliche Neulinge, die in Wahrheit jedoch ihr Handwerk aus erster Hand verstehen. Deshalb tragen vor allem jene Autoren, die ohne echtes Verständnis kopieren, die Verantwortung dafür, wenn sie völlig falsche Interpretationen von Begriffen wie «Yoga» und Ähnlichem verbreiten.

Viele dieser Autoren glauben, sie müssten besonders klug wirken und ein «Sri» vor ihren Namen setzen. Das ist im Grunde dasselbe, als würde jemand in einer östlichen Gemeinschaft leben und dort ein «Mr.» vor seinen Namen setzen. Wenn diese Autoren und Möchtegern-Gelehrten wirklich etwas von der Materie verstünden, würden sie nicht so töricht sein, Begriffe zu übernehmen, die sie überhaupt nicht begreifen. Viele Übersetzer und Dolmetscher haben versucht, Bücher aus dem Fernen Osten ins Englische, Französische oder Deutsche zu übertragen – doch das ist äußerst riskant, wenn der Übersetzer nicht über fundierte Kenntnisse beider Sprachen und der zugrunde liegenden metaphysischen Konzepte verfügt. Denn viele östliche Begriffe sind tatsächlich nichts anderes als Konzepte – abstrakte Vorstellungen, die sich nur dann sinnvoll in konkrete Begriffe übertragen lassen, wenn jemand in beiden Kulturen gelebt hat.

Kommen wir also zurück zum Lotossitz. Der Lotossitz ist einfach eine Sitzhaltung, die ein Inder, Japaner oder Tibeter als bequem und passend empfindet. Auf einem Stuhl würde er sich nicht wohlfühlen, also benutzt er keinen. Genauso kann ein westlicher Mensch im Lotossitz meist nicht gut sitzen, weil es für ihn keine natürliche Haltung ist.

Zirkusleuten ist bestens bekannt, dass man, wenn man gute Akrobaten haben möchte, diese im Grunde von Geburt an trainieren muss. Die Gliedmaßen müssen darauf trainiert werden, sich weiter als gewöhnlich zu

beugen, denn der durchschnittliche westliche Mensch hat nur einen sehr begrenzten Bewegungsradius in den Gelenken. Vom Menschen des Ostens heißt es oft, er sei «doppelt gelenkig» – genauer gesagt: Er ist im Umgang mit Bewegungsabläufen und Gelenkigkeit besser trainiert. Für einen westlichen Menschen mittleren Alters ist es höchst riskant, Übungen zu versuchen, die für den Menschen im Osten alltäglich sind. Besonders gefährlich ist es, sich im Lotossitz zu versuchen, wenn die Gelenke bereits steif geworden sind.

Neben dieser Frage hat die Person aus dem Iran auch eine Frage zum Ho-Tai gestellt, jener Figur, die als Sinnbild für ein erfülltes Leben gilt.

Nun ja, der Ho-Tai ist natürlich nur ein Beispiel für einen der Tausend Buddhas. Im Fernen Osten denkt man in Konzepten statt in konkreten Begriffen. Die Menschen verehren weder Götzen noch Buddhafiguren – die Figuren dienen lediglich als Anstoß zu bestimmten Denkweisen. Zum Beispiel: Ein Ho-Tai ist ein freundlich wirkender, älterer Mann mit dickem Bauch, der im Lotossitz sitzt. Das bedeutet jedoch nicht, dass auch Sie im Lotossitz sitzen müssen. Es bedeutet lediglich, dass dieser freundliche alte Mann keinen Stuhl hatte – und selbst wenn man ihm einen angeboten hätte, hätte er ihn nicht benutzt, da ein Stuhl für ihn unbequem gewesen wäre. Also saß er in der Haltung, die für seinen Körper durch jahrelanges Training am angenehmsten war: im Schneidersitz oder Lotossitz.

Der Ho-Tai ist somit nur eine von vielen Figuren, Statuen, Bildern oder Darstellungen der verschiedenen Ausdrucksformen des Menschseins.

Man kann sagen, dass das Erreichen der Buddhaschaft allen offensteht – ganz gleich, ob man ein König ist oder ein einfacher Mensch, ganz gleich, welchen gesellschaftlichen Stand man hat, ob man reich ist oder arm. Jeder kann nach der Buddhaschaft streben, unabhängig von seiner Lebenslage. Entscheidend ist allein die Frage: Wie lebt man? Lebt man nach dem Mittelweg? Lebt man nach dem Grundsatz, andere so zu behandeln, wie man selbst behandelt werden möchte? Wenn ja, dann befindet man sich auf dem Weg zur Buddhaschaft.

Das mit dem Buddha wird häufig missverstanden – genauso wie Begriffe wie Yoga, Yogin, Lotos und Ähnliches. DER Buddha war Gautama. Gautama war sein Name. Vielleicht hilft es ein wenig, wenn man sich auf christliche Begriffe bezieht: Jesus war der Mensch. Jesus war, in einer anderen Auffassung, «der Christus». Man kann christlich sein, aber man wäre nicht «jesushaft», oder? Genauso ist «Buddha» kein Name, sondern ein Zustand, ein Rang, ein spirituelles Ziel – das, wonach Gautama strebte und was er schließlich erreichte. Es ist ein Bewusstseinszustand. All die Figuren, die viele Unwissende als «Götzen» bezeichnen, sind das keineswegs. Es sind lediglich symbolische Darstellungen, Erinnerungen daran, dass es nicht darauf ankommt, ob man eher asketisch (wie der ernste Buddha) oder lebensfroh (wie der Ho-Tai) ist – man kann dennoch die Buddhaschaft erlangen, wenn man wahrhaftig nach dem Mittelweg lebt und andere so behandelt, wie man selbst behandelt werden möchte.

Der alte Autor lehnte sich erschöpft von der mühevollen Arbeit zurück. Sein Gesundheitszustand hatte sich zunehmend verschlechtert – der Vorfall mit der Polizei war nur ein weiteres Zeichen dafür, dass sich die Türen zur Freiheit nach und nach schlossen. Und nun war er müde, müde vom Schreiben.

Eine Zeit lang schaltete er den guten alten Eddystone-Kurzwellenempfänger ein und hörte Nachrichten aus aller Welt – aus Indien, China, Japan und Russland. Es schien, als würde jeder auf der Welt Unfreundliches über alle anderen sagen.

«Ach!», sagte er zu Miss Kleopatra. «Wenigstens haben wir keinen Fernseher, um all die Schrecken westlicher Schießereien und diesen ganzen Unsinn ansehen zu müssen. Ich verstehe einfach nicht, warum man im Fernsehen keine guten Nachrichten zeigen kann, anstelle von Sex, Sadismus und all den Auswüchsen der Sündhaftigkeit.»

Miss Kleopatra blickte ihn weise an. Dann blickte sie nach unten und begann sich abermals fein säuberlich zu putzen, obwohl sie fast sauberer war als mancher Mensch.

«Boss», sagte sie etwas zurückhaltend. «Boss, hast du nicht etwas vergessen?»

Der Alte Autor fuhr auf und geriet etwas in Verwirrung, während er überlegte, was das denn sein könnte, das er vergessen hatte. Warum benahm sich Miss Kleopatra so zurückhaltend?

«Nun, nein», sagte er schließlich, «nein, ich glaube nicht, dass ich etwas vergessen habe, aber wenn du meinst, ich hätte etwas vergessen – na, dann sag es mir und wir werden sehen, was wir dagegen tun können.»

Miss Kleopatra erhob sich, lief dem Körper des Autors entlang und setzte sich schließlich in ihrer Lieblingsposition auf seine Brust, damit sie ihm ins Ohr flüstern konnte: «Boss», sagte sie, «du hast doch vorhin in diesem Kapitel etwas über Tiere gesagt, die miteinander sprechen – über Schimpansen. Aber du hast mir einmal gesagt, dass man niemals aus dem Buch eines anderen zitieren darf, ohne den vollständigen Titel und den Autor zu nennen. Hast du das nicht vergessen?»

Der arme, gequälte Autor wäre fast rot geworden, aber das Erröten war eine Eigenschaft, die ihm völlig fremd war. Dann verneigte er sich vor der kleinen Katze und sagte: «Ja, Kleo, du hast vollkommen recht. Ich werde mein Versäumnis umgehend nachholen.»

Es wurde auf das Forscherehepaar Gardner verwiesen, das einem Schimpansen die Zeichensprache beigebracht hatte. Die Informationen stammen von den Seiten 170 und 171 des Buches mit dem Titel «Body Language» von Julius Fast, veröffentlicht von M. Evans & Co. Inc., New York.

Miss Kleo erhob sich langsam, gähnte, drehte sich um und zuckte leicht mit der Schwanzspitze, während sie die ganze Länge des Autors entlang zurücklief und sich quer über seine Fußknöchel legte. Offensichtlich war sie sehr zufrieden damit, ihren Teil dazu beigetragen zu haben, dass Anerkennung dort ausgesprochen wurde, wo sie hingehört. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, rollte sie sich gemütlich zusammen und schlief ein. Hin und wieder zuckten ihre Schnurrhaare leicht – ein Zeichen der angenehmen und unschuldigen Träume, in die sie versunken war.

Kapitel 9

Unter den schattigen Felsen saß eine alte Frau und beweinte ihr Elend. Unaufhörlich wiegte sie sich hin und her und warf sich dann auf den harten, unnachgiebigen Boden. Ihre Augen waren rot und geschwollen, und über die zerfurchten Wangen zogen sich Schmutzstreifen – gezeichnet von herabgeflossenen Tränen. Das Sonnenlicht, wie aus einer anderen Welt, warf tiefschwarze Schatten quer über den Eingang ihrer Höhle – schattige Gitterstäbe, die ihre Seele einzusperren schienen.

Jenseits des Höhleneingangs strömte der Yalu-Fluss unaufhörlich dahin, auf seinem Weg vom tibetischen Hochland hinab, durch Indien, wo er den heiligen Ganges bildet, und weiter zu den mächtigen Meeren. Jeder Tropfen war wie eine Seele auf dem Weg in die Ewigkeit. Das Wasser donnerte und rauschte durch enge Felsschluchten, stürzte metertief in Becken, bevor es überlief und ungestüm weiterrauschte.

Der Pfad zwischen der Felswand des Berges und dem reißenden Wasserlauf war eben und glattgelaufen durch die Füße unzähliger Menschen über Hunderte von Jahren. Die rotbraune Erde hätte einen westlichen Beobachter an eine Tafel Schokolade erinnert, so braun und glatt war sie. Auch die großen Felsblöcke, die wahllos an den Rändern des Pfades verstreut lagen, waren rotbraun – jene Farbe, die nur bei sehr erzhaltigem Gestein vorkommt. In einem stillen Wassertümpel, gespeist von einem schwachen Rinnsal aus der Bergflanke, glitzerten feine Goldkörnchen. Gold aus dem Herzen des Berges.

Der große Mann und der kleine Junge ritten gemächlich den gewundenen Pfad entlang – jenen Pfad, der sich unablässig nahe an der Felswand entlangschlängelte. Die kleinen Ponys waren müde, denn schon seit vielen Stunden dieses Tages trotteten sie dahin, vom kleinen Lamakloster aus, dessen Mauern selbst jetzt noch fern im Westen im letzten Sonnenlicht

schimmerten. Der Mann in der safrangelben Robe eines Lamas schaute sich um, auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz.

Der Eingang einer Höhle zeichnete sich undeutlich hinter den schirmenden Blüten eines Rhododendronbaums ab. Der Lama deutete darauf und glitt vom Pony. Das nachfolgende Pony blieb plötzlich hinter seinem Gefährten stehen, und der junge Akoluth, der nicht darauf vorbereitet war, rutschte über den Kopf des Tieres hinweg. Der Lama löste sein Gepäck und schritt auf den Höhleneingang zu.

Die alte Frau wimmerte vor Verzweiflung und Elend und schaukelte vor und zurück.

«Was fehlt Ihnen, alte Mutter?», fragte der Lama sanft.

Mit einem Schreckensschrei sprang die alte Frau auf und warf sich beim Anblick des Lamas ehrfürchtig zu Boden. Behutsam beugte er sich hinab und half ihr auf die Beine.

«Alte Mutter», sagte er, «setzen Sie sich neben mich und erzählen Sie mir, was Sie so bedrückt. Vielleicht bin ich in der Lage, Ihnen zu helfen.»

Der junge Akoluth stolperte unbeholfen herein, das Gepäck vor sich hertragend. Dabei übersah er einen vorstehenden Stein, geriet ins Straucheln und stürzte der Länge nach zu Boden. Die alte Frau blickte auf und brach unvermittelt in ein kehliges Lachen aus. Der Lama gab dem Jungen ein Handzeichen, wieder zu gehen.

«Wir werden woanders übernachten», sagte er, «pass auf die Ponys auf.»

Er wandte sich wieder der alten Frau zu und sagte: «Nun, erzählen Sie mir, was Sie so bekümmert.»

Die alte Frau faltete die Hände und fing an: «Oh, heiliger Lama, hören Sie sich meine Geschichte an und helfen Sie mir. Nur Sie können mir sagen, was ich tun soll.»

Der Lama setzte sich neben sie nieder, nickte ihr aufmunternd zu und sagte: «Ja, alte Mutter, vielleicht kann ich Ihnen helfen, aber zuerst müssen Sie mir von Ihren Schwierigkeiten erzählen. Doch – Sie stammen nicht aus unserem Land? Kommen Sie aus dem Teeland?»

Die alte Frau nickte und erwiderte: «Ja, wir sind nach Tibet gekommen. Früher arbeiteten wir auf einer der Teeplantagen, aber es gefiel uns dort nicht – einige der westlichen Leute behandelten uns sehr schlecht. Wir mussten Unmengen an Tee pflücken, und ständig sagten sie, es seien zu viele Stängel darin. Also kamen wir hierher und schlugen uns am Wegesrand durchs Leben.»

Der Lama sah nachdenklich aus und sagte: «Aber erzählen Sie mir, was Sie jetzt bedrückt.»

Die alte Frau schloss und öffnete immer wieder ihre Hände und schien völlig unschlüssig zu sein. Dann begann sie: «Mein Mann und meine beiden Söhne lebten hier mit mir. Wir kamen ganz gut zurecht, indem wir den Händlern halfen, den Fluss etwas weiter unten zu überqueren – denn wir wussten genau, wo die Trittsteine lagen. Wir hatten sie so angeordnet, dass wir genau wussten, wie die Händler am besten über den Fluss gelangen konnten, ohne ins Wasser zu fallen und in die Schlucht hinuntergespült zu werden. Aber gestern sind mein Mann und meine zwei Söhne die Felswand hinaufgestiegen. Wir wollten Eier, und die Vögel legten gerade gut.»

Sie hielt inne und brach wieder in ein verzweifeltes Schluchzen aus. Der Lama legte den Arm um ihre Schultern, um sie zu beruhigen. Er drückte ihr sanft mit seiner Hand gegen den Nacken. Unvermittelt hörte ihr Schluchzen auf und sie setzte sich auf und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

«Sie hatten offenbar eine beachtliche Menge Eier gesammelt, die sie in einem kleinen Lederbeutel bei sich trugen. Und dann – ich weiß nicht genau, was passiert ist. Es sah so aus, als hätte mein Mann den Halt verloren. Vermutlich gab ein loses Felsstück unter ihm nach, sodass er die Felswand hinunterstürzte.»

Sie unterbrach kurz und begann wieder zu schluchzen. Dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie die dunklen Erinnerungen abschütteln, und erzählte weiter.

«Mein Mann hat sich während des Fallens umgedreht und ist mit dem Kopf auf den Felsen hier unten aufgeschlagen. Der Arme», sagte sie, «das

war schon immer seine Schwachstelle. Es gab ein schreckliches Knirschen und Platschen, genau so – platsch! Und dann ein Geräusch, als würde man auf alte, trockene Äste treten.»

Der Lama nickte verständnisvoll und mit einer Geste, ermutigte er die Frau fortzufahren.

«Aber oben an der Felswand gerieten meine Söhne in große Schwierigkeiten. Einer versuchte noch, den Eierbeutel aus der Hand meines Mannes zu ergreifen, doch im selben Moment verlor er das Gleichgewicht. Der zweite Sohn griff nach den Eiern oder nach seinem Bruder – ich weiß nicht, nach wem – und stürzte ebenfalls ab. Dann löste sich ein kleiner Steinschlag. Beide Jungen fielen hinunter und schlugen hier unten auf den Felsen auf – platsch, platsch – genau so!»

Sie lachte fast schon hysterisch und es dauerte eine ganze Weile, bis der Lama sie wieder beruhigen konnte. Schließlich war sie wieder in der Lage, mit ihrer Geschichte fortzufahren.

«Wie sie aufschlugen! Ich werde das niemals aus meinem Kopf bekommen! Erst dieses matschige Platschen, und dann ein Knirschen und Splittern – so habe ich meinen Mann und meine beiden Söhne verloren. Und selbst die Eier waren alle zerbrochen. Und jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll. Das Leben ist so schwer hier.»

Sie hielt inne, schluchzte und heulte ein- oder zweimal schmerzvoll auf. Dann erzählte sie weiter: «Ein vorbeiziehender Händler half mir, sie da herauszuholen, was ziemlich schwierig war – sie waren alle nur noch eine breiige Masse, man hätte sie wie ein altes Kleidungsstück zusammenrollen können. Vermutlich war kein Knochen in ihren Körpern heil geblieben. Und dann, während der Händler und ich noch dastanden, stürzte sich ein ganzer Schwarm Geier auf sie. Wir waren entsetzt, mit welcher Gier sie sich darüber hermachten. Schneller, als man es für möglich gehalten hätte, war von meinem Mann und meinen beiden Söhnen nichts mehr übrig als die Knochen – und selbst die waren bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert.»

Der Lama strich ihr sanft über den Nacken, als sie erneut die Fassung zu verlieren drohte. Dann legte er behutsam seine Hand an ihren Nackenansatz und übte einen leichten Druck aus. Die Frau richtete sich auf, und allmählich kehrte wieder etwas Farbe in ihr Gesicht zurück.

«Sie haben mir genug erzählt», sagte der Lama. «Quälen Sie sich nicht weiter damit.»

«Nein, heiliger Lama, ich möchte lieber gerne alles loswerden, wenn Sie mir zuhören würden.»

«Gut», erwiderte der Lama. «Erzählen Sie mir, was immer Sie möchten. Ich werde Ihnen zuhören.»

«Der Händler und ich standen einfach da. Ich weiß nicht, wie lange wir dort gestanden haben. Wir haben das Schauspiel mit Schrecken und Angst beobachtet, wie die Vögel die Knochen bis auf den letzten Splitter freigelegt haben. Danach – nun ja, wir konnten die Knochen ja nicht einfach so nahe am Pfad liegen lassen. Also sammelten wir sie alle auf, legten sie in einen Korb und übergaben sie dem Fluss, der sie mit sich durch die enge Schlucht riss. Jetzt habe ich keinen Mann mehr, keine Söhne – nichts ist mir geblieben. Ihr Tibeter glaubt an die Himmlischen Gefilde, wir glauben an das Nirwana, aber ich bin völlig verzweifelt. Ich habe Angst. Auch ich würde gern diese Welt verlassen – aber ich fürchte mich.»

Der Lama seufzte und murmelte halb zu sich selbst: «Ja, jeder möchte gerne in die Himmlischen Gefilde kommen, aber niemand will sterben. Wenn die Menschen sich nur daran erinnern könnten, dass ihnen selbst im Schattental des Todes nichts Böses widerfährt – solange sie das Böse nicht fürchten.» Dann wandte er sich wieder an die alte Frau.

«Aber, alte Mutter», sagte er, «Sie werden doch diese Welt jetzt noch nicht verlassen. Was ist es denn, wovor Sie sich so fürchten?»

«Zu Leben!», antwortete sie unvermittelt. «Zu Leben. Wofür soll ich noch leben? Ich habe keinen Mann mehr, der für mich sorgt. Wie soll ich ohne ihn leben, wie soll ich essen, was kann eine Frau allein in diesem Land schon tun – eine alte Frau noch dazu, eine alte Frau, die für Männer nicht

mehr begehrenswert ist? Was kann ich denn noch tun? Ich erhoffe mir den Tod, doch zugleich fürchte ich ihn. Ich habe niemanden, ich habe nichts mehr. Und wenn ich sterbe – was dann? Meine eigene Religion, die sich von Ihrer unterscheidet, hat mich gelehrt, dass ich, wenn ich in einem anderen Leben weiterlebe, falls es überhaupt ein anderes Leben gibt, mit meiner Familie wieder vereint sein werde. Aber ist das überhaupt möglich? Wenn ich noch einige Jahre lebe, wird meine Familie nicht mehr dieselbe sein, sie werden älter sein, und gewiss werden sie sich von mir entfremdet haben. Ich bin in tiefer Sorge. Ich habe Angst, und ich weiß nicht einmal, wovor ich Angst habe. Ich habe Angst zu leben, und ich habe Angst zu sterben. Ich habe Angst, was mich auf der anderen Seite des Todes erwartet. Es ist das Unbekannte, das ich fürchte.» Impulsiv streckte sie eine Hand aus und umklammerte die Hand des großgewachsenen Lamas.

«Können Sie mir sagen, was mich jenseits des Todes erwartet?», fragte sie mit zitternder Stimme. «Können Sie mir sagen, warum ich mich nicht in die Schlucht stürzen und auch sterben soll, nachdem mein Mann und meine beiden Söhne gestorben sind? Können Sie mir sagen, warum ich das nicht tun soll, denn so könnte ich mit ihnen wiedervereint sein? Wir waren arm, wir waren einfache Leute, aber wir waren auf unsere Weise glücklich zusammen. Wir hatten zwar nie genug zu essen, doch wir kamen zurecht. Und jetzt bin ich eine alleinstehende alte Frau, die nichts mehr hat. Warum, oh, heiliger Lama, soll ich mein Elend nicht beenden? Warum soll nicht auch ich zu meiner Familie gehen? Können Sie mir das sagen, oh, heiliger Lama?» Sie wandte sich dem Lama zu und sah ihn flehend an.

Er schaute sie voller Mitgefühl an und sagte: «Ja, alte Mutter, es ist gut möglich, dass ich Ihnen durch gewisse Informationen helfen kann. Doch zuerst, ich vermute, dass Sie heute überhaupt noch nichts gegessen und getrunken haben – stimmt das?»

Sie schüttelte stumm den Kopf. Ihre verquollenen Augen füllten sich mit Tränen, und ihre Lippen zitterten unter der Heftigkeit ihrer unterdrückten Emotionen.

«Wir werden zuerst etwas Tee und Tsampa zu uns nehmen», sagte der Lama, «und dann werden Sie sich besser fühlen, und anschliessend können wir uns miteinander unterhalten. Ich werde Ihnen einiges erzählen, von dem ich weiß, dass es wahr ist.»

Er erhob sich, begab sich zum Eingang der kleinen Höhle und rief dem Akoluthen.

«Sammle etwas Holz und mach ein Feuer», rief er. «Dann trinken wir Tee und essen etwas Tsampa. Danach werden wir beide uns mit der alten Mutter in der Höhle unterhalten. Es ist unsere Pflicht, ihr Trost zu bringen – Trost, den nur die wahre Religion geben kann.»

Der junge Knabe streifte zwischen den großen Felsblöcken umher. Hier mangelte es nicht an Holz, und er wünschte sich, die Bedingungen im Lhasatal, Tausende Meter höher, wären ebenso günstig. Er streunte umher, sammelte das trockenste Holz, das er finden konnte, und häufte es zu einem ordentlichen Stapel.

Nur ein Stück weiter oben, am Rande eines scharfkantigen Felsens, entdeckte er etwas, das sofort seine Neugier weckte. Vorsichtig kletterte er etwa fünfzehn Meter die Felswand hinauf und streckte die Hand nach dem merkwürdigen Gegenstand aus, der dort lag – ein glänzendes Etwas, an dem schwarze Strähnen hingen. Als er danach griff, schreckte er derart entsetzt zurück, dass er die Felswand hinabrutschte. In seiner Hand hielt er den oberen Teil des Schädels eines der Opfer. Er rutschte die Felswand hinunter und landete in einem Rhododendronbaum, der seinen Fall aufhielt. Dabei brachen zahlreiche Äste ab, was ihm durchaus gelegen kam – so sparte er sich die Mühe beim Holzsammeln. Er drehte das Ding in seiner Hand um, das er trotz des Sturzes festgehalten hatte: schwarze Haare, ein wenig Haut und der knöcherne obere Teil eines Schädels. Er ließ sein gesammeltes Holz stehen, rannte zum Flussufer und schleuderte das Ding weit hinaus in Richtung der Schlucht. Hastig tauchte er die Hände ins Wasser, wusch sie und schüttelte sie so gut es ging trocken, während er zum Holz zurückeilte.

Mit einer ansehnlichen Ladung kehrte er zu der Stelle nahe dem Höhleneingang zurück, schichtete dort einen ordentlichen Stapel kleiner Äste auf und legte ein kleines Häufchen Zunder dazu. Mit Feuerstein schlug er Funken, um den Zunder zu entzünden, doch der hatte inzwischen die Feuchtigkeit seiner Hände aufgenommen.

Am Höhleneingang schauten ihm der Lama und die alte Frau zu. Der Lama lächelte über das Bemühen des kleinen Akoluthen, aber die alte Frau, deren Magen vor Hunger knurrte, meinte nur: «Tzz, tzz, tzz», und eilte zu dem kleinen Holzstapel, wobei sie ihre ganzen Sorgen vergass. Jetzt war sie wieder ganz Hausfrau, entschlossen, diesem jungen Mann zu zeigen, wie man ein richtiges Feuer entfacht. Schnell nahm sie von ihrem eigenen spärlichen Vorrat etwas trockenen Zunder und schlug ein ganzer Strahl heller Funken dazu. Sie kniete nieder, blies kräftig, immer wieder, und der glühende Zunder fing plötzlich Feuer, das gierig nach den kleinen, darüber geschichteten Ästen griff. Mit einem strahlenden Lächeln eilte sie zurück in die Höhle, um eine Kanne zu holen, die bereits mit Wasser gefüllt war.

Der junge Akoluth starrte ihr missmutig hinterher und fragte sich, warum Frauen sich eigentlich immer dann einmischen mussten, wenn Männer gerade dabei waren, eine erstklassige Arbeit zu leisten. Warum mischten sie sich immer ein, ernteten die Früchte der Mühe, heimsten die ganzen Lorbeeren ein und beanspruchten auch noch das ganze gute Karma für sich? Gereizt trat er gegen einen Stein und stapfte dann zwischen den Felsblöcken weiter nach oben, um eine weitere Ladung Holz zu holen.

«Man weiß ja nie, wie sorglos diese alte Frau mit dem Feuerholz umgeht», dachte er bei sich. «Ich sollte dieses Mal besser gleich einen richtigen Vorrat anlegen.»

Oben in der Nähe des großen überhängenden Felsens fand er am Fuße desselben eine Schale und ein kleines Amulettkästchen. Außerdem entdeckte er einen zerfledderten Fetzen Stoff. Als er ihn betrachtete, erkannte er, dass es sich um das Abbild einer der heiligen Dämonenfallen handelte.

Als er genauer darüber nachdachte, erinnerte er sich, dass einige davon gestohlen worden waren – und dann fiel ihm die Geschichte wieder ein.

«Ja, klar», dachte er, «eine ihrer Einnahmequellen bestand darin, heilige Gegenstände zu stehlen und sie über Umwege nach Indien zu schmuggeln, um sie westlichen Touristen als Souvenir zu verkaufen.»

Er steckte die Schale, das Amulettkästchen und den zerfledderten Stofffetzen in den vorderen Teil seiner Robe, breitete die Arme aus, hob den großen Stapel Holz auf und wankte vorsichtig den Pfad hinunter, ohne genau zu sehen, wohin er trat.

Die alte Frau war erneut fleißig am Feuer beschäftigt und, wie es der arme Junge vermutet hatte, legte sie Holz nach, als hätte sie eine ganze Heerschar von Mönchen zum Sammeln – und nicht nur einen kleinen Jungen. Er ließ den ganzen Stapel Holz neben ihr fallen und hoffte insgeheim, dass sie darüber stolpern und ins Feuer fallen würde, damit er sich nicht mehr so abrackern müsste. Dann drehte er sich um, ging auf den Lama zu und holte die Schale, das Amulettkästchen und das Stück Stoff hervor.

«Es gehört mir, es gehört mir, es gehörte meinem Mann!», schrie die alte Frau und fuhr so schnell in die Höhe, als würde sie levitieren. Sie kam herbeigeeilt, riss dem jungen Mann die Gegenstände aus der Hand und starrte sie gierig an. «Das Einzige, was ich jetzt noch auf der Welt habe, das mich an ihn erinnert.»

Mit diesen Worten schob sie die Sachen in den Brustteil ihres Kleides und ging zum Feuer zurück, Tränen rannen ihr aus den Augen.

Der junge Akoluth sah den Lama verdriesslich an und murmelte: «Hoffentlich kommt das nicht alles ins Tsampa. Ich habe verpfuschtes Tsampa noch nie gemocht.»

Der Lama wandte sich ab und trat wieder in die Höhle, um das Lachen zu verbergen, das sein würdevolles Äußeres zu zerstören drohte.

Bald saßen der Lama, der kleine Akoluth und die alte Frau an getrennten Plätzen, aßen Tsampa und tranken Tee. Denn Ordensleute in Tibet ziehen

es in der Regel vor, allein zu essen oder nur im Kreis ihrer engsten Gefährten.

Die karge Mahlzeit war bald beendet, und der Lama, der Akoluth und die alte Frau reinigten ihre Schalen mit feinem Sand, spülten sie im Fluss aus und steckten sie wieder in ihre Kleidung. Dann sagte der Lama: «Kommen Sie, alte Mutter, wir setzen uns ans Feuer und überlegen gemeinsam, was wir tun können, um Ihre Probleme zu klären und zu lösen.»

Er ging voraus und warf eine Handvoll Äste in das kleine, flackernde Feuer. Der junge Akoluth blickte düster auf das Feuer und war entsetzt, wie schnell das Holz verbrannte. Der Lama schaute lächelnd auf und sagte: «Ja, du holst besser noch ein oder zwei weitere Bündel Äste – wir werden hier noch Feuer brauchen. Na dann, los!»

Der Junge drehte sich um und schlenderte davon, auf der Suche nach weiterem Holz, oder was ihm sonst so in die Hände fiel. Der Lama und die alte Frau begannen ihr Gespräch.

«Alte Mutter», sagte der Lama, «Ihre Religion und meine Religion sind unterschiedliche Religionsformen, doch im Grunde führen alle Religionen auf demselben Weg nach Hause. Es spielt keine Rolle, woran wir glauben oder wie wir glauben – solange wir nur glauben. Denn eine wahre Religion, die ihren Anhängern geistige und spirituelle Disziplin vermittelt, ist das einzige Heil – für unser Volk wie für das Ihre.»

Er hielt inne, schaute sie an und fuhr dann fort: «Also haben Sie mit dem Gedanken gespielt, sich das Leben zu nehmen? Nun, das ist keine Lösung, wissen Sie. Wenn Sie sich das Leben nehmen, wenn Sie Selbstmord begehen, fügen Sie Ihren Problemen nur noch weitere hinzu – Sie beenden sie nicht.»

Die alte Frau schaute zu ihm auf, denn er war ein großgewachsener Mann und sie sehr klein. Sie sah zu ihm auf, mit gefalteten Händen. Händeringend sagte sie: «Oh ja, bitte klären Sie mich auf. Ich bin unwissend, ich weiß nichts darüber, ich habe keinerlei Bildung. Aber ja, es ist wahr – ich hatte daran gedacht, mir das Leben zu nehmen, mich in die Schlucht zu stürzen und

unten auf den Felsen zerschmettert zu werden, so wie mein Mann und meine beiden Söhne dort zerschmettert sind.»

«Selbstmord ist kein Ausweg», sagte der Lama. «Wir kommen auf diese Erde, um zu lernen und unsere unsterbliche Seele weiterzuentwickeln. Wir kommen auf diese Erde, um bestimmten Lebensbedingungen die Stirn zu bieten – vielleicht der Härte der Armut, vielleicht den großen Versuchungen, denen die Reichen ausgesetzt sind. Denn man darf nicht meinen, dass Geld und Besitz einem ein sorgenfreies Leben garantieren. Auch die Reichen sterben, auch die Reichen werden krank, auch sie leiden unter Ängsten, Verfolgungen und einer Vielzahl von Heimsuchungen und Problemen, die den Armen unbekannt sind. Wir kommen auf diese Erde und wählen unseren Platz entsprechend der Aufgabe aus, die wir zu erfüllen haben, und wenn wir Selbstmord begehen, wenn wir uns das Leben nehmen, dann sind wir wie eine zerbrochene Schale – und wenn man seine Schale zertrümmert, alte Mutter, wovon will man dann essen? Wenn man seinen Feuerstein und den Zündstahl kaputtschlägt, gibt es keinen Funken mehr, um den Zunder zu entzünden – wie will man dann überleben?»

Die alte Frau nickte stumm, als könne sie dem vollständig zustimmen, und so fuhr der Lama fort.

«Wir kommen auf diese Erde und wissen bereits im Voraus, welchen Problemen wir begegnen werden und welche Schwierigkeiten wir durchstehen müssen. Und wenn wir Selbstmord begehen, dann laufen wir vor den Vereinbarungen davon, die wir selbst für unsere eigene Weiterentwicklung getroffen haben.»

«Aber, ehrwürdiger Lama», sagte die alte Frau in ihrer Ratlosigkeit, «vielleicht wissen wir auf der Anderen Seite, was wir vereinbart haben – aber warum wissen wir es nicht mehr, sobald wir hier auf dieser Erde sind? Und wenn wir nicht wissen, warum wir hier sind, wie kann man uns dann verantwortlich machen für etwas, von dem wir nicht einmal wissen, dass wir es tun sollen?»

Der Lama lächelte sie an und sagte: «Oh, was für eine häufige Frage das ist! Jeder stellt sie. In der Regel wissen wir nicht, welche Aufgabe wir auf dieser Erde zu erfüllen haben, denn wenn wir es wüssten, würden wir unsere ganze Energie darauf verwenden, sie zu erfüllen – selbst wenn das anderen Unannehmlichkeiten bereiten würde. Doch wir sollen unsere Aufgabe erfüllen und gleichzeitig anderen helfen. Wir müssen jederzeit nach dem Grundsatz leben: ‹Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.› Wenn wir jedoch aus egoistischem Eifer heraus unsere Aufgabe erfüllen wollen und dabei die Rechte anderer missachten, verschaffen wir uns nur noch zusätzliche Aufgaben, die wir dann ebenfalls bewältigen müssen. Deshalb ist es für die meisten Menschen besser, ihre Aufgabe nicht zu kennen – zumindest nicht, solange sie auf der Erde sind.»

Die Diskussion wurde durch ein Rufen des jungen Akoluths unterbrochen.

«Schaut! Schaut!», rief er. «Schaut, was ich gefunden habe!»

Er eilte heran und hielt eine kleine goldene religiöse Figur in den Händen. Das Gewicht war beträchtlich und er musste sie vorsichtig tragen, aus Angst sie könnte ihm auf die Füße fallen.

Der Lama erhob sich und warf dabei zufällig einen Blick auf die alte Frau. Ihr Gesicht war blassgrün, der Mund stand offen, die Augen weit aufgerissen – der Schrecken stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben. Der Lama nahm dem Jungen die Figur ab, drehte sie um und betrachtete die Gravur auf der Unterseite.

«Ah!», sagte er. «Dies ist eine der Tempelfiguren, die aus dem kleinen Lamakloster dort oben gestohlen wurden. Diebe sind eingebrochen, und dies ist eines der Objekte, die sie mitgenommen haben.» Er wandte sich um und schaute die alte Frau an, die vor Angst zitterte.

«Ich sehe, alte Mutter, dass Sie nichts davon gewusst haben. Ich sehe, dass Sie den Verdacht hatten, Ihr Mann und Ihre beiden Söhne hätten etwas getan, das sie nicht hätten tun sollen. Ich sehe auch, dass Sie sich trotz Ihrer Vermutung nicht ganz sicher waren und dass Sie selbst nicht daran beteiligt

waren. Fürchten Sie sich also nicht – Sie werden in keiner Weise für die Schuld eines anderen bestraft.»

Er drehte sich zu dem kleinen Jungen um und sagte: «Es müsste noch mehr Goldfiguren geben, und auch noch Edelsteine. Wir wollen zusammen dorthin zurückgehen, wo du diese Tempelfigur gefunden hast, und alles gründlich absuchen – vielleicht finden wir noch weitere Gegenstände, die vermisst werden.»

Die alte Frau stotterte und stammelte, bis sie schließlich ein paar Worte herausbrachte: «Oh, großer und heiliger Lama, ich wusste, dass mein Mann und meine beiden Söhne dort drüben am Fuß jenes Felsens etwas taten», und sie zeigte in die Richtung, «aber ich wusste nicht, was genau. Ich habe nicht danach gefragt, aber ich sah sie dort – und das ist in der Nähe der Stelle, an der sie abgestürzt sind.»

Der Lama nickte, und gemeinsam machten er und der Junge sich auf den Weg dorthin. «Genau an dieser Stelle habe ich die Tempelfigur gefunden», sagte der Junge. «Sie ragte einfach aus dem Sand, also habe ich sie aufgehoben.» Der Lama und der Akoluth ließen sich auf die Knie nieder und begannen mit flachen Steinen, den sandigen Boden zu durchgraben. Schon bald stießen sie auf etwas Hartes. Mit den Fingern gruben sie vorsichtig weiter, bis ein großer Lederbeutel zum Vorschein kam, in dem sich zu ihrer Freude Edelsteine und kleine Goldstücke befanden. Sie gruben weiter und fuhren mit den Händen durch die Erde, um sicherzugehen, dass sie nichts übersehen hatten. Schließlich war der Lama zufrieden, dass sie alle gestohlenen Gegenstände wiedergefunden hatten. Sie erhoben sich und gingen zurück zum Feuer, wo die alte Frau immer noch dasaß.

«Morgen», sagte er, «werden Sie diese Gegenstände in das Lamakloster zurückbringen. Ich werde Ihnen ein Schreiben mitgeben, das Sie dem Abt übergeben sollen, und er wird Ihnen als Belohnung für die Rückgabe dieser Dinge einen Geldbetrag aushändigen. In meinem Schreiben werde ich ihm deutlich machen, dass Sie nicht die Schuldige sind. Mit diesem Geld sollte es Ihnen dann möglich sein, in Ihre frühere Heimat nach Assam zu reisen,

wo Sie vielleicht noch Verwandte oder Freunde haben, bei denen Sie leben können. Doch nun wollen wir über Ihre anderen Sorgen sprechen, denn die Angelegenheiten des Geistes haben Vorrang vor jenen des Körpers.»

«Heiliger Lama», sagte der junge Akoluth, «könnten wir nicht etwas Tee trinken, solange Sie sich mit der Frau unterhalten? Ich bin von all der harten Arbeit und der ganzen Aufregung sehr durstig. Ich hätte gern noch etwas Tee.»

Der Lama lachte und schickte den Jungen zum Fluss, um mehr Wasser zu holen, und ja – bald darauf tranken sie frisch gebrühten Tee.

«Alte Mutter», erkundigte sich der Lama, «was ist die andere Sache, die Sie so belastet? Sie sprachen davon, wieder mit Ihrer Familie vereint zu sein.»

Die alte Frau schluchzte ein wenig vor Kummer und Angst, und dann sagte sie: «Heiliger Lama, ich habe meinen Mann und meine beiden Söhne verloren, und selbst wenn sie aus dem Tempel gestohlen haben, sind sie dennoch mein Mann und meine Söhne, und ich möchte gerne wissen, ob ich sie in einem anderen Leben wieder sehen werde.»

«Aber natürlich», antwortete der Lama. «Es gibt so viele Missverständnisse deswegen, weil die Menschen auf dieser Erde glauben, dass alles immer gleich bleibt. Die Menschen mögen keine Veränderungen und möchten nicht, dass sich etwas verändert. Auf der Anderen Seite ist es anders. Hier auf dieser Erde hatten Sie zuerst Ihren Mann, dann bekamen Sie Ihren Sohn, ein Baby. Später kam ein weiteres Kind hinzu. Ihre Kinder wuchsen heran, wurden kleine Jungen, wurden älter und schließlich junge Männer – sie waren nicht mehr dieselben, sie wurden zu Erwachsenen. So ist es auf der Erde: Sie kamen hierher, und auch Ihr Mann und Ihre Söhne kamen hierher, damit ihr alle zusammen sein konnten. Aber Ihr Sohn auf dieser Erde muss nicht auch in Ihrem nächsten Leben Ihr Sohn sein. Man kommt auf die Erde, um eine bestimmte Rolle zu spielen und eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Sie sind diesmal als Frau hierhergekommen, aber auf der anderen Seite des Lebens könnten Sie vielleicht ein Mann sein, und Ihr Ehemann vielleicht eine Frau.»

Die alte Frau sah den Lama verwirrt an. Offenbar verstand Sie es nicht und das Ganze ging völlig über Ihren Verstand hinaus. Der Lama erkannte es und so fuhr er fort.

«Als Sie ein Mädchen in Assam waren, haben Sie wahrscheinlich einige dieser Theaterstücke gesehen – über die Fruchtbarkeit der Erde, über Mutter Natur. Die Schauspieler waren Menschen, die Sie kannten, und wenn sie auf die Bühne gingen, um ihre Rolle zu spielen, verkörperten sie andere Menschen. Sie waren geschminkt und verkleidet, um anderen Menschen zu ähneln oder um Götter oder Göttinnen darzustellen. Sie konnten sie nicht als die erkennen, die sie in Wirklichkeit waren. Auf der kleinen Bühne führten sie ihr Theater auf, posierten und mimten, und dann verschwanden sie von der Bühne, um kurz darauf als die Menschen, die Sie gut kannten, wieder unter Ihnen zu erscheinen. Sie waren nicht länger die Götter, Göttinnen und Dämonen des Theaterstücks, sondern wieder Männer und Frauen, die Ihnen wohlbekannt waren – Ihre Freunde, Ihre Nachbarn und Ihre Verwandten. So ist es auch hier auf der Erde. Sie spielen eine Rolle, Sie sind eine Schauspielerin. Und diejenigen, die als Ihr Ehemann und Ihre Söhne auf die Erde kamen, waren ebenfalls Schauspieler. Am Ende des Theaterstücks, am Ende Ihres Lebens, werden Sie zurückkehren und wieder das sein, was Sie waren, bevor Sie diese Bühne namens Erde betreten haben. Und die Menschen, denen Sie auf der Anderen Seite begegnen werden, sind diejenigen, die Sie lieben – denn man kann nur jenen begegnen, die einen ebenfalls sehen wollen und die man selbst sehen möchte. Sie können nur diejenigen treffen, die Sie lieben. Sie werden Ihre Söhne nicht als kleine Kinder sehen, sondern so, wie sie wirklich sind. Und dennoch werden Sie wie eine Familie sein, denn Seelen kommen in Gruppen – und was ist eine Gruppe anderes als eine Familie?»

Kapitel 10

So kam das Wochenende, wie das Ende der Woche halt immer kommt. Der alte Autor stieß einen Seufzer der Erleichterung aus bei dem Gedanken, dass wenigstens heute keine Post eintraf, denn an einem Samstag wird in Montreal keine Post zugestellt. Während sich also die hochbezahlten Briefträger in ihren Landhäusern ausruhten oder mit ihren Booten zum Fischen hinausfuhren, lehnte sich der alte Autor in seinem Bett zurück und grübelte verdrießlich über all die Fragen nach, die noch beantwortet werden mussten. Hier ist eine Frage, die immer wieder mal gestellt wird. Sie lautet:

Für mich ist es am wichtigsten zu wissen, wohin ich gehe. Sobald ein Mensch geboren wird – so erklären Sie – ist das in gewisser Weise, wie wenn eine Mutter ein Kind zur Welt bringt, nur dass die Silberschnur weiterhin verbunden bleibt. Sie erklären auch, dass das Überselbst neun Zehntel des Unterbewusstseins des Menschen ausmache oder, anders ausgedrückt, das Wesen hinter den Kulissen sei. Gut, wenn das so ist, dann schauen wir uns diesen Menschen einmal an: Er beginnt sein Leben mit nur einem Zehntel und irrt deshalb die meiste Zeit im Dunkeln umher. Dann stirbt der Mensch (er hat seine Aufgabe für das Überselbst erfüllt), die Silberschnur wird durchtrennt, und er ist wieder unabhängig. Was gibt ihm das Überselbst für all seine Mühen?

Also gut, gehen wir es an. Ja, das ist eine Frage, die sich beantworten lässt. Aber Sie müssen sich bewusst machen, dass das Überselbst Ihr wahres Selbst ist – und dass es, was die irdischen Bedingungen betrifft, blind, taub und unbeweglich ist. Das allerdings gilt nur in Bezug auf diese niedere Erdebene. Das Überselbst will erfahren, wie die Dinge hier auf der Erde sind. Es strebt nach schnellen Eindrücken, weil in der Sphäre, in der es normalerweise existiert, alles in einem völlig anderen Zeitmaß verläuft – was hier einem Tag entspricht, dauert dort womöglich tausend Jahre. Deshalb heißt es in einem der christlichen Lieder, dass tausend Jahre wie ein Wimpernschlag

sind. Aber wie auch immer, das Überselbst lässt sich mit dem menschlichen Gehirn vergleichen: Das Überselbst veranlasst einen Menschen oder auch mehrere, bestimmte Dinge zu tun und bestimmte Erfahrungen zu machen. All diese Sinneseindrücke werden dann an das «Gehirn», also an das Überselbst, zurückgeleitet, das diese Empfindungen stellvertretend miterlebt – sei es als Freude oder als Leid.

Es ist schwierig, wissen Sie, weil wir uns auf dieser Erde nur mit drei Dimensionen und nur mit dreidimensionalen Begriffen auseinandersetzen. Wie also sollen wir Konzepte erfassen, die vielleicht neun Dimensionen erfordern?

Sie fragen, welche Art von Belohnung das Überselbst dem Menschen für all die durchlebten Erfahrungen gibt. Doch darauf lässt sich gut eine Gegenfrage stellen: Welche Belohnung geben Sie Ihren Fingern dafür, dass sie den Türknauf drehen und die Tür für Sie öffnen? Wie entlohnen Sie Ihre Füße dafür, dass sie Sie in einen anderen Raum, zum Auto oder die Treppe hinauftragen? Und wie bezahlen Sie Ihre Augen dafür, dass sie Ihrem Gehirn diese schönen Bilder übermitteln? Vergessen Sie nicht: Wenn «Sie» das Gehirn wären und auf Hände, Füße, Nase und Augen angewiesen wären, dann wären auch all diese Organe auf Sie angewiesen, um überhaupt existieren zu können. Wenn Sie nicht existierten, gäbe es auch diese Hände, Füße, die Nase und die Augen nicht. Es ist ein vollkommen gemeinschaftliches Zusammenspiel.

Wenn Ihre Finger eine Zigarette anzünden, dann sind es nicht Ihre Finger, die sich des Rauchens erfreuen – möglicherweise aber ein anderer Teil von «Ihnen». Wie auch immer: Wenn Ihre Finger eine Zigarette anzünden, bedanken sich die anderen Organe auch nicht mit ein paar freundlichen Worten oder teuren Geschenken als Zeichen der Dankbarkeit. Aber selbst wenn «Sie» diese Finger belohnen wollten – wie würden Sie das tun? Was könnten Sie den Fingern geben, das ihnen Freude bereiten und sie angemessen belohnen würde? Und selbst wenn «Sie» das Gehirn wären – wie könnte dieses Gehirn, das selbst auf die Finger angewiesen ist, überhaupt in der

Lage sein, sie zu belohnen? Soll die linke Hand der rechten ein Geschenk machen und dann die rechte der linken ein Gegengeschenk überreichen? Oder wie soll das funktionieren? Behalten Sie stets im Hinterkopf, dass die Finger immer von den Anweisungen des Gehirns, das heißt von «Ihnen», abhängig sind – folglich gibt es keine Belohnung. Denn so wie die Finger und Zehen Teile des gesamten Körpers sind, so sind auch SIE nur ein Teil des ganzen Organismus, der als Erweiterung des Überselbsts existiert. Hier auf der Erde sind Sie lediglich eine Erweiterung – vergleichbar mit einem Arm, der durch eine Öffnung in der Wand greift, um in einem dahinterliegenden Raum etwas zu ertasten, das außerhalb des Sichtfelds liegt.

So ist es also: Sie verrichten die Arbeit nur für sich selbst. Alles, was Sie hier tun, kommt sowohl Ihrem Überselbst als auch Ihnen selbst zugute – Sie sind ein und dasselbe oder ein Teil davon.

Derselbe Fragesteller hat noch eine weitere Frage, die sich gut verwenden lässt:

Wenn der besagte Mensch wiedergeboren werden muss, kehrt er dann zu demselben Überselbst zurück oder bekommt er ein neues? Ist er gewissermaßen ein dauerhafter Teil dieses Überselbsts? Wird der Mensch schlagartig mit den anderen neun Zehnteln seines Bewusstseins ausgestattet – oder wie läuft das ab?

Die Antwort darauf – nun, im Grunde lautet Ihre eigentliche Frage: Kommt bei einer Inkarnation immer derselbe Wesenskörper oder Geist vom Überselbst auf die Erde? Stellen Sie sich vor, Sie schneiden sich in die Hand – deswegen bekommen Sie ja keine neue Hand, oder? Die Hand – oder genauer gesagt, die Wunde – heilt, weil sie ein Teil von Ihnen ist und weil Ihr Gehirn den Heilungsprozess steuert, bei dem sich das verletzte Gewebe wieder zusammenfügt. Menschen sind vollständige Wesenseinheiten, durch die sich das Überselbst auf der Erde manifestieren kann. Diese Erweiterungen

– die Menschen – lassen sich mit den Tentakeln eines Kraken vergleichen: Wird ein Tentakel abgetrennt, wächst er wieder nach.

Ach herrje! Was für ein Durcheinander herrscht in Bezug auf dieses Überselbst! Dabei sollte das in einem früheren Teil dieses Buches doch eigentlich schon ein Stück weit geklärt worden sein. Um vielleicht noch etwas mehr Licht ins Dunkel zu bringen, stellen wir uns ein großes Wesen vor, das über Fähigkeiten verfügt, die wir derzeit nicht verstehen. Dieses Wesen besitzt die Fähigkeit zu denken und dadurch Erweiterungen von sich selbst dorthin auszusenden, wo immer es will – man nennt diese Erweiterungen Pseudopodien. Unser Überselbst bleibt also an seinem Ursprungsort, hat aber die Fähigkeit, Erweiterungen von sich selbst vom Hauptkörper auszusenden – wobei sie dennoch mit ihm verbunden bleiben. Am Ende jeder dieser Erweiterungen befinden sich Bewusstseinsknoten, die Eindrücke über Tasten, Sehen oder Hören wahrnehmen können – jeweils innerhalb eines bestimmten Frequenzbereichs.

Alles ist Schwingung. Es gibt nichts anderes als Schwingung. Wenn wir den Eindruck haben, ein Gegenstand sei unbeweglich, dann schwingt er trotzdem mit einer bestimmten Frequenz. Wenn sich etwas bewegt, dann schwingt es mit einer höheren Frequenz. Und selbst wenn etwas tot ist, schwingt es weiterhin – denn während sich der Körper auflöst, zerfällt er in verschiedene Schwingungsmuster.

Wir nehmen etwas wahr – ganz gleich, ob es sich bewegt oder stillsteht. Wir berühren es und spüren es, weil es eine bestimmte Schwingung hat, die von einem unserer Bewusstseinsknoten empfangen und gedeutet werden kann, der auf genau diese Frequenz abgestimmt ist. Mit anderen Worten: Wir sind fähig, über unseren Tastsinn solche Schwingungen wahrzunehmen.

Andere Objekte dagegen schwingen viel schneller. Wir können diese Schwingungen nicht mit unseren Fingern fühlen, aber unsere Ohren nehmen diese Schwingung auf – wir nennen sie Schall. Sie schwingen in einem Frequenzbereich, den ein empfindlicherer Bewusstseinsknoten als hohen,

mittleren oder tiefen Ton erfassen kann. Darüber hinaus gibt es einen Frequenzbereich, der noch wesentlich höher liegt – einen Frequenzbereich, den wir weder berühren können noch hören. Doch noch empfindlichere Bewusstseinsknoten, die wir Augen nennen, können diese Schwingungen empfangen und in unserem Gehirn zu einem klaren Muster verarbeiten – so entsteht für uns ein Bild von dem, was sich vor uns befindet.

Fast genauso verhält es sich beim Radio: Wir können auf der Mittelwelle hören, die einer eher groben Schwingung bzw. Frequenz entspricht, oder wir schalten auf die Kurzwelle mit deutlich höheren Frequenzen, die von einem reinen Mittelwellenempfänger nicht empfangen werden können. Und wir können auch in den Ultrakurzwellenbereich (oder müsste man sagen: nach oben?) oder sogar in den Ultrahochfrequenzbereich wechseln, wo Fernsehbilder empfangen werden. Ein Fernsehempfänger kann keine Mittelwelle oder Kurzwelle empfangen – genauso wenig wie ein Mittelwellen- oder Kurzwellenempfänger Fernsehbilder empfangen kann. Damit haben wir ein anschauliches Beispiel aus dem Alltag, wie man Erweiterungen so einsetzen kann, dass sie nur bestimmte Schwingungen empfangen. Auf dieselbe Weise sendet das Überselbst Bewusstseinsknoten aus – Pseudopodien – Menschen – um etwas in Erfahrung zu bringen, was das Überselbst wissen möchte.

Hier ein grausiger Gedanke für Sie – etwas, das Ihnen vor dem Einschlafen eine Gänsehaut bereiten könnte: Wir haben gesehen, wie Menschen Geräte bauen, um im Mittelwellenbereich, im Ultrakurzwellenbereich oder im Kurzwellenbereich empfangen zu können. Angenommen, Ihr Überselbst betrachtet die Erde lediglich als Mittelwellenbereich – dann kann es doch auch Pseudopodien in höheren Frequenzbereichen im Einsatz haben, nicht wahr? Und so kann es manchmal vorkommen, dass Sie einen Albtraum haben, weil das arme alte Überselbst die Verbindung durcheinandergebracht hat – und Sie plötzlich Eindrücke von glubschäugigen Monstern oder Ähnlichem empfangen. Nun ja – solche Wesen gibt es tatsächlich, wissen Sie.

Der Autor nahm einen weiteren Brief zur Hand und erschauerte. Es gab keinen Spiegel in seiner Reichweite, aber hätte es einen gegeben, hätte man sehen können, wie er blass wurde – erschreckend blass. Aber warum? Wie wäre es mit dieser Frage hier?

Ich habe eine Frage, und zwar folgende: Wenn eine «Marionette» – also ein Wesen – je nachdem, was es lernen möchte, entweder in einen männlichen oder einen weiblichen Körper inkarnieren kann, warum geht man dann immer ganz selbstverständlich davon aus, dass das Wesen, das der Dalai Lama war, stets als Mann wiedergeboren wird? Gewiss braucht auch dieses Wesen einmal einen Wechsel, wenn es allgemein etwas lernen will – und nicht nur aus männlicher Perspektive. Und warum kann eine Frau niemals die höchste Stufe der lamaistischen Hierarchie erreichen? In Tibet, wo Männer und Frauen meines Wissens gleichgestellt sind (oder es zumindest waren, bevor die Chinesen kamen) – warum gibt es dort eine solche Diskriminierung?

Wieder einmal lässt sich eine Frage teilweise mit einer Gegenfrage beantworten. Hier ist eine, die vielleicht weiterhelfen kann: Wo in der gesamten Geschichte gab es jemals eine Frau als höchste Gottheit? Können Sie mir, werte Leser, ein einziges Beispiel nennen, in dem eine Frau DER oberste Gott war? Ja, es hat Göttinnen gegeben, doch sie waren den Göttern «untergeordnet». Der Dalai Lama war nach tibetischem Glauben ein Gott auf Erden – und als solcher hätte eine Inkarnation als Göttin auf Erden nicht ausgereicht. Er kam in männlicher Gestalt, weil die Aufgaben, die er zu erfüllen hatte, dies erforderlich machten. Aber woher wollen Sie wissen, dass das Überselbst des Dalai Lama nicht anderswo weibliche «Marionetten» hatte, die andere Dinge lernten? Tatsächlich war das der Fall. Und tatsächlich wurde auch auf der weiblichen Seite vieles gelernt.

Der Autor dieses Buches vertritt bei bestimmten Themen ziemlich abgedrehte Ansichten. Eine betrifft die schwachsinnige Presse, eine andere die sogenannte Frauenbefreiungsbewegung. Er ist der festen Überzeugung, dass Frauen im Leben eine sehr bedeutende Aufgabe haben – nämlich die

Erziehung der nächsten Generation. Wenn Frauen nur aufhören würden, Männer nachzuahmen – was sie seiner Ansicht nach deutlich tun, etwa indem sie versuchen, die «Hosen anzuhaben», obwohl ihnen das gar nicht steht – dann, so glaubt er, wäre die Welt ein besserer Ort. Der Autor ist der Meinung, dass Frauen für die meisten Schwierigkeiten der Welt verantwortlich sind, weil sie «frei» sein wollen, wie sie es fälschlicherweise nennen, anstatt ihre Verantwortung als Mütter wahrzunehmen. Frauen sagen, sie wollen gleichberechtigt sein – aber sind sie nicht gleichberechtigt? Welches Tier ist wichtiger, ein Hund oder ein Pferd? Es sind verschiedene Geschöpfe. Männer und Frauen sind verschiedene Geschöpfe. Ein Mann hat noch nie ohne weibliche Beteiligung ein Kind zur Welt gebracht. Aber eine Frau kann durch Parthenogenese ohne die Hilfe eines Mannes ein Kind gebären. Also, wenn sich die Frauenbefreiungsbewegung schon rühmen möchte, warum rühmt sie sich nicht dessen?

Welch größeren Beweis für Ebenbürtigkeit oder gar Überlegenheit könnte es geben als die Tatsache, dass Frauen die ehrwürdige Aufgabe haben, die künftige Generation hervorzubringen und großzuziehen? Die männliche Mitwirkung in dieser Angelegenheit dauert nur wenige Minuten, doch die Frau hat die Aufgabe, die Kinder zu begleiten, bis sie selbstständig sind. Und wie sie sie erzieht, welches Vorbild sie ihnen gibt, das entscheidet darüber, wie die nächste Generation sein wird. Doch heute wollen Frauen lieber in Fabriken arbeiten, um dort zu tratschen, in Kantinen das Essen auszuteilen oder ähnlichen Tätigkeiten nachzugehen, nur nicht die Verantwortung übernehmen, für die sie von Natur aus besonders prädestiniert sind. Frauenbefreiungsbewegung? Ich finde, die Initiatoren dieser Bewegung hätten einen Klaps auf den Hintern verdient – und zwar ordentlich!

Weiter wird gefragt, warum Frauen nie in die höchste Stufe der lamaistischen Hierarchie aufsteigen können. Das liegt daran, dass Frauen irrational sind, weil sie weniger klar denken können und sich eher von ihren Emotionen leiten lassen als von der Vernunft. Wenn Frauen bloß aufhören würden, sich töricht zu verhalten und stattdessen ihre Verantwortung wahrnehmen

würden, dann wäre nicht nur die Welt, sondern das gesamte Universum ein besserer Ort.

Frauen tragen die wohl größte und wichtigste Aufgabe überhaupt: Sie haben die Aufgabe, ein Zuhause zu schaffen, ihm treu zu sein und als Vorbild zu dienen, dem kommende Generationen folgen können. Fehlt es den Frauen wirklich an Größe, diese Aufgabe anzunehmen?

Eine weitere Frage:

Welcher Weihrauch ist der beste?

Das ist eine Frage, die sich nicht eindeutig beantworten lässt – sie ist vergleichbar mit der Frage: Welches ist das beste Kleid? Welches ist das beste Essen? Man kann nicht sagen, was das «Beste» ist, solange man den Zweck nicht kennt, für den es gebraucht wird. Damit die Antwort nicht ganz ausweichend bleibt, hier ein paar Hinweise: Sie sollten verschiedene Sorten und Herkünfte von Weihrauch ausprobieren und selbst herausfinden, welche Sorte FÜR SIE am besten geeignet ist – ob in Momenten der Ruhe, wenn Sie gereizt sind oder wenn Sie meditieren möchten. Entscheiden Sie für jede dieser Situationen, was für SIE am besten passt, und legen Sie sich von diesen Sorten einen guten Vorrat an.

Räucherstäbchen sollten immer dick sein. Die dünnen sind so gut wie nutzlos. Das ist wie bei einer Musiknote: Wenn sie dünn und schrill ist, wirkt sie nur störend und nervt – aber eine volle, satte Note kann beruhigend, besänftigend oder stimulierend wirken. Lassen Sie sich also nie dünne Räucherstäbchen andrehen. Wenn Sie solche benutzen, verschwenden Sie nur Ihr Geld. Stäbchen sind dem Pulver und den Räucherkegeln vorzuziehen. Wo man sie erwerben kann – nun, das ist wieder eine andere Frage. Aber bitte achten Sie darauf: So etwas wie «Rampa-Weihrauch» gibt es nicht. Lobsang Rampa unterstützt weder einen bestimmten Anbieter, noch empfiehlt er ein bestimmtes Weihrauchprodukt. Viele Leute haben schamlos mit

Werbungen wie «Rampa dies» und «Rampa das» auf sich aufmerksam gemacht, doch Lobsang Rampa hat keinerlei geschäftliche Interessen – in keiner Hinsicht. Manchmal gibt es Anfragen, wo ein bestimmtes Buch oder andere Artikel gekauft werden können; in solchen Fällen wird eine Adresse genannt – aber dabei handelt es sich um ganz gewöhnliche Händler, die in keiner Weise mit Lobsang Rampa in Verbindung stehen. Andere Firmen werben wiederum mit diesem oder jenem, was den Titel «Das dritte Auge» trägt, aber es muss aufgrund solcher Werbeanzeigen noch einmal betont werden, dass Lobsang Rampa keine dieser Firmen unterstützt, keine davon bevorzugt und mit keiner von ihnen zusammenarbeitet.

«Oh, oh!», meinte der alte Autor. Miss Kleo setzte sich auf, die Ohren gespitzt, die Schnurrhaare nach vorne gerichtet. Wachsam und fragend sah sie ihn an. Der Autor lächelte sie an und sagte: «He, Kleo, hör dir das mal an. Wir haben hier einen Brief von einem Vertreter der Presse bekommen. Er ist Journalist bei der Zeitung Soundso in der Stadt Soundso-und-sonst-noch-was. Er ist ziemlich verärgert, Kleo, weil er eines der Rampa-Bücher gelesen hat, in dem von feigen Presseleuten die Rede ist. Er glaubt, die Presse sei gottbeauftragt und habe das Recht, über Menschen zu schreiben, was immer sie wolle, denn sie verrichte eine heilige Aufgabe. Eine heilige Aufgabe, hast du das gehört?», fragte der alte Autor. «Dieser Journalist verlangt doch tatsächlich eine klare Stellungnahme von Lobsang Rampa darüber, wie denn die Presse überhaupt Schaden anrichten könne. Er behauptet, die Presse tue nur Gutes.»

Die Presse könnte ein Instrument von sehr, sehr viel Gutem sein – ebenso wie das Fernsehen. Aber beide bedienen die niedrigsten Neigungen der Menschen: Sadismus, Sinneslust, Aberglauben und allerlei andere Sündhaftigkeiten. Den größten Vorwurf, den man der Presse machen kann, ist, dass sie alles veröffentlicht, ohne sich der Fakten ganz sicher zu sein. Sie greifen ein Gerücht auf und stellen es sofort als absolute Wahrheit dar – und wenn das Gerücht bereits brisant ist, wird es von der Presse noch zusätzlich

verdreht, weil sich Sensationen und Sadismus offenbar besser verkaufen lassen als irgendetwas Gutes.

Die Presse spricht über ihre Freiheit – der Pressefreiheit – aber wie steht es denn mit der Freiheit des Einzelnen? Wenn die Presse die Freiheit haben soll, alles zu schreiben, was immer sie möchte, dann sollten doch diejenigen, über die sie schreiben, ebenso viel Raum in den Spalten der Zeitungen erhalten, um die Lügen zu widerlegen, die über sie verbreitet wurden. Stattdessen aber werden bei jedem Versuch einer Gegendarstellung ganze Sätze aus dem Zusammenhang gerissen und zu etwas zusammengestückelt, das absolut vernichtend wirkt und so aussieht, als stamme es direkt von der betroffenen Person. In Wahrheit jedoch ist es nur ein wirres Durcheinander wahllos zusammengewürfelter Aussagen. Oder vielleicht doch nicht so wahllos – sondern mit jener teuflischen Gerissenheit, die offenbar nur Presseleute beherrschen.

Viele Menschen, die sich nicht verteidigen können, werden von der Presse angegriffen. Charlie Chaplin zum Beispiel ist immer und immer wieder auf äußerst ungerechte Weise von der Presse attackiert worden. Auch Prinz Philip ist ein weiteres Beispiel – auch er wurde angegriffen, ohne eine Möglichkeit zu haben, sich zu wehren. Was ist also mit der Freiheit der Presse? Und was ist mit der Freiheit derjenigen, die angegriffen werden?

Die Presse schürt Kriege und Rassenhass. Die Presse berichtet nur über das, was sensationell ist und darauf abzielt, Unruhe zu stiften. Ohne die Presse hätte es vermutlich weder den Krieg in Vietnam noch den in Korea gegeben. Ohne das gezielte Schüren von Rassenhass durch die Medien gäbe es heute wohl auch weit weniger Konflikte zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe. Und jetzt? Jetzt befindet sich die Regierung der Vereinigten Staaten in ernsthaften Schwierigkeiten – weil die Presse, gegen den ausdrücklichen Willen der Regierung, Informationen veröffentlicht hat, die eigentlich geheim bleiben sollten.

Jeder Mensch hat etwas, das er für sich behalten möchte. Jeder Mensch hat etwas, das innerhalb der Familie völlig in Ordnung ist, aber für

Außenstehende, die die genauen Umstände nicht kennen, vielleicht ein wenig «befremdlich» wirken könnte. Dasselbe scheint der Fall mit diesen Pentagon-Papieren zu sein, die von der Presse nun als sensationelle Enthüllung dargestellt werden. Das sorgt in Kanada, England, Frankreich und vielen anderen Ländern für Unruhe – und das nur, weil die Presseleute ein paar Cent mehr für ihre Zeitung verdienen wollen. Nach Ansicht des Autors ist die Presse die übelste Kraft, die es je auf dieser Welt gegeben hat. Und seiner Meinung nach wird die Presse, wenn man sie nicht eindämmt, kontrolliert und zensiert, eines Tages die Welt beherrschen und in den Kommunismus führen.

Der alte Autor lehnte sich zurück und lächelte Miss Kleopatra an. «Na, Kleo», sagte er, «ich frage mich, ob sich dieser schreckliche Kerl, dieser Journalist von der … Zeitung aus der Stadt … das zu Herzen nehmen wird. Ich hoffe es. Vielleicht wäre es ein erster Schritt zu seinem Seelenheil, wenn er seinen Job bei der Presse aufgeben und sich anderswo etwas Anständiges suchen würde.»

Aber wenden wir uns von der Presse ab und widmen uns einigen weiteren Fragen. Sie scheinen nie zu enden. Aber genau das zeigt, wie groß das Bedürfnis nach einer Quelle ist, durch die solche Fragen – zumindest teilweise – beantwortet werden können.

Hier kommen einige Fragen aus England und die dazugehörigen Antworten:

Ist es falsch, ein Tier «einschläfern» zu lassen, wenn es leidet und möglicherweise unheilbar krank ist?

Ein Buddhist sollte kein Lebewesen töten. Doch es gibt Dinge, die über allen etablierten Religionen stehen – ob Buddhismus, Christentum, Judentum, Hinduismus oder eine andere Glaubensrichtung. Dazu zählt das, was man vielleicht als eine Art Pflichterfüllung gegenüber dem Überselbst bezeichnen könnte. Nach Ansicht des Autors ist es eindeutig die mitfühlendere

Handlung, ein Tier schmerzlos zu töten, wenn es nach heutigem tiermedizinischem Kenntnisstand als unheilbar gilt.

Wenn ein Tier an einer Krankheit leidet, bei der die Tiermedizin das Leiden nicht lindern kann, ist es besser, einen Tierarzt zu bitten, es so schmerzlos und so schnell wie möglich einzuschläfern. Das ist ein Akt des Mitgefühls. Der Autor dieses Buches hat sehr viel Erfahrung mit Schmerz – er hat mehr als genug davon abbekommen – und hätte daher eine stärkere Kraft begrüßt, die ihn dauerhaft von seinem Leiden befreit hätte.

Selbstmord ist etwas völlig anderes. Selbstmord ist falsch. Selbstmord ist in der Tat eine sehr schlimme Sache, und Menschen, die darüber nachdenken, ihr Leben zu beenden, sind meist seelisch aus dem Gleichgewicht geraten – durch Trauer, Schmerz oder andere Umstände, die ihr Urteilsvermögen beeinträchtigen. Nach Ansicht des Autors ist Selbstmord grundsätzlich falsch und sollte niemals als Ausweg gewählt werden.

Euthanasie hingegen wäre kein Selbstmord, denn sie beruht auf dem Urteil reifer Menschen, die nicht direkt betroffen sind und daher nicht von belastenden Gefühlen, Selbstmitleid oder körperlichem Leid beeinflusst werden.

Wenn ein Tier krank ist, sollte man es von seinem Leiden erlösen. Wenn ein Mensch unheilbar krank ist und ein so hohes Alter erreicht hat, dass er für andere zur Belastung wird, sollte es eine Form der Euthanasie geben, bei der die Situation mit Personen besprochen werden kann, die keine persönlichen Interessen verfolgen.

Diese nächste Frage steht im Zusammenhang mit der vorherigen, denn sie lautet:

Wäre es möglich, dass ein Tier noch zu Lebzeiten eines Menschen zurückkehrt?

Die Antwort lautet selbstverständlich: Ja – wenn es zum Vorteil des Tieres ist. Wenn also – dies ist natürlich nur ein rein hypothetisches Beispiel und

darf nicht allzu wörtlich genommen werden – ein Tier von seinem Leiden erlöst wird, bevor es seine Aufgabe erfüllt hat, dann ist es möglich, dass genau dieses Tier sich entscheidet, als junges Kätzchen oder als junger Welpe in dieselbe Familie zurückzukehren und jene Zeit nachzuholen, die ihm durch das Einschläfern genommen wurde. So etwas kommt tatsächlich vor. Aber natürlich gilt auch: Befindet sich das Tier auf der anderen Seite des Lebens und ist der «Besitzer» in der Lage, astral zu reisen, dann können sich beide wieder treffen – sofern beide das wünschen.

Die nächste Frage:

Verfügt der Astralkörper auch über eine Aura oder nur der physische Körper?

Die physische Gestalt, die Grundform hier auf der Erde, hat einen Ätherkörper und eine Aura. Beide spiegeln nur die innere Lebensform wider. Viele Menschen können die Aura nicht sehen – die meisten Menschen können die Aura nicht sehen – weil sie sich so daran gewöhnt haben; genauso wie die meisten Menschen die Luft, in der sie leben, nicht sehen können. Alles, was sie sehen können, ist die Luftverschmutzung, und davon gibt es heutzutage genug.

In der Astralwelt ist die Aura um eine Astralgestalt viel heller, und je höher der Entwicklungsgrad einer solchen Gestalt ist, desto heller leuchtet, flimmert und schwingt ihre Aura. Die Antwort lautet also: Ja, es gibt ganz eindeutig eine Aura um eine Astralgestalt. Aber genauso wie auf der Erde manche Menschen die Aura nicht sehen können, so gibt es auch im unteren Astralbereich solche, die die Aura nicht sehen können. Das ist etwas, das sich mit zunehmender Entwicklung der «Nichtseher» verbessert.

Diese Person aus England stellt einige vernünftige Fragen. Sie stammen von einer sehr intelligenten Engländerin (haben Sie das mitbekommen, werte Leser? Ich lobe eine Frau!). Die Frage lautet:

Wäre es zulässig, Informationen aus der Akasha-Chronik zu verwenden, um wahre Darstellungen alter Zivilisationen und echte Biografien berühmter Persönlichkeiten zu schreiben?

Nein, weil man Ihnen nicht glauben würde. Die wahre Geschichte ähnelt der dokumentierten Geschichte nur zufällig. Geschichte wird geschrieben, umgeschrieben oder gelöscht – je nach Laune der Diktatoren oder anderer Machthaber. Ein relativ aktuelles Beispiel ist die Geschichte von Nazi-Deutschland. Es ist hinlänglich bekannt, dass die Geschichte dort etwas verändert wurde, damit Hitler anders erscheint, als er tatsächlich war. Ebenso ist allgemein bekannt, dass die russische Geschichte verändert wurde, um den kommunistischen Diktatoren zu entsprechen. Der springende Punkt ist also: Wenn man die aus der Akasha-Chronik stammende Wahrheit zu Papier brächte, würde man ihr keinen Glauben schenken, da sie zu stark von der offiziellen Geschichtsschreibung des betreffenden Landes abweicht.

Was Biografien und Ähnliches betrifft – nun, wenn man die Wahrheit schreibt, kann man sie meist nicht veröffentlichen, und wenn sie doch veröffentlicht wird, folgt in der Regel ein furchtbarer Aufruhr, weil irgendein Journalist ein vages Gerücht in die Welt setzt und das Feuer so lange schürt, bis daraus ein lodernder Brand entsteht, der die Wahrheit zerstört. Wenn Sie die wirkliche Wahrheit erfahren möchten, müssen Sie wohl warten, bis Sie in die Astralwelt eingegangen sind und dort leben!

Ich muss sagen, Miss C., Sie haben wirklich gute Fragen eingereicht! Ich werde noch eine weitere Frage von Ihnen beantworten. Sie fragen:

Ist ein Schwangerschaftsabbruch immer falsch?

Ich sage: Nein. Es ist oft weitaus besser, eine Abtreibung vorzunehmen, als ein armes kleines Wesen in eine ohnehin schon überbevölkerte Welt zu setzen – ein Wesen, das nicht gewollt ist und durch keinerlei eigenes

Verschulden vielleicht ein äusserst schweres Leben vor sich haben könnte. Warum also sollte es für ein paar unachtsame Augenblicke der Eltern bestraft werden? Bei einem frühen Schwangerschaftsabbruch hat noch kein Astralwesen den Körper des ungeborenen Kindes in Besitz genommen.

Übrigens, an den Leser, der sich über zu viele «Ichs» beschwert hat: Spätestens jetzt, an diesem Punkt des Buches, darf ich wohl aufhören, ein alter Autor zu sein, und einfach ein alter Mann sein, denn eines versichere ich Ihnen: Eine «alte Tratschtante» bin ich ganz bestimmt nicht. Wie auch immer, in meinen Büchern versuche ich, einen persönlichen Kontakt herzustellen, da wir ja alle Freunde sind – oder etwa nicht? Wir sind keine ausgestopften Enten, die auf Sockeln stehen. Denn wer sich selbst auf einen Sockel stellt, kann leicht heruntergeworfen werden.

Hier ist eine weitere Frage, die die Seelen betrifft. Sie lautet:

Wenn ein Mensch nur noch dahinvegetiert und seine Seele ihn bereits verlassen hat – sollte man dann wirklich mit technischen Mitteln versuchen, dieses Leben künstlich zu verlängern?

Meine persönliche Meinung dazu lautet: Nein. Wenn ein Mensch einen solchen Zustand erreicht hat, in dem das geistige Wesen nicht mehr vorhanden ist und das Leben nur noch durch rein mechanische Mittel aufrechterhalten wird, dann ist es falsch und unsinnig, dieses Leben künstlich zu verlängern. Unter solchen Umständen sollten die Maschinen abgeschaltet und dem Körper das Sterben erlaubt werden. Das ist der gnädigste Weg. Man hört heute so oft von unheilbar kranken Menschen, die sich nichts sehnlicher wünschen als zu sterben, die jedoch am Leben gehalten werden – mit dicken Schläuchen im Körper und allen möglichen teuflischen elektronischen Geräten. Aber das ist kein Leben mehr; das ist ein lebendiger Tod. Warum lässt man diese Menschen nicht einfach «nach Hause gehen»?

Eine weitere Frage lautet:

Durch die Bevölkerungsexplosion steigt der Druck auf die Tierwelt und die unberührten Naturgebiete weltweit – werden sie überleben oder wird der Mensch seine Umwelt für immer zerstören?

Viele Tiere, Vögel und Fische werden sterben, und ihre Arten werden für immer von dieser Erde verschwinden. Die Menschen sind unersättlich und gierig. Sie denken nicht an die Tiere in freier Natur, sondern nur daran, sich ein paar Dollar mehr in die Tasche zu stecken. Während diese Zeilen geschrieben werden, gibt es hier in der Provinz Québec ein Vorhaben, Millionen Hektar Wald zu roden, um die Papierindustrie mit Holz zu versorgen. Aus einigen diesen Papierprodukten entstehen Zeitungen, künstliches Leder und zahlreiche andere Erzeugnisse, die der Mensch aus irgendeinem Grund inzwischen als unverzichtbar betrachtet.

Mit dem Fällen der Bäume wird es keine Insekten und keine Vögel mehr geben; keine Plätze, an denen die Vögel nisten können. Es wird auch keine Nahrung mehr für sie geben, und so werden sie verhungern. Tiere ohne Schutz und ohne Nahrung werden ebenfalls verhungern.

Die Menschheit begeht Selbstmord und zerstört ihre Welt in rasantem Tempo. Mit der Abholzung der Bäume wird es zu anderen thermischen Luftströmungen kommen. Die Temperatur der Wälder sorgt dafür, dass Luft aufsteigt und Regen fällt, weshalb es ohne die Bäume zu klimatischen Veränderungen kommen wird. In Québec, wo die Bäume zu Millionen gefällt werden, könnte eine Wüstenlandschaft entstehen.

Die Wurzeln der Bäume reichen tief in den Boden und halten ihn als feste Masse zusammen. Wenn die Bäume gefällt und die Wurzeln herausgezogen werden, bleibt nichts mehr, was den Boden zusammenhält, sodass der Wind den losen Erdboden aufwirbelt. Zurück bleiben wüstenähnliche Landschaften, wie einst in der «Dust Bowl» in Amerika.

Die Menschheit zerstört ihre Welt durch ihre unersättliche Geldgier. Wenn die Menschen bloß etwas natürlicher leben würden oder ohne all diese synthetischen Stoffe, dann wären sie glücklicher. Doch so, wie die Dinge zurzeit stehen, führt der ganze Fortschritt der Menschheit zu einer immer größeren Verschmutzung von Luft, Wasser und Boden – und schon bald wird ein Punkt erreicht sein, an dem es kein Zurück mehr gibt und die Erde unfruchtbar und unbewohnbar wird. Viele Wesen in hohen Ebenen außerhalb dieser Erde, außerhalb dieser Welt, bemühen sich intensiv, die Menschheit zu beeinflussen, damit diese sinnlose Zerstörung der natürlichen Lebensräume aufgehalten wird und die Natur die Chance erhält, das ökologische Gleichgewicht wiederherzustellen – auf eine Weise, die dem Fortbestehen und der Weiterentwicklung des Menschen am besten entspricht.

Aber – was haben wir denn da? Ein großer brauner Umschlag, in dem sich eine gefaltete Zeitung und ein Brief befanden. Der alte Autor warf einen Blick auf die Zeitung und legte sie schnell beiseite, da sie auf Französisch war und er diese Sprache nicht beherrschte. Der Brief hingegen war auf Englisch verfasst. Darin stand, dass die Zeitung einen Artikel eines Mannes veröffentlicht hatte, der behauptete, Lobsang Rampa sei krank und habe sich zur Ruhe gesetzt – und dass er selbst (der Verfasser des Artikels) nun die Nachfolge von Lobsang Rampa angetreten habe. Der Schreiber des Briefes wollte wissen, wer dieser angebliche Nachfolger von Lobsang Rampa sei – und ob das stimme.

Es hat viele Leute gegeben, die behauptet haben, Lobsang Rampa zu sein. Aber zunächst zu diesem Zeitungsartikel. Nein, ich habe keine Nachfolger. Nein, ich habe keine Schüler oder Studenten. Ich habe niemanden, der mein «Erbe» antreten wird. Wenn ich sterbe und diese Erde verlasse, werde ich alles getan haben, was ich zu tun versucht habe. Und wenn sich dann jemand als mein Nachfolger, mein Erbe, mein Stellvertreter ausgeben sollte, dann ist er mit Sicherheit ein Betrüger. Lassen Sie mich das noch einmal in Großbuchstaben wiederholen: ICH HABE KEINE

NACHFOLGER. ES GIBT NIEMANDEN, DEM ICH IRGENDWELCHE «ERMÄCHTIGUNGEN» ERTEILT HABE.

Eine der unangenehmen Begleiterscheinungen, ein einigermaßen bekannter Autor zu sein, ist die Zahl der Menschen, die herumgehen und behaupten, sie seien dieser Autor. So erhielt ich zum Beispiel vor Kurzem einen Brief von einer Flugbegleiterin, die mir schrieb, wie erfreut sie gewesen sei, mich neulich auf einem Flug kennengelernt zu haben – aber wo denn die signierten Bücher seien, die ich ihr versprochen hätte?

Ich bin an den Rollstuhl oder an das Bett gefesselt. Alle meine Flüge unternehme ich astral – ganz ohne Flugbegleiterin. Es hat schon etliche Fälle gegeben, in denen sich Menschen als mich ausgegeben haben. Manche von ihnen waren unhöflich zu anderen, woraufhin ich Briefe von empörten Leuten erhielt, die sich über mein angebliches Verhalten beschwerten. Traurig, nicht wahr? Vielleicht ließe sich so etwas verhindern, wenn jeder einen Identitätsnachweis bei sich hätte, denn mir wurden schon die unterschiedlichsten Dinge in Rechnung gestellt, von denen ich nicht die leiseste Ahnung hatte. Also seien Sie gewarnt. Inzwischen sollten Sie eigentlich wissen, wie ich aussehe – obwohl ich manchmal denke, dass die Bilder auf den Buchumschlägen meiner englischsprachigen Bücher von einem Blinden in völliger Dunkelheit gemalt wurden.

Frage:

Werter Lobsang Rampa, ich würde gerne Ihre Meinung zur Geistheilung im Allgemeinen erfahren. Ist es klug, sich als Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts überhaupt damit zu befassen? Ich meine, die Ärzte sind heutzutage so hochqualifiziert – sie können nahezu alles. Braucht es uns denn noch? Nehmen wir den durchschnittlichen Menschen von heute: Wenn man ihm sagt, dass man Kopfschmerzen schnell heilen kann, ohne dass er eine Menge Tabletten schlucken muss, versteht er gar nicht, wovon die Rede ist. Wahrscheinlich würde er entgegnen, man gehöre in eine psychiatrische Anstalt. Darum meine Frage an Sie: Ist es sinnvoll, diese Heilkräfte einzusetzen?

Nein, es ist eindeutig unklug, sogenannte Heilkräfte einzusetzen, wenn man nicht über fundiertes medizinisches Wissen verfügt. Es kann durchaus vorkommen, dass jemand an einer schweren Krankheit leidet – und es ist durchaus möglich, die Symptome durch Hypnose zu verschleiern. Aber auch wenn man sie verschleiert, heilt man damit nicht die Krankheit. Und wenn sich die Person weiterhin krank fühlt oder sich ihr Zustand sogar verschlechtert und sie schließlich einen Arzt aufsucht – was soll der arme Arzt dann tun, wenn die Symptome verschleiert wurden? Wären die Symptome nicht verschleiert worden, hätte der Arzt die Krankheit vielleicht eindeutig erkennen und heilen können.

Wenn man nicht über fundiertes medizinisches Wissen verfügt und nicht mit einem zugelassenen Arzt zusammenarbeitet, sollte man sich niemals – wirklich niemals – auf solche Heilbehandlungen einlassen, denn sie können lebensgefährlich sein. Dasselbe gilt auch für diese Gebetspraktiken: Wenn eine ganze Gruppe von Menschen zusammenkommt, um für etwas Bestimmtes zu beten, ohne die genauen Umstände und den tatsächlichen Zustand zu kennen, kann es passieren, dass sie das Gesetz der gegenteiligen Wirkung auslösen – und damit alles noch viel schlimmer machen als zuvor. Der beste Grundsatz ist daher: «Lassen Sie die Finger davon.»

Oh je, eine ganze Reihe von Fragen zum selben Thema! Na schön, nehmen wir uns gleich die nächste vor, einverstanden? Die lautet:

Warum ist es so, dass zum Beispiel zwei Menschen an derselben Krankheit leiden, aber der eine sofort geheilt werden kann, während der andere überhaupt nicht darauf anspricht?

Die Antwort wurde oben bereits angedeutet: Bei der ersten Person sind die Symptome durch Hypnose so stark verschleiert, dass man glaubt, sie sei sofort geheilt worden – während die zweite Person nicht so empfänglich für hypnotische Suggestionen ist und sich deshalb nichts verändert. Beachten

Sie den Ausdruck «hypnotische Suggestionen», denn Geistheilen, Gebetsheilung und Ähnliches sind im Grunde hypnotischer Natur.

Frage:

Warum werden meine Hände heiß, wenn ich andere Menschen heile, aber eiskalt, wenn ich mich selbst heile?

Antwort: Wenn Sie eine andere Person heilen oder zu heilen versuchen, vermitteln Sie ihr eine hypnotische Suggestion, dass sich ihr Zustand bessern wird. Gleichzeitig übertragen Sie überschüssiges Prana, das Ihnen zur Verfügung steht. Dieser Energiefluss lässt Ihre Hände warm werden. Natürlich können Sie sich selbst kein eigenes Prana geben, da Sie es ja bereits besitzen – dadurch rufen Sie gewissermaßen das Gesetz der umgekehrten Wirkung hervor und erschöpfen lediglich Ihre eigene Energie, sodass Ihre Hände kalt werden.

Diese sogenannte Heilkraft ist im Grunde hypnotischer Natur. Sie ermöglicht es, einer empfänglichen Person eine für sie annehmbare Suggestion zu vermitteln. Heilkraft bedeutet aber auch, über eine große Menge ätherischer Energie zu verfügen, die man Prana nennt. Wenn man diese Energie besitzt und sich in solchen Dingen auskennt, kann man sie auf eine andere Person übertragen. Es ist, als hätte man ein Auto, das wegen einer schwachen Batterie an einem kalten Morgen nicht anspringt. Das Auto läuft nicht, weil die Batterie zu schwach ist, um den Motor zu starten. Also fährt ein anderes Auto vor, der Fahrer steigt aus und verbindet seine Batterie mit der entladenen Batterie des liegengebliebenen Fahrzeugs. Daraufhin fließt eine große Menge Energie, und das Auto springt sofort an. Das sollte Ihnen eine Vorstellung davon geben, wie diese Energieübertragung abläuft.

Kapitel 11

Wir scheinen sehr international zu sein. Uns erreichen Fragen aus aller Welt – aus Afrika, Indien, Iran und England. Also beginnen wir mit einer Leserfrage, die näher liegt, eine aus Québec. Die Frage betrifft Kinder mit einer geistigen Beeinträchtigung.

Welchen Lebenszweck erfüllt ein Kind, das mit einer geistigen Beeinträchtigung geboren wird, oder mit einer körperlichen Behinderung oder gar blind? Ich weiß, dass nichts ohne Grund geschieht, aber ich erkenne den Sinn nicht für all die geistig behinderten Kinder, die es überall auf der Welt gibt. Es mag vielleicht herzlos klingen, doch wie können diese armen Seelen überhaupt etwas lernen? Wären sie nicht besser dran, wenn sie tot wären?

Antwort: Einige dieser geistig beeinträchtigten Kinder werden so geboren, weil sie sich vor ihrer Geburt auf der Erde ganz bewusst für dieses Leben entschieden haben, um genau diese Erfahrung zu machen. Denn wie kann man die Empfindungen eines geistig beeinträchtigten Kindes wirklich verstehen, wenn man nie selbst eines gewesen ist? Und wenn man nie ein solches Kind gewesen ist und daraus gelernt hat – wie soll man dann geistig beeinträchtigten Kindern helfen können?

Bei anderen Kindern mit einer geistigen Behinderung besteht die Möglichkeit einer deutlichen Verbesserung – selbst, wenn die Ursachen auf Versäumnisse bei der Geburt oder auf fehlende Förderung und Aufklärung zurückzuführen sind, was häufig bei Eltern vorkommt, die etwas älter sind. Doch in der Regel haben die meisten Betroffenen in dieser Gruppe eine «schwache Verbindung» zum Überselbst, sodass die Mitteilungen nicht richtig übermittelt werden. Natürlich gibt es auf der Welt viele Menschen, bei denen man sich fragt, ob es nicht besser wäre, sie wieder «nach Hause» zurückzuschicken – so wie man ein Tier erlöst, wenn keine Hoffnung mehr

besteht. Doch das ist etwas, das wir nicht tun können, weil die Öffentlichkeit derzeit solche Entscheidungen nicht mitträgt.

In Theorie – und nur in Theorie – wäre es das Beste, einen Menschen mit einer schweren geistigen Behinderung zu erlösen. In der Realität ist es jedoch kaum möglich, eindeutig zwischen jenen zu unterscheiden, die unheilbar sind, um daraus zu lernen, und jenen, die tatsächlich nichts daraus mitnehmen außer Verbitterung. Es gibt noch einen weiteren wichtigen Aspekt: Eine Person, die heute als unheilbar gilt und aufgrund dessen für Euthanasie infrage käme, könnte morgen oder schon nächste Woche durch den medizinischen Fortschritt geheilt werden.

Eine schöne Frage – ich bin sicher, sie wird Ihnen gefallen. Sie lautet:

In welchem Mass sollte man vergeben? In der Bibel steht: ‹Auge um Auge, Zahn um Zahn› – aber das ist unmenschlich. Jesus sagte, man solle siebzigmal sieben Mal vergeben. Doch ist das in der heutigen Zeit überhaupt noch möglich? Wie viel Toleranz sollte man gewähren?

Nun, die Antwort darauf könnte gewisse ältere Herrschaften beiderlei Geschlechts durchaus in Verlegenheit bringen, denn in dieser Hinsicht vertrete ich eine strenge Regel, wieviel man sich gefallen lassen sollte. Das Gebot: «Die andere Wange hinhalten», ist mir selbstverständlich bekannt. Aber man bedenke: Der Mensch hat nur vier Backen – zwei vorn und zwei hinten. Und wenn alle vier geschlagen wurden, dann ist es an der Zeit, zurückzuschlagen – aber das deutlich härter, um dem Unsinn ein für alle Mal ein Ende zu setzen. Denn wer sich ständig alles gefallen lässt, sich brav und still verhält und jede Kränkung einfach hinnimmt, beweist damit nur, dass er ein Narr, ein Schwächling und keiner Beachtung würdig ist.

Wir sollten uns fragen: Sind wir Mensch oder Maus? Wenn wir uns wie eine Maus verhalten, dann können wir nach Herzenslust quietschen und uns ängstlich ins Unterholz verkriechen. Sind wir jedoch Mensch – Teil der

Menschheit – dann ist es töricht, grenzenlose Toleranz zu üben, wenn eindeutig Grenzen überschritten werden.

Ein weiterer Brief beginnt mit:

Werter Dr. Rampa, Sie können Einblick in die Akasha-Chronik nehmen und wissen, was wirklich vor sich geht. Können Sie mir die Wahrheit über die Shakespeare-Affäre sagen? Hat Shakespeare nun seine Bücher selbst geschrieben – oder nicht?

Ja, für die, die wissen, wie, und wissen, dass man sie nie missbrauchen darf, steht die Akasha-Chronik zur Verfügung – allerdings nur für besondere Zwecke. Doch im Grunde spielt es keine Rolle, wer Shakespeare war oder warum ihn ein solcher Mythos umgibt. Hier jedoch ein paar unumstößliche Tatsachen:

Der arme Bauernjunge, der später unter dem Namen Shakespeare bekannt werden sollte, wies eine besondere Eigenschaft auf: Er besaß eine «Frequenz», die völlig in Übereinstimmung mit einem Wesen stand, das auf die Erde kommen musste, um eine spezielle Aufgabe auszuführen. Deshalb wurde der Junge, der später als Shakespeare bekannt wurde, sehr genau beobachtet – so, wie ein aufmerksamer Gärtner das Erblühen einer seltenen und kostbaren Pflanze verfolgt.

Zu gegebener Zeit wurden Vorkehrungen getroffen, woraufhin das Wesen, das damals den Körper der Person bewohnte, die später als Shakespeare, der Autor, bekannt wurde, von der ihm zur Last gewordenen Bindung befreit wurde. Er war es leid ein entbehrungsreiches Leben in Armut zu verbringen, und so ließ es sich leicht vereinbaren, dass das Wesen, das Shakespeare lenkte, den Körper verließ – die Kontrolle abgab – und sich in eine andere Sphäre zurückzog.

Das Wesen, dem diese spezielle Aufgabe übertragen worden war, hatte schon seit geraumer Zeit nach einem geeigneten physischen «Vehikel» gesucht – denn für derart hochentwickelte Wesen wäre es äußerst ineffizient,

auf die Erde zu kommen, wiedergeboren zu werden und dabei das Risiko einzugehen, durch die traumatische Erfahrung der Geburt einen Großteil seines Wissens zu verlieren. Als schließlich ein geeigneter erwachsener Wirtskörper gefunden und die Zeit gekommen war, verließ das Astralwesen den Körper, der unmittelbar darauf von einem anderen Astralwesen wiederbesetzt wurde.

Nun befand sich ein mächtiger Intellekt im Körper des armen Bauern – ein mächtiger Intellekt, der zunächst erhebliche Schwierigkeiten hatte, sich den beschränkten Platzverhältnissen und den begrenzten Gehirnwindungen anzupassen. Und so folgte für eine kurze Zeit eine Phase der Stagnation, in der keinerlei schöpferische Arbeit geleistet wurde. Danach machte sich das mächtige Wesen, das nun den Körper des Bauern kontrollierte, auf den Weg nach London. Es machte sich auf den Weg, um sein Umfeld zu erkunden, sich an den neuen Körper zu gewöhnen und dessen Ungeschicklichkeiten zu meistern.

Mit der Zeit und mit wachsender Vertrautheit mit dem übernommenen Körper und dessen Gehirn begann das Wesen mit seiner Aufgabe: dem Schreiben zeitloser Klassiker. Doch angesichts seiner vermeintlichen Herkunft und Bildung schienen die Werke nicht mit ihm als ihrem Urheber vereinbar. Und so kam es im Laufe der Jahre immer wieder zu Zweifeln, Skepsis und wilden Spekulationen darüber, wer Shakespeare war und wer die Werke Shakespeares tatsächlich verfasst hatte.

Die Antwort lautet also: Das Wesen, das den Körper von Shakespeare übernommen hatte, schrieb diese Werke, denn das war seine Aufgabe. Und nachdem er diese erfüllt hatte, schied er dahin und hinterließ ein Rätsel, das für viele ein ungelöstes Geheimnis bleibt. Doch wenn die Menschen nur auf andere hören würden, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, könnten auch sie sich Zugang zur Akasha-Chronik verschaffen – und etwas von den wahren Wundern erfahren, inmitten derer wir leben.

Hier ist noch eine Frage, die vielleicht von Interesse sein könnte. Sie lautet:

Wenn Sie sagen, dass man Geduld braucht, um bewusst astral zu reisen – meinen Sie damit Wochen, Monate oder Jahre? Oder kann der Zeitraum stark variieren, je nachdem, wie lange die betreffende Person schon übt und über welche individuellen und latent vorhandenen Fähigkeiten sie verfügt?

Tatsächlich unternehmen wir alle Astralreisen. Die meisten Menschen sind sich jedoch dessen nicht bewusst, und wenn sie eine Erfahrung machen, an die sie sich am Morgen nur vage erinnern, halten sie sie für einen Traum oder schreiben es der Fantasie zu.

Astralreisen, oder vielmehr es zu lernen, ist in vieler Hinsicht vergleichbar mit dem Fahrradfahrenlernen. Eigentlich klingt es völlig unmöglich, dass jemand je lernt, auf zwei Rädern zu fahren – ganz zu schweigen von diesen Einrädern! Aber Menschen können lernen, Fahrrad oder Einrad zu fahren. Menschen können sogar lernen, über ein Drahtseil zu laufen – und es gibt keinen festen Zeitraum, wie lange man dafür braucht.

Wer glaubt, dass er Fahrrad fahren kann, der kann auch Fahrrad fahren. Wer glaubt, auf einem gespannten Drahtseil oder sogar auf einem durchhängenden Seil laufen zu können, der kann das ebenfalls. Mit dem Astralreisen verhält es sich genauso. Es gibt keine allgemeingültige Liste von Übungen für den Einstieg ins Astralreisen. Wie erklärt man jemandem, wie er Fahrradfahren lernen soll? Wie bringt man jemandem das Rollschuhlaufen bei? Abgesehen vom Ratschlag, sich ein Kissen an den Hintern zu binden. Und nochmals: Wie würden Sie jemandem das Atmen beibringen – etwas, das Lebensnotwendig ist? Atmen ist etwas ganz Natürliches – wir tun es einfach, meist ohne uns dessen bewusst zu sein. Erst wenn irgendwelche Probleme auftreten, wird uns das Atmen bewusst. Ähnlich verhält es sich mit dem Astralreisen: Die meisten von uns nehmen es nicht wahr, doch es ist genauso leicht wie das Atmen und genauso leicht wie das Fahrradfahren.

Das Wichtigste ist, dass Sie sich ganz bewusst dafür entscheiden, eine Astralreise zu unternehmen. Die Betonung liegt auf dem Wort «bewusst». Leider hat das Wort «Fantasie» einen schlechten Ruf, denn viele glauben,

sich etwas vorzustellen, bedeute, sich etwas einzubilden, das gar nicht existiert. Vielleicht sollten wir stattdessen lieber von «Visualisieren» sprechen. Um also mit dem Astralreisen zu beginnen, sollten Sie sich ins Bett legen – und das natürlich allein in einem Raum, in dem Sie ungestört sind. Sie können jede beliebige Körperhaltung einnehmen, solange es für Sie bequem ist. Wenn Sie einen Kopfstand machen könnten und das für Sie bequem wäre, wäre auch das in Ordnung. Doch ob Sie sich nun auf den Rücken, die Seite oder den Bauch legen – entscheidend ist allein, dass Sie sich wohlfühlen. Mehr brauchen Sie nicht zu tun. Wenn Sie sich wohlfühlen, ist das genau das Richtige für Sie.

Legen Sie sich also bequem hin und achten Sie darauf, dass Ihre Atmung vollständig ist – das heißt, ganz natürlich, entspannt und ohne Anstrengung. Verweilen Sie einige Augenblicke in dieser Position und sammeln Sie Ihre Gedanken. Dann – bei ausgeschaltetem Licht – visualisieren Sie sich selbst als einen Körper innerhalb eines Körpers. Visualisieren Sie einen Körper innerhalb Ihres Körpers und wie der innere Körper den äußeren verlässt – etwa so, wie man eine Hand aus einem Handschuh herauszieht.

Stellen Sie sich Ihren physischen Körper bildlich vor, so wie er auf dem Bett liegt. Tragen Sie einen Pyjama? Dann visualisieren Sie ihn – samt Streifen, Mustern oder Blumen. Tragen Sie ein Nachthemd? Visualisieren Sie es ganz genau so, wie es ist. Vielleicht hat es hübsche kleine Schleifen oder Spitzen am Halsausschnitt – dann achten Sie darauf, auch diese zu visualisieren. Oder gehören Sie zu den robusten Naturen, die schlafen wie eine geschälte Banane? Dann visualisieren Sie sich eben genau so, wie Sie sind.

Fahren Sie mit der Visualisierung fort und stellen Sie sich vor (Verzeihung – visualisieren Sie!), dass Ihre astrale Gestalt dem materiellen Körper vollkommen gleicht. Visualisieren Sie, wie dieser feinstoffliche Körper aus dem physischen Körper herausgleitet und aufsteigt – etwa zwei bis fünf Zentimeter über den physischen Körper. Halten Sie ihn dort fest und konzentrieren Sie sich ganz darauf, sich vorzustellen, wie sich das anfühlt. Wenn Sie eine Frau sind, haben Sie vielleicht lange Haare – aber das ist inzwischen

kein zuverlässiges Unterscheidungsmerkmal mehr, denn heutzutage tragen auch Männer oft lange Haare. Wie auch immer: Wenn Sie lange Haare haben, visualisieren Sie sie, wie sie herabhängen. Berühren sie das Gesicht Ihres physischen Körpers? Dann streichen Sie sie gedanklich etwas zurück. Visualisieren Sie Ihren Astralkörper als eine feste, stoffliche Erscheinung. Betrachten Sie ihn von oben, von den Seiten und von unten, damit Sie ein vollständiges und klares Bild – ein solides Bild – von ihm erhalten. Geben Sie sich nun ganz der Zufriedenheit hin.

Sie befinden sich also außerhalb des Körpers. Spüren Sie, wie sich der Astralkörper leicht auf und ab bewegt? Seien Sie hier vorsichtig – wenn die wiegende Bewegung zu stark wird, überkommt Sie womöglich ein unangenehmes Gefühl des Fallens, und dann schnellen Sie mit einem fürchterlichen «Ruck» in den physischen Körper zurück – und Sie liegen einfach nur wieder im Bett.

Denken Sie vorerst nur an Ihren Körper, an Ihren Astralkörper, der ein Stück weit über Ihrem physischen Körper schwebt. Dann stellen Sie sich vor, wie der Astralkörper nach und nach wieder in den physischen Körper zurücksinkt – so, wie man eine Hand in einen Handschuh schiebt.

Versuchen Sie das ein oder zwei Nächte lang, bis Sie die Visualisierung konstant aufrecht erhalten können. Wenn Ihnen das gelingt, gehen Sie einen Schritt weiter.

Sie sind aus Ihrem Körper herausgekommen. Sie schweben direkt über Ihrem physischen Körper. Überlegen Sie nun, wohin Sie gehen möchten. Vielleicht zu Dr. Armand Legge – dem Arzt, der Ihnen einen solch schlechten medizinischen Befund oder etwas in der Art mitgeteilt hat? Na gut, Sie wissen ja, wie er aussieht. Denken Sie an ihn. Stellen Sie sich vor, wie Sie sich auf den Weg machen und dort ankommen. Wenn Ihnen das gelingt, dann könnten Sie dies einmal ausprobieren: Sie könnten ihn ganz leicht am Nacken kitzeln. Er wird sich plötzlich furchtbar unwohl fühlen! Aber vielleicht ist es ein bisschen gemein, Ihnen einen solchen Trick zu verraten.

Kommt Ihnen Ihre Freundin in den Sinn? Nun, Sie könnten auch Ihre Freundin besuchen, wenn Sie das möchten. Aber denken Sie daran: Wenn Sie dabei von zweifelhaften Absichten geleitet werden, enden Sie – zumindest so lange Sie noch wenig Übung haben – blitzschnell und mit einem heftigen Schlag wieder in Ihrem Körper. Was in so einem Fall genau passiert, ist Folgendes:

Sie verlassen Ihren Körper und nehmen sich vor, eine Freundin zu besuchen – oder jemandem, den Sie gerne als Freundin hätten. Sie wissen, dass sie gerade badet, und möchten sehen, ob sich auf ihrem hüllenlosen Körper vielleicht Muttermale befinden. Sie kommen also bei ihr an – doch ihre Aura spürt Ihre Anwesenheit und warnt ihr Unterbewusstsein. Ihr Bewusstsein wird sich vermutlich unbehaglich fühlen. Vielleicht blickt sie immer wieder über die Schulter oder fragt sich, ob der Vermieter durchs Schlüsselloch späht. Sie wird Sie zwar nicht sehen, aber ihre Aura nimmt Ihre Präsenz wahr – und ihr Unterbewusstsein wird derart stark reagieren, dass Sie mit einem heftigen Schlag in Ihren Körper zurückgejagt werden. Dabei werden Sie alles vergessen, was Sie gesehen haben – und mit mehr Schrecken in Ihren Körper zurückgeworfen werden, als Sie es je für möglich gehalten hätten.

Nur wenn Ihre Gedanken wirklich rein sind, können Sie in die Privatsphäre einer Person eindringen. Und an all jene, die mir schreiben und wissen wollen, wie sie ihre Freundinnen im «richtigen» Moment heimlich beobachten können – nun, die Antwort lautet: Lassen Sie es – in Ihrem eigenen Interesse. Andernfalls werden Sie eine ziemlich harte Zurechtweisung erfahren.

Üben Sie dieses Visualisieren – es ist wirklich einfach. Was Sie visualisieren können, können Sie auch umsetzen. Wie lange das dauert, hängt ganz von Ihnen ab – davon, wie schnell Sie die Wahrheit realisieren können. Die Wahrheit ist, dass Sie bereits Astralreisen unternehmen, aber aufgrund Ihrer zivilisatorischen Konditionierung usw. ist Ihnen das nicht immer bewusst. Sie erinnern sich nicht immer daran, und wenn doch, halten Sie es meist für

Einbildung, einen Traum oder tun es als Wunschdenken ab. Sobald Sie die Tatsache des Astralreisens akzeptieren, können Sie es sich auch aufrichtig vorstellen. Und wenn Sie das wirklich können – glauben Sie mir – dann sind auch Sie in der Lage, es zu tun, denn es ist weitaus einfacher, als von einem Stuhl aufzustehen oder ein Buch aufzuheben. Astralreisen ist etwas Grundlegendes – es ist ein Grundrecht jedes lebenden Wesens, ob Pferd, Affe, Mensch oder Katze – alle unternehmen Astralreisen. Wie schnell Sie es allerdings bewusst tun können – das liegt ganz bei Ihnen.

Das wird ja immer seltsamer! Die nächste Frage lautet:

Sie sagen, in der Astralwelt schimmere alles – aber für mich schimmert immer alles. Liegt das daran, dass ich eine Brille trage?

Wenn Sie sich in der Astralwelt befinden, schimmert alles, weil es so voller Leben und Vitalität ist. Wenn Sie es korrekt ausführen, können Sie kleine Lichtpartikel um sich herum sehen. Es erscheint Ihnen, als ob alles in einen Sonnenstrahl getaucht wäre. Sie waren bestimmt schon einmal in einem düsteren Bahnhof, wo ein Sonnenstrahl durch ein trübes Fenster fiel. In diesem Lichtstrahl haben Sie kleine, herumschwebende Partikel gesehen. Genauso ist es in der Astralwelt: Dort befindet man sich im ständigen Sonnenlicht, alles schimmert vor Lebenskraft. Es ist genau das Gegenteil von Smog.

Übrigens, im Astralbereich spielt schlechtes Sehvermögen keine Rolle. Es spielt nicht einmal eine Rolle, ob man blind ist. Im astralen Zustand verfügt man über alle Sinne. Man kann hören und sehen, riechen und fühlen – und das mit hundertprozentiger Klarheit, bei jeder Astralreise. Warum also nicht einmal das Astralreisen versuchen? Es ist einfach und ganz natürlich. Und vor allem: Astralreisen ist absolut sicher. Man kann dabei nicht zu Schaden kommen, und solange Sie keine Angst haben, kann Ihnen überhaupt nichts geschehen. Wenn Sie hingegen Angst haben, verschwenden Sie nur Energie. Es gibt nichts weiter dazu zu sagen – außer als Ergänzung: Wenn

Sie Angst haben, vergeuden Sie nicht nur Ihre Energie unnötig, sondern verlangsamen auch Ihre Schwingungen – und zwar so stark, dass es Ihnen kaum noch möglich ist, im Astralbereich zu bleiben, ähnlich wie ein Flugzeug, das bei nachlassender Geschwindigkeit absinkt. Sie möchten aber nicht absinken, oder? Also: Haben Sie keine Angst. Es gibt nichts, wovor Sie sich fürchten müssen!

Und so treffen *ad infinitum* immer neue Fragen ein, die hinzugefügt werden. Die alte Schreibmaschine klappert unaufhörlich, und die Seiten fliegen nur so heraus – na ja, nicht einfach so, denn alles ist gut durchdacht, aber mit etwas Übung geht das Tippen schnell von der Hand. Jedenfalls werden es immer mehr Seiten – was bedeutet, dass immer weniger Platz für weitere Fragen bleibt. Also beantworten wir noch eine letzte Frage in diesem Kapitel. Und hier folgt eine gute:

Sie sagen uns, dass wir uns auf der Erde nur zu einem Zehntel bewusst sind. Doch wenn man Ihre Bücher liest, entsteht der Eindruck, dass wir weniger bewusst sind als jene Wesen, die andere Planeten bewohnen. Die «Gärtner der Erde» beispielsweise scheinen entweder über ein hundertprozentiges Bewusstsein zu verfügen oder über große geistige Fähigkeiten, die das Bewusstsein der Menschen auf der Erde weit übersteigen – oder erlaubt ihnen ihr dreidimensionaler Zustand vielleicht, mehr als nur einen Zehntel bewusst zu sein? Ihr Intellekt und ihr technisches Wissen scheinen unserem weit überlegen zu sein – und nicht nur das: Auch ihr Mitgefühl und ihr Verständnis gehen weit über das unsere hinaus. Können Sie das bitte erklären?

Ja, sicher, das ist leicht. Auf dieser Erde befinden wir uns auf einem der kleinsten und unbedeutendsten Staubkörnchen im gesamten Universum. Sehen Sie, es gibt mehr Planeten, mehr Welten, als es Sandkörner an allen Meeresstränden der Erde gibt – und wenn Sie wollen, können Sie sogar den gesamten Sand auf dem Meeresboden gleich mit dazuzählen. Denn die Anzahl der Universen übersteigt bei Weitem jedes menschliche

Vorstellungsvermögen. Wenn Sie etwas Schmutz unter dem Fingernagel haben und ihn unter dem Mikroskop betrachten, erkennen Sie Tausende winziger Partikel. Denken Sie dann einmal an all die Dinge, die sich auf der Oberfläche Ihres Körpers befinden – und daran, dass dieser «Schmutz», ganz gleich, wie er Ihnen erscheint, letztlich aus denselben elementaren Kohlenstoffmolekülen besteht.

Wenn Sie also an ein Schmutzpartikel unter Ihrem Fingernagel denken – wie sollen Sie sich dann vorstellen können, wie viele Moleküle, wie viele ganze Welten in einem einzigen menschlichen Körper existieren? Und wenn Sie das bedacht haben, wie sieht es dann erst mit all den anderen menschlichen Körpern, den Tierkörpern, den Körpern auf anderen Welten und so weiter aus?

Auf dieser Welt sind wir uns nur zu einem Zehntel bewusst, doch auf anderen Welten sind die Menschen möglicherweise um mehrere Zehntel bewusster. Aber selbst wenn sie sich nur zu einem Zwanzigstel bewusst wären, könnten sie trotzdem weit intelligenter sein als die Menschen auf der Erde.

Die Gärtner der Erde sind nicht einfach nur dreidimensionale Wesen, die irgendwo im Weltall leben und stets bereit sind, jeden Astronauten oder Kosmonauten abzuwehren, der in ihr Reich eindringt. Sie existieren ebenfalls in einer anderen Dimension, und natürlich sind ihre technischen Fähigkeiten der menschlichen derart überlegen, dass der Mensch für sie wie besonders schmutzige Mikroben auf einem ebenso schmutzigen Erdklumpen erscheint.

Die große Schwierigkeit besteht darin, dass wir auf dieser Erde in drei Dimensionen leben und denken müssen. Wie also soll man Dinge beschreiben, die vielleicht in der neunten oder in noch höheren Dimensionen geschehen?

Um die Frage zu beantworten: Ja, auf dieser Erde sind wir nur zu einem Zehntel bewusst. Und ja, wir sind weniger bewusst als Wesen, die auf Planeten leben, die uns überlegen sind, selbst wenn sie zufällig ebenfalls nur zu einem Zehntel bewusst wären.

Ja, die Gärtner der Erde sind um einiges bewusster – und das nicht nur in einer, sondern in vielen Dimensionen. Sie haben sich von der Stufe, auf der wir uns jetzt befinden, hochgearbeitet. Und gleichwohl gibt es über ihnen noch höhere Wesen, für die die Gärtner der Erde so erscheinen, wie wir Menschen den Gärtnern der Erde erscheinen. Wenn wir jedoch das richtige Gesetz befolgen – nämlich andere so zu behandeln, wie wir selbst behandelt werden möchten, dann können auch wir uns bis zum Gärtner der Erde hocharbeiten und von dort weiter aufsteigen. Am besten lässt sich das mit dem Motto der Royal Air Force beschreiben: «Durch Mühsale zu den Sternen.»

Kapitel 12

Henrietta Bunn blickte ihre Freundin finster an. «Ich versteh diesen Autor einfach nicht», beschwerte sie sich. «Da versuch ich, seine Bücher zu studieren, und dann gibt's nicht einmal einen Index. Wie soll man da bitteschön etwas wiederfinden – etwa alle Bücher noch einmal durchlesen?»

Ihre Worte verhalten in einer Reihe von gemurmelten Beschimpfungen, während sie die Seiten durchblätterte und schließlich den Buchdeckel zuklappte.

Ihre Freundin Freda Prizner lächelte nachsichtig. «Weißt du, Hen», erwiderte sie, «ich lese seine Bücher nur zum Vergnügen. Der Gedanke, sie zu studieren, schreckt mich ab – ich möchte lieber, dass sie mich fesseln!» Sie seufzte und fügte hinzu: «Aber du hast nicht unrecht, Liebes. Alle Bücher sollten einen Index haben, damit man nachschauen kann, was man lieber nicht lesen will.»

Der bedauernswerte Autor stöhnte auf und wälzte sich in dem harten Stahlbett von einer Seite auf die andere. «Was wollen die Leute eigentlich?», fragte er sich. Zuerst schreiben sie, es sei eine «Sünde», zu oft das Wort «ich» zu benutzen. Aber habe ich denn nicht das Recht auf ein oder zwei «Ichs» mehr als der Durchschnitt? Man denke nur an «Das dritte Auge». Und jetzt wollen die Leser (Gott segne sie, jeden Einzelnen) auch noch einen Index haben. Der alte Autor spürte, wie seine Schmerzen schon bei dem bloßen Gedanken daran zunahmen.

Tief im Herzen der Vereinigten Staaten, dort, wo keine Büffel mehr umherstreifen (die Elche haben inzwischen ihren Platz eingenommen), arbeitete fleißig eine großartige und begabte Frau. Mit einem Ehemann – sie meinte, einer reiche völlig! – und zwei Kindern – wobei sie gestand, zwei seien zu viele, da es Jungs waren, die mehr Erziehung bräuchten – und DENNOCH fand sie Zeit, einen Index zu erstellen. Der Index traf aus heiterem Himmel bei mir ein – nun, das stimmt nicht ganz. Um der Wahrheit

dieses Buches gerecht zu werden: Er kam aus dem Postsack eines Postboten. Ein Päckchen. Der alte Autor hantierte daran herum und öffnete es ohne Mühe – denn der kanadische Zoll hatte es bereits geöffnet (eine sehr schlechte Angewohnheit, wie er fand). Und drinnen – DRINNEN – ja genau, Sie haben es erraten, befand sich ein Index.

Mrs. Maria Pien ist eine bemerkenswerte Frau – begabt und kompetent. Aber niemand ist perfekt; selbst sie hat einen Fehler: Ihre Handschrift ist so winzig, dass der alte Autor mit seinem rapide nachlassenden Sehvermögen eine starke Lupe brauchte, um sie lesen zu können. Sie hat wohl ihre wahre Berufung verfehlt – sie hätte Bücher auf den Kopf einer Stecknadel schreiben sollen.

Danke vielmals, Mrs. Pien, für Ihre überaus geschätzte Arbeit. Ein besonderer Dank gilt auch der siamesischen Katze Miss Sekeeta Pien, dafür, dass sie ihre Besitzerin dabei unterstützt, durchzuhalten.

* * * Anmerkung des Übersetzers * * *

Der von Maria Pien zusammengestellte Index wird an dieser Stelle nicht wiedergegeben, da sich die Seitenzahlen auf die englischsprachigen gedruckten Ausgaben der Werke von Lobsang Rampa beziehen. Eine Übertragung ins Deutsche wäre wenig sinnvoll, da nicht alle Bücher in deutscher Sprache als Printversion vorliegen. Die meisten deutschsprachigen Ausgaben sind E-Books, bei denen Seitenzahlen keine feste Referenz darstellen. Zudem verfügen die gedruckten deutschen Ausgaben jeweils am Anfang oder am Ende des Buches über einen eigenen Index. Bei E-Books empfiehlt sich die Nutzung der Suchfunktion zur Stichwortsuche. Die von Maria Pien zusammengetragenen «Worte der Weisheit» wurden hingegen übernommen und verweisen auf das jeweilige Kapitel im Werk von Lobsang Rampa.

* * * * * * *

Worte der Weisheit
(aus den Werken von Lobsang Rampa)

Es ist besser, eine Kerze anzuzünden, als die Dunkelheit zu verfluchen.
Die Flamme bewahren, zum Buchtitel

Je mehr man weiß, desto mehr hat man zu lernen.
Die Flamme bewahren, Kapitel 1

Diese Erde ist nur ein Staubkorn, das in der wirklichen Zeit nur für einen Wimpernschlag existiert.
Die Flamme bewahren, Kapitel 1

Antworten Sie nie auf Kritik, denn damit schwächen Sie nur Ihre Position.
Die Flamme bewahren, Kapitel 2

Alles, was existiert, ist in Bewegung.
Die Flamme bewahren, Kapitel 2

Wie könnte es ohne Gegensätze überhaupt etwas geben?
Die Flamme bewahren, Kapitel 2

Es ist nichts Schlechtes an Extremen – es bedeutet lediglich, dass zwei Punkte so weit wie möglich voneinander entfernt sind.
Die Flamme bewahren, Kapitel 2

Der rechte Weg liegt so nah, doch der Mensch sucht ihn in weiter Ferne.
Die Flamme bewahren, Kapitel 3

Jeder Mensch ist eine Insel für sich selbst.
Die Flamme bewahren, Kapitel 3

Erfolg ist das Ergebnis harter Arbeit und gewissenhafter Vorbereitung.
Die Flamme bewahren, Kapitel 4

Selbstmord ist nie gerechtfertigt.
Die Flamme bewahren, Kapitel 4

Hundert Männer können ein Lager errichten – aber es braucht eine Frau, um daraus ein Zuhause zu machen.
Die Flamme bewahren, Kapitel 5

Ihr Körper ist nur ein Vehikel ein Vehikel, mit dem Ihr Überselbst auf der Erde und auf einigen anderen Planeten Erfahrungen sammeln kann.
Die Flamme bewahren, Kapitel 5

Zeit ist das Wertvollste, was ein Mensch geben kann.
Die Flamme bewahren, Kapitel 6

Schadet man anderen, so schadet man sich selbst.
Die Flamme bewahren, Kapitel 7

Wenn die Menschen ihren Tag richtig planen und sich an diesen Plan halten würden, gäbe es genügend Zeit für alles. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich setze meine Empfehlung erfolgreich in die Praxis um.
Die Flamme bewahren, Kapitel 7

Ohne den Aufstieg auf den Berg bleibt dir der Blick auf die Weite verborgen.
Die Flamme bewahren, Kapitel 8

Man sollte nicht vergessen: Die Schildkröte kommt nur vorwärts, wenn sie den Kopf herausstreckt.
Die Flamme bewahren, Kapitel 9

Kein Glanz auf dem Edelstein ohne Reibung, und ebenso wenig eine Vollkommenheit des Menschen ohne Prüfungen.
Die Flamme bewahren, Kapitel 10

Man muss den Mund lange offenhalten, bis ein gebratenes Rebhuhn hineinfliegt.
Die Flamme bewahren, Kapitel 11

Wenn Sie nicht an andere glauben, wie können Sie dann erwarten, dass andere an Sie glauben?
Die Flamme bewahren, Kapitel 12

Entzweie den Feind und du kannst den Feind beherrschen, bleibe selbst vereint und du kannst einen uneinigen Feind besiegen. Denn auch der Feind kann Angst haben, unentschlossen und unsicher sein.
Die safrangelbe Robe, Kapitel 6

Indem wir reine Gedanken hegen, halten wir die unreinen Gedanken von uns fern. Wir stärken damit das, zu dem wir zurückkehren, wenn wir den Körper verlassen.
Die safrangelbe Robe, Kapitel 13

Man kann um Verständnis bitten. Man kann im Gebet darum bitten,

dass man anderen helfen kann, denn indem man anderen hilft, bringt man sich selbst etwas bei, und indem man andere lehrt, schult man sich selbst und wenn man andere rettet, rettet man sich selbst. Man muss geben, bevor einem gegeben werden kann. Man muss etwas von sich selbst geben, zum Beispiel, Mitgefühl und Erbarmen. Und solange man nicht in der Lage ist, von sich selbst zu geben, kann man von anderen nichts empfangen. Man kann kein Erbarmen bekommen, ohne zuerst Erbarmen gezeigt zu haben. Man kann kein Verständnis bekommen, ohne zuerst Verständnis für die Probleme anderer zu haben.

Die safrangelbe Robe, Kapitel 13

Vergelte Schlechtes mit Gutem und fürchte keinen Menschen und auch nicht deren Taten, denn wenn Gutes für Schlechtes gegeben wird und wir jederzeit Gutes geben, entwickeln wir uns stets aufwärts und niemals abwärts.

Für immer – Du, Lektion 2

Für die Reinen sind alle Dinge rein.

Für immer – Du, Lektion 7

Was immer Sie auch glauben, was Sie sind, das sind Sie. Was immer Sie glauben, tun zu können, das können Sie tun.

Für immer – Du, Lektion 10

Sei still und wisse, dass ich im Innern bin.

Für immer – Du, Lektion 12

Gebt, so wird euch gegeben werden.

Für immer – Du, Lektion 22

Was die Menschen fürchten, das verfolgen sie.

Für immer – Du, Lektion 15

Wir fürchten das, was wir nicht verstehen.

Für immer – Du, Lektion 16

Wenn wir uns auf der anderen Seite des Todes befinden, leben wir in Harmonie.

Für immer – Du, Lektion 16

«Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.» Wir könnten es auch anders formulieren und sagen: «Wenn du den

Glauben eines Kindes hast, unbeschmutzt vom Unglauben der Erwachsenen, kannst du jederzeit gehen, wohin du willst.»
Für immer – Du, Lektion 17

Träume sind Fenster in andere Welten.
Für immer – Du, Lektion 17

Wenn Sie sich immer wieder sagen, dass Sie Erfolg haben werden, dann werden Sie Erfolg haben. Sie haben aber nur dann Erfolg, wenn Sie mit den Beteuerungen des Erfolges fortfahren und keine Zweifel (den negativen Aspekt des Vertrauens) aufkommen lassen.
Für immer – Du, Lektion 19

Wir müssen zu jeder Zeit innere Gelassenheit und ein ruhiges Betragen kultivieren.
Für immer – Du, Lektion 20

Denn die gewonnene Essenz von all dem, was wir auf der Erde gelernt haben, ist das, was uns ausmacht und was wir im nächsten Leben sein werden.
Für immer – Du, Lektion 20

Je mehr Gutes man für andere tun kann, desto mehr kann man für sich selbst gewinnen.
Für immer – Du, Lektion 20

Wenn Sie an Frieden denken, werden Sie Frieden haben.
Für immer – Du, Lektion 20

Wir müssen, wenn wir Fortschritte erzielen wollen, innerlich ruhig und gelassen sein.
Für immer – Du, Lektion 21

Mit innerer Gelassenheit und Vertrauen können Sie jedoch ALLES tun!
Für immer – Du, Lektion 21

Denn so wie wir denken, so sind wir.
Für immer – Du, Lektion 22

Wenn Sie Anzeichen einer Belastung zeigen, bedeutet das, dass Sie nicht die richtige Perspektive haben.
Für immer – Du, Lektion 22

Wenn Sie zu hart arbeiten, dann sind Sie zu sehr damit beschäftigt, an die harte Arbeit zu denken, dass Ihnen keine Zeit bleibt, über das

gewünschte Ergebnis nachzudenken.
Für immer – Du, Lektion 22

Man sollte sich daher immer wieder vor Augen führen, dass in jedem Ringen zwischen der Fantasie und dem Willen immer die Fantasie gewinnt.
Für immer – Du, Lektion 23

Das Einzige, wovor man Angst haben muss, ist Angst zu haben.
Für immer – Du, Lektion 8

Wenn Sie Ihre Fantasie kontrollieren, indem Sie Vertrauen in Ihre eigenen Fähigkeiten aufbauen, dann können Sie alles tun.
Für immer – Du, Lektion 23

Doch der erste Schritt ist, daran zu glauben, dass es kein «Unmöglich» gibt.
Für immer – Du, Lektion 23

So wie man denkt, so ist man.
Für immer – Du, Lektion 24

Wir sollten denen vergeben, die uns Unrecht antun. Genauso sollten wir jene um Vergebung bitten, denen wir Unrecht angetan haben.
Für immer – Du, Lektion 24

Halten Sie sich vor Augen, dass in Gottes Augen alle Menschen gleich sind und in den Augen des Großen Gottes alle Geschöpfe gleichwertig sind, seien das nun Katzen oder Pferde oder was auch immer.
Für immer – Du, Lektion 24

Wir sollten jederzeit denen, die krank sind, trauern oder betrübt sind, große Fürsorge, große Anteilnahme und großes Verständnis entgegenbringen.
Für immer – Du, Lektion 24

Die kranke Person ist vielleicht viel weiter entwickelt als Sie, und wenn Sie dieser kranken Person helfen, können Sie sich in der Tat auch immens selbst helfen.
Für immer – Du, Lektion 24

Ein übermäßiges Wehklagen für die, die «hinübergegangen» sind, verursacht ihnen Schmerzen und führt dazu, dass sie sich auf die Erde herabgezogen fühlen.
Für immer – Du, Lektion 25

Und genauso wie wir andere behandeln sollten, wie wir selbst behandelt werden möchten, so sollten wir der anderen Person volle Toleranz und volle Freiheit gewähren, zu glauben und zu verehren, was immer sie für richtig hält.
Für immer – Du, Lektion 26

Sollten Sie scheitern, dann bedeutet das und nur das, dass Sie in Ihrer Entschlossenheit nicht stark genug waren, um Dieses zu tun oder Jenes nicht zu
Für immer – Du, Lektion 29

Der Bettler von heute kann der Prinz von morgen sein, und der Prinz von heute der Bettler von morgen.
Für immer – Du, Lektion 30

Wenn jemand Sie um ihre Meinung bittet, geben Sie sie. Versuchen Sie aber nie einer anderen Person Ihre Meinung aufzuzwingen.
Für immer – Du, Lektion 30

Man sollte wie die weise alte Eule sein, die glaubt, dass diejenigen, die am wenigsten reden, am meisten hören.
Die Weisheit der Ahnen, Wörterbuchteil: Reden

Man kann den menschlichen Verstand mit einem Schwamm vergleichen, der alles aufsaugt.
Die Weisheit der Ahnen, Wörterbuchteil: Verstand

Friede ist das Fehlen von inneren und äußeren Konflikten.
Die Weisheit der Ahnen, Wörterbuchteil: Friede

Diese Welt, dieses Leben, ist die Hölle. Sie ist ein Prüfungsort, an dem unser Geist durch das Leiden geläutert wird, indem er lernt seinen grobstofflichen Körper zu kontrollieren.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 2

Es kann sich in einem Lamakloster genauso ein Bösewicht befinden, wie sich in einem Gefängnis ein Heiliger befinden kann.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 3

Wir kommen hierher, um Lektionen zu lernen. Wir kommen hierher, um zu leiden, damit sich unser Geist weiterentwickeln kann. Not lehrt, Schmerz lehrt.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 4

Die Angst greift die Seele an.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 7

Das Leben folgt einem harten und steinigen Pfad mit vielen Fallen und Stolpersteinen, aber nur wenn man standhaft ist, erreicht man die Spitze.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 8

Die größte Kraft überhaupt ist die Fantasie.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 9

Lass dein Gewissen dein Führer sein.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 9

Gib nie auf und verzweifle nicht, denn das Gute wird obsiegen.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 9

Es gibt keine kultivierte Person, es sei denn, sie wurde diszipliniert.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 10

Es ist eine traurige Tatsache, dass wir nur durch Schmerzen und Leiden lernen.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 10

Zwischen den Eltern muss die Liebe im Vordergrund stehen, wenn die beste Art Kinder geboren werden soll.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 10

Beinahe jedes Paar könnte erfolgreich zusammenleben, vorausgesetzt sie lernen das Geben und Nehmen.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 10

Streitet euch nicht und seid euch nicht uneins, denn ein Kind nimmt die Haltung der Eltern auf. Das Kind unfreundlicher Eltern wird unfreundlich.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 10

Der Meister kommt immer, wenn der Student bereit ist.
Die Höhle der Ahnen, Kapitel 12

Auch das Eisenerz mag denken, es würde sinnlos im Schmelzofen gemartert, doch wenn die gehärtete Klinge aus feinstem Stahl zurückschaut, dann weiß sie es besser.
Die Rampa Story, Kapitel 1

Es lernt derjenige am meisten, der am besten zuhört.
Die Rampa Story, Kapitel 5

Rasse, Glaube und Hautfarbe spielen keine Rolle – alle Menschen haben rotes Blut.
Die Rampa Story, Kapitel 6

Die Fantasie oder die Vorstellungskraft ist die größte Kraft auf der Erde.
Die Rampa Story, Kapitel 7

Es ist nicht gut, sich zu lange in der Vergangenheit zu verlieren, wenn doch noch so viel Zukunft vor einem liegt.
Ein Arzt aus Lhasa, Kapitel 2

Es ist besser, mit einem friedvollen Geiste zu ruhen, als dazusitzen wie Buddha und zu beten, wenn man schlecht gelaunt ist.
Das dritte Auge, Kapitel 5

Es ist bedauerlich, dass Menschen das verurteilen, was sie nicht verstehen.
Kapitel des Lebens, Kapitel 7

Menschen – Männer wie Frauen – müssen versuchen, miteinander zu leben, indem sie Toleranz, Geduld und Selbstlosigkeit üben.
Kapitel des Lebens, Kapitel 10

Es gibt ein unumstößliches okkultes Gesetz, das besagt, dass man nichts empfangen kann, wenn man nicht zuerst bereit ist, zu geben.
Kapitel des Lebens, Kapitel 11

«Es werde Licht» bedeutet «des Menschen Seele aus der Dunkelheit emporzuheben, auf dass er die Erhabenheit Gottes erkennen möge.»
Kapitel des Lebens, Kapitel 11

Der Tod auf der Erde ist die Geburt in die Astralwelt.
Jenseits des Zehntels, Kapitel 1

Alles hängt von der Einstellung, von der Geisteshaltung ab, weil: So wie man denkt, so ist man.
Jenseits des Zehntels, Kapitel 3

Der Mensch, wenn er entwickelt ist, kann seine ‹Andacht› auch in sich selbst abhalten, überall, zu jeder Zeit, ohne dass er sich wie geistlose Yaks in Herden versammeln muss.
Der Einsiedler, Kapitel 1

Je größer die Spiritualität eines Menschen, desto weniger sein weltlicher Besitz.
Der Einsiedler, Kapitel 1

Einer ohne Augen ist besonders hilflos und ist den anderen und allem auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.
Der Einsiedler, Kapitel 1

Das Leben auf der Erde ist nichts weiter als eine Illusion, denn die Größere Wirklichkeit liegt im Jenseits.
Der Einsiedler, Kapitel 3

Erscheinungen können irreführend sein.
Der Einsiedler, Kapitel 3

Gerüchte sind nie verlässlich.
Der Einsiedler, Kapitel 6

Einige von uns geben wirklich ihr Bestes unter sehr schwierigen Umständen und unsere Mühsale sind dazu da, uns anzuspornen, es noch besser zu machen und uns zu entwickeln, denn an der Spitze gibt es immer genügend Platz!
Der Einsiedler, Kapitel 6

Dieses Leben ist das Schattenleben. Wenn wir unsere Pflicht in diesem Leben erfüllen, werden wir zum wahren Leben ins Jenseits gehen. Ich weiß das, denn ich habe es gesehen.
Der Einsiedler, Kapitel 7

Die Zeit auf der Erde ist nur gerade ein Zucken im Bewusstsein der kosmischen Zeit.
Der Einsiedler, Kapitel 7

Lerne den Hunger jetzt zu ertragen. Lerne jetzt standhaft zu sein. Lerne jetzt eine positive Einstellung zu haben, denn während deines Lebens wirst du Hunger und Leiden kennenlernen, sie werden deine ständigen Begleiter sein. Es gibt viele, die dir Schaden wollen, und viele, die versuchen werden, dich auf ihre Stufe herabzuziehen. Doch nur mit einer positiven Einstellung –immer positiv – wirst du alle Prüfungen und Schwierigkeiten überwinden, die unweigerlich auf dich zukommen werden. Jetzt ist die Zeit zu lernen. Und es ist immer Zeit das, was du lernst, jetzt zu üben. Denn solange du vertrauen hast, und solange du positiv bleibst, kannst du alles ertragen und aus den schlimmsten Misshandlungen des Feindes triumphierend hervorgehen.
Der Einsiedler, Kapitel 8

Niemandem wird mehr gegeben, als er ertragen kann. Und der Mensch wählt selbst, welche Aufgaben er erfüllen und welchen Prüfungen er sich unterziehen will.
Der Einsiedler, Kapitel 8

Eines der Hauptprobleme auf der Welt ist, dass die meisten deiner Mitmenschen negativ sind.
Der Einsiedler, Kapitel 10

Doch wenn die Menschen immer positiv denken würden, dann gäbe es keine Probleme mit der Welt, denn der negative Zustand ist für die Erdenmenschen hier selbstverständlich, obwohl es eigentlich mehr Mühe kostet, negativ zu sein.
Der Einsiedler, Kapitel 10

Der Mensch auf der Erde ist eine irrationale Erscheinung, der eher bereit ist, an das zu glauben, was nicht ist, als an das, was ist.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 2

Vielleicht kennen Sie eine liebe, gute Person, die ständig unter großen Schmerzen leidet. Sie als Außenstehender könnten denken, es sei ungerecht, dass ein solcher Mensch so leiden muss. Oder Sie vermuten, die betreffende Person zahle ein besonders hartes Karma zurück; vielleicht, so nehmen Sie an, war sie in einem früheren Leben ein Unmensch. Doch damit könnten Sie falsch liegen. Woher wollen Sie wissen, ob diese Person nicht gerade deshalb Schmerz und Leid auf sich nimmt, um herauszufinden, wie beides überwunden werden kann – und diese Erkenntnis dann an die Nachfolgenden weiterzugeben? Man sollte nicht immer annehmen, es gehe nur darum, Karma abzutragen. Vielleicht sammelt sie gerade gutes Karma.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 7

Wir müssen das Leben ganz allein bewältigen – jeder Einzelne von uns. Es ist falsch, sich Sekten, Gruppen oder Zirkeln anzuschließen. […] Wir müssen auf eigenen Beinen stehen, und wenn der Mensch sich weiterentwickeln will, muss er lernen, mit sich selbst allein zurechtzukommen.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 7

Dies ist das Zeitalter des Kali – das Zeitalter der Zerrüttung, das Zeitalter des Wandels, in dem die Menschheit tatsächlich an einem Scheideweg steht und sich entscheiden muss, ob sie sich weiterentwickeln oder verkommen will,

ob sie aufsteigen oder auf die Stufe der Schimpansen absinken will. Und in diesem Kali-Zeitalter bin ich gekommen, um zu versuchen, den westlichen Menschen etwas von meinem Wissen zu vermitteln und ihnen vielleicht die Entscheidung zu erleichtern, dass es besser ist, zu lernen und sich weiterzuentwickeln, als stillzustehen und im Sumpf der Verzweiflung zu versinken.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 8

Jeder kann nach der Buddhaschaft streben, unabhängig von seiner Lebenslage. Entscheidend ist allein die Frage: Wie lebt man? Lebt man nach dem Mittelweg? Lebt man nach dem Grundsatz, andere so zu behandeln, wie man selbst behandelt werden möchte? Wenn ja, dann befindet man sich auf dem Weg zur Buddhaschaft.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 8

Wir kommen auf diese Erde, um zu lernen und unsere unsterbliche Seele weiterzuentwickeln.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 9

Wir kommen auf diese Erde und wissen bereits im Voraus, welchen Problemen wir begegnen werden und welche Schwierigkeiten wir durchstehen müssen. Und wenn wir Selbstmord begehen, dann laufen wir vor den Vereinbarungen davon, die wir selbst für unsere eigene Weiterentwicklung getroffen haben.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 9

Alles, was Sie hier tun, kommt sowohl Ihrem Überselbst als auch Ihnen selbst zugute – Sie sind ein und dasselbe oder ein Teil davon.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 10

Ohne das gezielte Schüren von Rassenhass durch die Medien gäbe es heute wohl auch weit weniger Konflikte zwischen Menschen unterschiedlicher Hautfarbe.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 10

Wenn Sie Angst haben, verschwenden Sie nur Ihre Energie.
Die dreizehnte Kerze, Kapitel 11

Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.

In seinem 13. Werk, *Die dreizehnte Kerze*, nimmt Lobsang Rampa die Leser erneut mit auf eine spirituelle und mystische Reise. Mit seiner unverwechselbaren Art beschreibt er eindrucksvolle Erlebnisse, metaphysische Konzepte und die Reise der Seele über den Tod hinaus. Dieses Buch ist weit mehr als eine Sammlung von Geschichten über Menschen und ihre Erfahrungen – es eröffnet einen Blick auf das, was jenseits des Sichtbaren liegt. *Die dreizehnte Kerze* verbindet persönliche Lebenserfahrungen mit spirituellen Lehren und gewährt tiefe Einblicke in Rampas geistige Welt und sein Verständnis vom Leben. Ein inspirierendes Werk für alle, die sich für Spiritualität und Reinkarnation interessieren und nach innerer Ruhe sowie einem tieferen Verständnis der geistigen Welt suchen.

T. Lobsang Rampa gilt als umstrittener Autor, der mit seinen Aussagen für großes Aufsehen sorgte. Seine Behauptung, dass er mittels Transmigration den Körper eines anderen, mit dessen Einverständnis, übernommen habe, löste Ungläubigkeit, ja Bestürzung aus, weil sie nicht in unser gängiges Weltbild passt. Dieses in der Regel sehr geheim gehaltene Verfahren wird in seinem dritten Buch «Die Rampa Story» und noch in weiteren seiner Bücher sehr detailliert beschrieben. Seine Biografie ist außergewöhnlich, deshalb bleibt es, wie so oft, dem Leser überlassen, inwieweit er dem Gelesenen Glauben schenkt und Unbekanntes anzunehmen vermag.

ISBN: 978-3-95500-950-2
9 783955 009502